

Die
Karikatur
und Satire
in der Medizin

von

Eugen Holländer

Zweite Auflage

A. XXXVIII

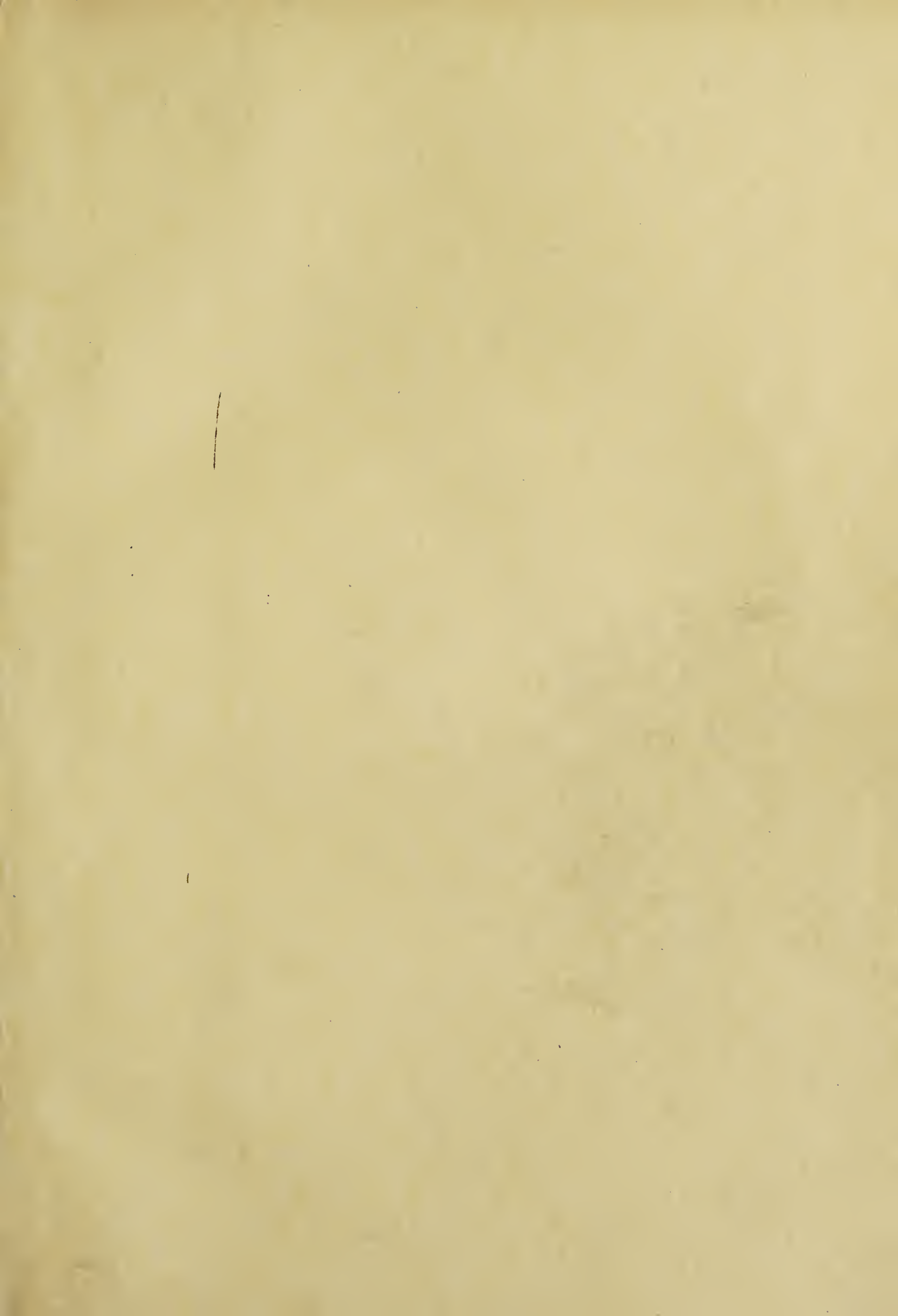
20/h

(2)

CVB / HOL



22101291419



**DIE KARIKATUR UND SATIRE
IN DER MEDIZIN**



Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Wellcome Library

<https://archive.org/details/b29826202>



Confultation de Médecins.

Eine ärztliche Konfultation (1760). Von L. Boilly (c. 1830).

71204

DIE KARIKATUR UND SATIRE IN DER MEDIZIN

MEDIKO-KUNSTHISTORISCHE STUDIE VON
PROFESSOR DR. EUGEN HOLLÄNDER

ZWEITE AUFLAGE

MIT 11 FARBIGEN TAFELN UND
251 ABBILDUNGEN IM TEXT



VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

1 9 2 1

(12)
CyB 1102

EUGEN HOLLÄNDER

BEITRÄGE AUS DEM GRENZGEBIET
ZWISCHEN

MEDIZINGESCHICHTE
UND

KUNST — KULTUR — LITERATUR

I. Die Medizin in der klassischen Malerei.

I. Auflage 1903.

II. Auflage 1913.

II. Die Medizin in der Karikatur.

I. Auflage 1905.

II. Auflage 1921.

III. Die Medizin in der Plastik. 1912.

IV. Wunder, Wundergeburt und Wunder-
gestalt aus deutschen Flugblättern des
fünfzehnten bis achtzehnten Jahr-
hunderts. 1921.

Das Übersetzungsrecht für alle Sprachen und Länder vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft



VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE.

Die Neuauflage der Karikatur und Satire in der Medizin war schon seit langem nötig und wurde durch den Weltkrieg verzögert. Die sogenannten verbesserten Auflagen sind wie die Nachoperationen; sie sind bei den Chirurgen nicht recht beliebt. Als Ganzes ließ ich das Buch unverändert, nur Umgruppierungen waren nötig, und einige bildliche und stoffliche Zusätze erfolgten. Nur das schon in der ersten Auflage flüchtig behandelte Kapitel der modernen Karikatur ließ ich unberührt. Denn unsere kranke Zeit, mit so viel Leid und Tränen, ist noch nicht reif für eine satirische Kritik; und man müßte in ihrer Flut ertrinken.

Eugen Holländer.

INHALT.

	Seite
Vorwort	V
Verzeichnis der Abbildungen	IX
Literaturangabe	XIV
Einleitung	1
Die Karikatur und Satire mit bezug auf Medizin	11
Die antike Zeit	11
Karikaturen bei den Ägyptern, Griechen und Römern.	
Satiren bei den Griechen (Äsop, Aristophanes, Philemon, Anthologie),	
Römern (Cato, Plinius, Martialis),	
Orient Inder, China, Perfer, Hebräer.	
Mittelalter und neuere Zeit	38
Ritter- und Heldenlieder. — Totentanz. — Freidank. — Pfaffe Ameis.	
Satire und Karikatur vor, im und nach dem Reformationszeitalter	61
Inquisition. — Pfaffenärzte. — Johann Weyer. — Petrarca. — Rabelais. —	
Erasmus von Rotterdam. — Sebastian Brant. — Geyler. — Murner. —	
Moscherosch. — Till Eulenspiegel. — Hutten. — Paulis Schimpf und Ernst.	
— Agrippa von Nettesheim. — Ulrich von Hutten. — Montaigne.	
Siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert	107
Molière, seine Schule und die deutschen Nachbeter.	
Das Arzthonorar	131
Die Satire und Karikatur der Pathologie	146
Rabelais. — Lionardo da Vinci. — Nasenmonarchen. — Magengift. —	
Die drei Hospitalreusen.	
Die Gicht	157
Infektionskrankheiten. Pest. — Syphilis. — Cholera	170
Nervöse Affektionen. Gonorrhoe. — Schwangerschaft. — Ungeziefer.	
Blindheit	190
Die Karikatur der Untersuchungsmethoden und der Diagnose	227
Urofkopie. — Pulslehre. — Doctor excrementarius.	
Die allgemeinen ärztlichen Behandlungsmethoden	238
Clysterium donare. — Purgare. — Seignare. — Chirurgie. — Gynäko-	
logie. — Chloroformnarkose. — Orthopädie. — Zahnheilkunde.	
Befondere ärztliche Behandlungsmethoden	301
Perkinismus. — Magenpumpe. — Tierischer Magnetismus. — Haarerzeu-	
gung. — Bevölkerungspolitik. — Mesmer. — Gall. — Akupunktur. —	
Hahnemann. — Jenner und die Impfung.	
Die Parasiten der Heilkunde	361
Die politisch-medizinische Karikatur und Satire	374
Die moderne medizinische Karikatur	385



VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

	Seite
Fig. 1. Holländischer Meister. Bildnis eines Unbekannten	8
„ 2. Ausschnitt aus Mantegnas Sageffe victorieufe	9
„ 3. Herrliberger. Vignette	10
„ 4. Hellenistische Terrakotta	11
„ 5. Hellenische Terrakotta	12
„ 6. Hellenische Terrakotta	13
„ 7. Karikatur eines Faustkämpfers	14
„ 8. Schwangerer Hermaphrodit	15
„ 9. Hellenistische Terrakotta	17
„ 10. Hellenistische Terrakotta	17
„ 11. Hellenistische Terrakotta	18
„ 12. D. Chodowiecki. Wirkung der ausübenden Arzneykunde	30
„ 13. Antiker Skelettbecher. Erstes Jahrhundert v. Chr.	44
„ 14. Allusion auf eine Sektion. Aus einem Flugblatt »Die Totenfresser«	45
„ 15. Die drei Toten und die drei Lebenden. Meister des Amsterdamer Kabinetts	46
„ 16. Meister J. A. M. von Zwolle mit der Weberschütze	47
„ 17. Matth. Greuter. Attrappe auf die Vanitas	48
„ 18. H. Burgkmair. Jost de Negker zu Augsburg	49
„ 19. Totentanz. Aus Hartmann Schedel, Buch der Chroniken	50
„ 20. Aus »Murners Narrenbeschwörung«	51
„ 21. Totentanzalphabet. Holbein	52
„ 22. Arzt und Tod. Hans Holbeins Totentanz	52
„ 23. M. Merian. Der Baseler Totentanz	53
„ 24. Totentanz von Mainz	54
„ 25. Zimmerfcher Totentanz	55
„ 26. D. Chodowiecki	60
„ 27. Daniel Hopfer. Doktor mit dem Balken im eignen Auge	66
„ 28. Bader-Chirurgenstube karikiert	67
„ 29. Wahrmond Jocoferius. Der Quack-Salber-Narr	68
„ 30. Körper- und Seelenarzt. Siebzehntes Jahrhundert	69
„ 31. Aus »Petrarca-Sebastian Brant, Der Arzneyen beyder Glück«	74
„ 32. Francisco de Goya. Aus den »Caprichos«	80
„ 33. Initial aus »Vefals Anatomie«	81
„ 34. Daumier. Aus »F. Fabre, Néméfis médicale«	82
„ 35. Aus »Sebastian Brants Narrenschiff«	83
„ 36. Aus »Sebastian Brants Narrenschiff«	86
„ 37. David Vinckenboons. 1605	87
„ 38. Der Kälberarzt. Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung«	89
„ 39. Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung«	93
„ 40. Rowlandfon. Hebamme zur Arbeit gehend	103
„ 41. Der berühmte Doktor Réquiem, welcher alle geheilt hat, die starben	110
„ 42. A French Physician with his Retinue going to Visit His Patients	115
„ 43. Die Ärzte. Illustration zu den Fabeln von Lafontaine	116
„ 44. Le docteur Diaforus	117
„ 45. Aus einer Illustrationsfolge von Sprichwörtern des siebzehnten Jahrhunderts	121
„ 46. W. Hogarth. The Company of Undertakers	123
„ 47. Daumier. Vignette	126
„ 48. Rowlandfon. Die trauernden Hinterbliebenen	133
„ 49. Rowlandfon. The dying Patient or Doctor's last Fee	135
„ 50. Rowlandfon. Vereinfachtes Verfahren	137
„ 51. H. Goltzius. Der Arzt als Gott	140

	Seite
Fig. 52. H. Allardt. Der Arzt als Engel	141
„ 53. H. Allardt. Der Arzt als Mensch	142
„ 54. H. Allardt. Der Arzt als Teufel	143
„ 55. Engel – Mensch – Satan	144
„ 56. Daumier. Aus »Néméſis médicale«. Vignette	145
„ 57. Daumier. Aus »Néméſis médicale«. Vignette	148
„ 58. Daumier. Vignette	148
„ 59. Jan Steen. Arzt und Liebeskranke	149
„ 60. Von Lionardo da Vinci	150
„ 61. Von Lionardo da Vinci	150
„ 62. Von Lionardo da Vinci	151
„ 63. Von Lionardo da Vinci	151
„ 64. Aus »G. B. della Porta, De humana phyſiognomia«	152
„ 65. Rowlandſon. Profilähnlichkeiten	152
„ 66. Ribera Spagnoletto. Grotesker Kopf	153
„ 67. Kopf eines deutſchen Flugblattes des ſiebzehnten Jahrhunderts	154
„ 68. Einblattdruck vom Jahr 1725	155
„ 69. Magengift	158
„ 70. Les trois Nafes du Monde	159
„ 71. Johann Fiſchart. Vom Titelblatt des Podagrammiſch Troſtbüchlein	161
„ 72. Die Hydropſie als Symbol des Geizes	163
„ 73. Die Laſt des Reichthums	164
„ 74. Lafontaines Fabel Gicht und Spinne	165
„ 75. Joh. Mart. Will. Flugblatt	166
„ 76. Franzöſiſches Flugblatt des achtzehnten Jahrhunderts	167
„ 77. James Gillray. The Gout	169
„ 78. Vignette	170
„ 79. Doktor Schnabel von Rom	171
„ 80. Cham aus Charivari. Die Löwin der Saison	173
„ 81. Der Präſervativmann gegen die Cholera	174
„ 82. Porträt eines Cholerapräſervativmannes	175
„ 83. Porträt einer Cholerapräſervativfrau	177
„ 84. Szenen der Cholerabühne	178
„ 85. Grandville. Le miniſtère attaqué du Choléra morbus	179
„ 86. Die wohleingerichtete kleine Hausapotheke für einen feine Gefundheit liebenden Cholerapräſervativmann	181
„ 87. Die Leiden und Freuden einer Cholerakontumazanzſtalt	182
„ 88. An Attack of Cholera at the Horticultural Gardens	183
„ 89. Choleras Wahlverwandſchaft	184
„ 90. A Cholera Doctor	185
„ 91. Rauchen als Präſervativ gegen die Cholera	186
„ 92. Porträt eines Cholerapräſervativmannes	187
„ 93. Der Doktor in Krähwinkel im Peſtmantel	188
„ 94. Vor'n Sechſer Cholera, aber 'n Biſken Morbus mang	189
„ 95. Aus dem Album Profellor Edingers	192
„ 96. The Cramp	197
„ 97. Rollkutfche und Krampfbett	198
„ 98. Karikatur auf die Steiſchneider und ihre Klienten	199
„ 99. Daumier. Lithographie	201
„ 100. Des Teuffels Garkuchen	203
„ 101. De Bry. Karikatur auf die Steiſchneider	204
„ 102. Der Doktor von Kalabrien	205
„ 103. De Bry	206
„ 104. Späterer veränderter Nachdruck	207

	Seite
Fig. 105. Matthias Greuter. Le Médecin guarissant Phantafie, Purgeant auffi par drogues la folie	209
„ 106. Werkstatt des »Weltstreichenden Arztes Simplicissimi«	210
„ 107. Kopf eines Flugblattes mit darunter stehenden Versen	211
„ 108. Daumier. Consultations gratuites	212
„ 109. La consultation des piqûres	213
„ 110. La Consultation. — Die verkannte Ätiologie	215
„ 111. Time the best Doctor. — Die Zeit als Arzt	216
„ 112. Der Weiber Floh Scharmittel	219
„ 113. Buntdruck von Rowlandson. Wanzen	220
„ 114. Bellangé. La Gale (Die Krätze)	222
„ 115. Le ver solitaire	223
„ 116. Allegorie aus Petrarca-Sebastian Brants Arznei beyder Glück	224
„ 117. Antichambre d'un Médecin	225
„ 118. Kater-Arzt und Ziegenbock-Patient	230
„ 119. Nasendoktor. Buntdruck von Jeremias Wolf	231
„ 120. Pieter Breughel. Verspottung der Urooskopie	232
„ 121. Konsultation bei einem Schlafkranken	233
„ 122. Ghezzi. Il Sig. Dottore che Tafta il Polfo	234
„ 123. Rowlandson. Originalzeichnung	235
„ 124. Le Médecin et le Malade ou le Gastronom e égoïste et le Gourmand à la diète	239
„ 125. Daumier. Vignette	240
„ 126. Medical Dispatch or Doctor Double dose Killing two Birds with one Stone	241
„ 127. Le Docteur naturel, le premier Noble des Charlatans	243
„ 128. Watteau. Der Arzt Mifaubin	244
„ 129. Flugblatt	245
„ 130. Amateurs exécutant une courante	247
„ 131. A. Watteau. »Vôtre homicide Faculté«	249
„ 132. Mort de Pouppe. Chirurgien de Voltaire	250
„ 133. Der kleine Vielfraß	251
„ 134. Les Remèdes à tous maux	253
„ 135. La folie du Jour	255
„ 136. Das Klüftier	256
„ 137. A German Quack Doctor	257
„ 138. Rowlandson. Das Brechmittel	258
„ 139. Flugblatt	259
„ 140. La Médecine dans les Hôpitaux	260
„ 141. Callot. Misères de la guerre	262
„ 142. Ch. Philipon. Karikatur	263
„ 143. Deutsche Karikatur auf die Operationswut	265
„ 144. Karikatur auf einen Chirurgen, der Ohrlöcher macht	266
„ 145. Das Examen eines jungen Chirurgen	267
„ 146. Orthopédie	268
„ 147. Pieter Breughel. Karikatur auf die Steinschneider	269
„ 148. L'Orthopédifte	270
„ 149. Rowlandson. Transplanting of Teeth	271
„ 150. Daumier. L'imagination	272
„ 151. Habit de Médecin	274
„ 152. Habit de Chirurgien	275
„ 153. Habit d'Apoticaire	276
„ 154. Haller v. Hallerstein. Originalzeichnung	277
„ 155. Reklameblatt eines Zahnarztes	279
„ 156. Sans efforts	280
„ 157. The Dentist	281

	Seite
Fig. 158. Ch. Hubry. Le mal de dent	282
„ 159. Sie haben den unrechten Zahn erwischt	283
„ 160. Les Médecins Botaniste et Mineralogiste écrasés par le Médecin à la Mode	285
„ 161. William Hogarth. Der Geburtschwindel der Maria Toft	287
„ 162. William Hogarth. Der Geburtschwindel der Maria Toft	289
„ 163. Der Geburtschwindel der Maria Toft. Flugblatt	290
„ 164. The Surrey-Wonder an Anatomical Farce etc.	291
„ 165. Satirische Darstellung einer Geburt von Siebenlingen	293
„ 166. A Man-Mid-Wife	294
„ 167. The Lecturer	295
„ 168. Satire auf die Nobilitierung englischer Ärzte	297
„ 169. Les hydropathes I.	298
„ 170. Les hydropathes II. Premier traitement, libation, absorption et... indigestion	299
„ 171. Le Bain de Vapeur	300
„ 172. The Tractors. Karikatur auf Dr. Perkins	303
„ 173. The Patent Stomach Reliever for extracting superfluities, excesses and all forts of Poisons	305
„ 174. Macassar Oil! An Oily Puff for Soft Heads	307
„ 175. J. Gillray. Karikatur auf die pneumatische Behandlung	309
„ 176. Der Scharlatan mit der Haut seines letzten radikal geheilten Falles	311
„ 177. Sturm der Infibulistenhöhle durch die Giganten	312
„ 178. Le doigt Magique ou le magnétisme animal	314
„ 179. Les Magnétiseurs	315
„ 180. Le Baquet de Mr. Mesmer	317
„ 181. Le Magnétisme	320
„ 182. Les effets du Magnétisme ... animal	321
„ 183. Deutsche Karikatur auf den tierischen Magnetismus	322
„ 184. Karikatur auf Mesmer	323
„ 185. Daumier. Vignette	324
„ 186. Londoner Karikatur auf Doktor Gall	325
„ 187. Michael Volz. Schädellehre, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph des menschlichen Wissens	327
„ 188. Daniel Heß. Kranioskopische Handgriffe	329
„ 189. Rowlandson. Eine Vorlesung des Doktor Gall	330
„ 190. Rowlandson. The compression cap	331
„ 191. Cours de Phrénologie amusante	332
„ 192. Phrénologie. Der Mediziner	333
„ 193. Das System Galls und Spurzheims	334
„ 194. Pitt und der König von Schweden konsultieren inkognito den Doktor Gall	335
„ 195. Karikatur auf Doktor Gall und Louis Philipp	336
„ 196. Les indiscretions de Lavater	337
„ 197. J. Smies. Luft tot onderzoek	338
„ 198. Les grands effets merveilleux de l'Acupuncture	339
„ 199. Göttinger Karikatur gegen den Berliner Anatomen J. G. Walter	340
„ 200. Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie	341
„ 201. G. Nehrlich. Der Kampf der Homöopathen und Allopathen	342
„ 202. Jenner	345
„ 203. Sept contre un, ou la comité de la Vaccine	348
„ 204. La Vaccine en voyage	349
„ 205. Karikatur auf Doktor Marchelli, den Erfinder der Schaflymphe	350
„ 206. Gare la Vaccine. Triomphe de la petite Vérole	351
„ 207. Les Malheurs de la Vaccine	353
„ 208. Aus Ehrmann: Kuhpockenschwindel	355
„ 209. G. Cruikshank. Karikatur auf die Kuhpockenimpfung	357

	Seite
Fig. 210. Germanias Not und Klage über die Vergiftung ihrer Kinder	358
„ 211. Doktor Nittingers Impfkarikatur	359
„ 212. Jost Ammans Beschreibung aller Stände	362
„ 213. Lukas von Leyden. Zahnbrecher und Bader-Chirurg	363
„ 214. Lukas von Leyden. Zahnbrecher und Bader-Chirurg	363
„ 215. J. v. Velde. Populus vult decipi	365
„ 216. Cornelius Dufart. Der Heilmeister	366
„ 217. C. W. E. Dietrich. Der Zahnbrecher auf dem Jahrmarkt	367
„ 218. Anton Maulpersch. Der fahrende Chirurg	368
„ 219. Der Jungferndoktor	369
„ 220. Grabstein des Doktor Eisenbart	370
„ 221. Cornelius Dufart. Der Barbier	372
„ 222. Daumier. Vignette	373
„ 223. Französische Karikatur in der Manier der alten holländischen Doktorbilder auf die französischen Niederlagen des zweiten Koalitionskrieges	375
„ 224. Karikatur auf Napoleon I.	377
„ 225. Französische Karikatur auf Napoleon III.	378
„ 226. Im Lazarett. Bismarck als Chirurg	379
„ 227. Naissance du juste milieu	381
„ 228. Arlequin Deodat et Pamirge Hypochondriaques	382
„ 229. L'Indisposition de Gilles ou la consultation des Docteurs	383
„ 230. J. W. Weil. Allegorie auf die Therapie	384
„ 231. Vignette	385
„ 232. Wie es in der Wohnung eines beliebten Frauenarztes nach Weihnachten ausieht	385
„ 233. Les femmes médecins	386
„ 234. Th. Th. Heine. Heilkunst	387
„ 235. Adolf v. Menzel. Allegorie auf eine Schwitzkur durch Fliedertee	388
„ 236. F. v. Reznicek. Ich glaube, der Mensch ist eingeschlafen	389
„ 237. Aus den Lustigen Blättern	390
„ 238. Karikatur von Guillaume	391
„ 239. Aus den Lustigen Blättern	392
„ 240. Wilh. Schulz. Zur Lage der deutschen Ärzte	393
„ 241. I. Internationaler Patientenkongreß	394
„ 242. Wie die Naturforscher naturforschen	395
„ 243. Eine Zukunftsapotheke	396
„ 244. Die Vivisektion der Menschen	397
„ 245. Vivat academia — Vivant Professores	398
„ 246. Aus den Lustigen Blättern	398
„ 247. Aus den Lustigen Blättern	399
„ 248. Titelblatt: Der hereditär-syphilitische Amor	400
„ 249. Gaudissart. Le Plaisir	401
„ 250. L'Affiette au beurre: Les Avariés	402
„ 251. Le char des Avariés de l'Institut Pasteur. Aus L'Affiette au beurre	403

VERZEICHNIS DER TAFELN.

- Titelbild. L. Boilly. Eine ärztliche Konsultation.
 Tafel I. J. Gillray. Karikatur auf die Kuhpockenimpfung.
 Tafel II. Karikatur auf die Influenzaepidemie vom Jahre 1803.
 Tafel III. Ch. Aubry. Der Schlaganfall.
 Tafel IV. J. Rowlandson. Der Verfolgungswahnsinn.
 Tafel V. J. Gillray. Karikatur auf die holländischen Pedicuregemälde.
 Tafel VI. J. Rowlandson. Wechselfieber und Frost.
 Tafel VII. Die Entdeckung des Perpetuum mobile.
 Tafel VIII. J. Gillray. Karikatur auf den Perkinismus.
 Tafel IX. Michael Volz (?). Tierischer Magnetismus.
 Tafel X. Karikaturistische Plastik auf die erste Chloroformnarkose in Berlin.

LITERATUR UND QUELLENVERZEICHNIS.

Neben diesem summarischen Verzeichnis, sowohl benutzter wie auch unbenutzter Quellen, finden sich ausnahmsweise literarische Angaben nur dann im Text, wenn der zumeist zur Anregung und Unterhaltung dienende Stoff zu einer wissenschaftlichen Vertiefung auffordert.

- Thomas Wright, Histoire de la caricature et du grotesque. 1867.
 E. Jaime, Musée de la caricature. 1838.
 Album comique de la pathologie pittoresque. Paris 1823.
 Champfleury, Histoire de la caricature au moyen-âge et sous la renaissance.
 Drugulin, Historischer Bilderatlas.
 Flögel Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen. 1886.
 Eduard Fuchs, Die Karikatur der europäischen Völker. 1904.
 Eduard Fuchs, Das erotische Element in der Karikatur. Privatdruck. 1905.
 Georg Hermann, Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert.
 Oskar Schade, Satiren und Pasquillen im Reformationszeitalter.
 G. J. Witkowski, Le mal qu'on a dit des médecins. Band I und II (bis Molière).
 G. J. Witkowski, Anecdotes et curiosités historiques sur les accouchements. Paris 1892, Steinheil.
 G. J. Witkowski, Les drôleries médicales.
 G. J. Witkowski, La médecine littéraire et anecdotique.
 G. J. Witkowski, Les joyeusetés de la médecine.
 Publikationen der Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière. 1888 –
 L'oeuvre medico-artistique de la nouv. Iconographie de la Salpêtrière. Katalog bis 1903.
 London und Paris, Zeitschrift. Weimar 1797 – 1803.
 J. Scheible, Stuttgart, Das Kloster.
 J. Scheible, Stuttgart, Das Schaltjahr.
 Ollivier Beauregard, Die Karikatur bei den alten Ägyptern.
 H. Peters, Arzt und Heilkunst in der deutschen Vergangenheit.
 Briffaud, Über medizinisch-artistische Studien. Münchner med. Wochenschrift Nr. 18.
 E. Holländer, Über deutsche mediko-historische Kunstbestrebungen. Münchner med. Wochenschrift 1904. Nr. 22.
 Daniëls, Docteurs et malades. Janus 1900.

- K. Fr. H. Marx, Äkefios Blicke in die ethifchen Beziehungen der Medizin. 1844.
 K. Fr. H. Marx, Über Beziehungen der darstellenden Kunst zur Heilkunft. Göttingen 1861.
 K. Fr. H. Marx, Mitteilungen über Zwecke, Leiden und Freuden der Ärzte. 1867.
 K. Fr. H. Marx, Über die Verdienfte der Ärzte um das Verschwinden der dämonifchen Krankheiten.
 Hufeland, Encheiridion medicum. 1836.
 Joh. Heinrich Behr, Die fchwache Wiffenfchaft der heutigen Ärzte; eine Satire, poetifch entworfen. Straßburg 1763.
 Medizinifches Vademekum. Berlin und Leipzig 1795–1798.
 Vademekum für Ärzte. Band I und II. Stuttgart 1839.
 Medizinifche Unterhaltungsbibliothek. Band I und II. Leipzig 1838.
 Interessante Anekdoten und Biographien berühmter Ärzte. Eifenberg 1841.
 Medizinifche Märchen von Philander. Stuttgart 1892.
 Zur Genefung; luftiges Handbuch für Ärzte und Patienten (Fliegende Blätter-Verlag).
 Dr. Peter Hilarius, Der luftige Äskulap. Berlin 1890.
 Jakob Balde, Medicinae gloria per fatyras XXII afferta 1651 (überfetzt von Neubig 1833).
 Jakob Balde, Solatium podagricorum. 1661.
 Dr. Minime, Le parnaffe hippocratique. Paris 1896.
 Néméfis médicale illuftrée, recueil de fatires par François Fabre Phocéén, vignettes deff. par M. Daumier. Paris 1840.
 J. C. W. Moehfen, Befchreibung einer berlinifchen Medaillenfammlng, die vorzüglich aus Gedächtnismünzen berühmter Ärzte befeht. 1773.
 J. C. W. Moehfen, Sammlung von Bildniffen berühmter Ärzte, fowohl in Kupfer, fchwarze Kunst und Holzfchnitten, als auch in einigen Handzeichnungen. Diefem find ver-fchiedene Nachrichten und Anmerkungen vorgefezt, die fowohl zur Gefchichte der Arzneyselahrtheit als vornehmlich zur Gefchichte der Künfte gehören. 1771.
 Johann Peter Frank, Etwas über Zwiffigkeiten der Ärzte und ihre Urfachen. Archiv f. mediz. Polizei. 1783.
 Theodor Stürmer, Zur Vermittlung der Extreme in der Heilkunde. Leipzig 1837.
 J. Chr. Ettner, Des getreuen Eckhart unwürdiger Doktor. Augsburg 1697.
 J. Chr. Ettner, Des getreuen Eckhart medizinifcher Maulaffe. Frankfurt 1720.
 Geoffrey Chaucer, Canterbury tales, zirka 1390 (überfetzt von A. von Düring).
 Fr. Petrarca, Opera omnia. 1554.
 Fracaffetti Petrarca, Lettere raccolte. 1863.
 Hans Bämker, Nuezlich buch von Ordnung der Gefuntheit. 1475.
 Hartmann Schedel, Chronik vom Jahre 1493.
 François Rabelais, Gargantua und Pantagruel. Originalausgaben und Überfetzung von F. A. Gelbke, Bibliographifches Institut.
 Erasmus von Rotterdam, Encomium moriae. 1508. (Lob der Torheit.)
 Die deutfehen Satiriker, Erzähler und Volksdichter in Originalausgaben und Neudruck (Reclam):
 Freidank, Befcheidenheit. 1229.
 Stricker, Die Streiche des Pfaffen Ameis. ca. 1300.
 Des Arztes Heinrich Steinhöwel »Eſop«. 15. Jahrhundert.
 Sebastian Brant, Narrenſchiff. 1494.
 Sebastian Brant=Petrarca, Der Arzneyen beyder Glück.
 Joh. Geyler von Kaiſersberg, Predigten. 1500.
 Johannes Pauli, Schimpf und Ernst. 1519.
 Thomas Murner, Narrenbeſchwörung. 1512.
 Ulrich von Hutten, Gefprächsbüchlein. – Briefe der Dunkelmänner. – Das Holz Guajakum. 1519. (Seite 76 lies Guajak ſtatt Quaffia.)
 Martin Luther, Tiſchreden.
 Till Eulenspiegel (erſte Ausgabe 1515).
 Hans Sachs, Werke.

- Niklaus Manuel Deutsch, Krankheit der Messe. 1528.
Johann Fischart, Flöhaz. 1573. – Podagrammisch Trostbüchlein. 1577.
Grimmelhaufen, Simplizissimus. ca. 1650.
Johann Michael Moscherosch, Philander von Sittewalts Totenbeer. ca. 1650.
Albrecht von Haller, Gedichte.
Rabener, Satiren. 1759.
Molière, Werke.
Lefage, Gil Blas.
C. A. K., Die Smueliade, grotesk-komisches Heldengedicht. 1860. Nachahmung in der Manier Kortüms.
Ed. Barthelémy, Les médecins au 17 siècle. Paris 1870.
Maßmann, Die Baseler Totentänze.
Georg Bartisch, Kunstbuch 1575, herausgegeben von Otto Mankiewicz. 1905.
Theodor Hampe, Fahrende Leute. 1902.
Emilio Curatulo, Die Kunst der Juno Lucina in Rom. 1902.
Das Buch der Nase. – Bei Jakowitj. Leipzig 1843.
Hermann Vierordt, Medizinisches aus der Weltgeschichte. Tübingen 1893.
Brieux, Die Schiffbrüchigen (Les avariés), Theaterstück, übersetzt von Max Fleisch. 1903.
Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst etc.
John Grand Carteret, Le décolleté et le retroussé quatre siècles de Gauloiserie (1500–1870).
H. Ploß, Das Weib etc.
Eduard Tönnies, Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Riemen Schneider.
Lacroix, Louis XII et Anne de Bretagne.
C. G. Nittinger, Werke gegen die Impfung.
Leube, Magenfonde.
Haefer, Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten.
W. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.
Eugen Dühren, Das Geschlechtsleben in England. 1903.
Pagel, Medizinische Kulturgeschichte. 1905.
E. Holländer, Die Medizin in der klassischen Malerei.
-

EINLEITUNG.

Ein Weilchen, nachdem die Erde zur Ruhe gekommen, alle Wesen an der richtigen Stelle waren und auch Walhall und Olymp und der Himmel verteilt war, da drängte sich zu des Thrones Stufen ein Kobold, in der dunkelsten Windecke der Erde heimlich geboren: die Satire. Furchtlos und keck setzte sie sich zu der gewaltigen Götter Füßen und weckte bald den einen, bald die andere der Olympier durch verborgenen Nadelftich aus himmlischer Ruhe. An des Kleinen Frechheit prallten ab Wodans Hammerschläge und Apolls Pfeile, und selbst der Venus holdseligstes Lächeln versagte. Doch allmählich gewöhnte man sich an des höhnischen Halbgotts Stiche, zumal da durch den häufigen Gebrauch seine Waffen sich stumpften. Wie das der Kobold merkte, wurde er traurig und nachdenklich. Plötzlich erhob er sich leise, wandte sich erdenwärts und holte sich aus der schon eben erwachten Kunstwerkstätte einen Bundesgenossen. Ihn nahm er bei der Hand, und sie schlichen zu des Zeus Tempel; die Kunst malte schnell eine Frage, ein bißchen seitwärts noch und verstoßen, aber der Kobold schrieb mit großer Schrift darunter: Zeus ist ein Esel, und siehe da – die erste Karikatur war geschaffen.

Dies Troßbündnis der darstellenden Kunst und der spottenden Dialektik hielt seit jener Märchenzeit fester, wie es sonst Bündnisse zu tun pflegen; ja seine Waffenbrüderschaft war allseits begehrt. Manchmal freilich trat diese Verbrüderung nicht in Erscheinung, wenn nämlich elementare Sorgen und der Kampf um das bißchen Leben die Menschen quälten. Aber klatfchend fiel Hieb auf Hieb, wenn Lebensgenuß und wohlhabender Friede den schläfrigen Menschenwitz einzulullen drohte und die Freude am Geschaffenen die Freude am Schaffen erstickte. Dann schlugen sich die Verbündeten auf die Götterseite und zeigten den Großen der Erde ihre jämmerliche Kleinheit. So schaltet und waltet die Karikatur als ein zwischen Himmel und Erde schwebender ewiger Geist des Ausgleichs, verkleinernd, was sich zu groß dünkt, und den Unterjochten und Gedrückten das wonnige Gefühl heimlicher Rache spendend.

War die Karikatur bis zur Erfindung der vervielfältigenden Kunst nur der Peitschenschlag weltweiser Narren, war die witzig gemalte Bosheit

oft nur die von Hand zu Hand gereichte Parole einer Minderheit, so wurde sie durch die Erfindung der Vervielfältigung ein demagogisches Machtmittel, das bald schon seine Feuerprobe im Sturm der Reformation bestand.

Im Kampf um weltliche Macht und geistige Anerkennung ist die Karikatur seit dieser Zeit ein Hilfsmittel von nicht zu unterschätzender Kraft geworden. Wie sehr diese alarmierende Kraft von den regierenden Gewalten gefürchtet wurde, das zeigen schon die sich häufig wiederholenden Versuche, sie zu knebeln. Doch wie falsch ist solche Unterdrückung. Denn die Karikatur in der Politik stellt das für den Staatskörper vor, was für den erkrankten menschlichen Organismus der therapeutische Begriff des »Derivans« bedeutet. Das Gefühl physischer Unterlegenheit bei geistiger Oberhoheit hat noch nie die Revolution der Minderheit aufgehalten, ja in unseren Tagen nur die Propaganda der Tat gefördert, die vielleicht bei voller Freiheit scharfer Kritik ausgeblieben wäre. Das Gewitter hätte sich verzogen und es wäre manchmal bei einem Wetterleuchten witziger, wenn auch boshafter Verwahrungen geblieben. Das steht jedenfalls fest: wer heute Geschichte treibt, darf an dem kostbaren Quellenfund der Karikatur nicht achtlos vorübergehen, und nur der hat sich in den Geist einer Zeit hineingelebt, der den Tageswitz der Karikatur zu enträtseln versteht.

Ähnliches gilt auch für die Geschichte der Medizin. Aus der Periflage und dem kaustischen Spott vergangener Tage heraus fällt ein helles Schlaglicht auf den Werdegang dieser Kunst und auf die wissenschaftlichen Vertreter des Standes und ihre Parasiten. Daß der Hohlspiegel der Kritik der Medizin und den Medizinern häufiger und unverhüllter entgegengehalten ist als allen anderen Ständen, ist eine bisher wenig bekannte Tatsache. Es war kein Zufall, daß schon des Asklepios Tempel mehr als der anderer Gottheiten beschmiert wurde, denn in den Augen des gemeinen Mannes trägt schon der Stand und seine Bestrebungen den Widerspruch in sich. Der ewige Kampf gegen Gesetz und Grenze, gegen Laster und Unglauben, gegen Disharmonie und den spröden Stein ist nicht so uferlos und unwahrscheinlich wie der Kampf gegen den Tod, der das medizinisch Erreichbare winzig erscheinen läßt gegenüber dieser

unendlich großen und absolut verneinenden Perspektive. In sich trug zu allen Zeiten der heilende Stand und seine Kunst die ironisch-satirische Mine, die nur auf den geeigneten Anstoß wartete, um zu explodieren. Nicht umsonst trennte sich bei allen Völkern, wenn auch ungern, von dem lohnenden Geschäft im richtigen Moment das Priestertum, und dieser Augenblick kam immer dann, wenn beim Volke mit dem Kritikgefühl der Sinn für die Satire reifte.

Zu allen Zeiten war es, wie wir sehen werden, der billigste Gassenwitz, die Wohltäter der Menschheit, die Ärzte, lächerlich zu machen; gefällt sich doch schon das älteste Buch der Menschheit, die Bibel, in gelegentlichen Ausfällen gegen den Heilstand, den lächerlich kleinen Konkurrenten Gottes. Seltsam; das Lästern auf die Ärzte war eine Tugend, die immer modern blieb, und man darf es nicht verschweigen, zu dem mokanten Lächeln der anderen kam oft genug noch das der Selbstironie.

So hat sich in den Jahrhunderten ein satirisch-historisches Material gegen die Medizin und den Heilstand angesammelt, das bisher noch nie eine kritische Zusammenfassung gefunden hat und auf seinen mediko-historischen Wert geprüft ist. Der Pariser Arzt und Gelehrte Dr. G. J. Witkowski hat in dankenswerter Weise den Quellennachweis bei den Griechen, Römern und Franzosen bis auf Molière aktenmäßig zusammengestellt (*Le Mal qu'on a dit des Médecins*. Paris [zirka 1890], Steinheil), und diese Sammlung von Aphorismen hat für uns archivarischen Wert. Dasselbe gilt von dem anonym erschienenen Stammbuch des Arztes (W. Spemann, Stuttgart, zirka 1880). Die Karikatur selbst ist auch hie und da als Material zu Einzelstudien herangezogen worden, so vor allem von der kunstliebenden und auch nach der mediko-artistischen Seite so überaus glücklichen und erfolgreichen Pariser Schule, deren genialer Führer Charcot in Richer, Meige, Gilles de la Tourette und anderen würdige Schüler zu finden das Glück hatte. Hie und da enthalten die Werke über die Karikatur ein uns interessierendes Blatt, und Eduard Fuchs macht sogar in seinem allgemein anerkannten, schönen Werke »Die Karikatur der europäischen Völker« den Ansatß dazu, die Karikatur der Berufe zu skizzieren, wobei allerdings der Arzt sich im Rahmen des Ganzen mit ein paar Seiten begnügen mußte.

Befondere Schwierigkeit machte es, den großen und so umfangreichen Stoff zu sondern und unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen. Leitfaden dabei war wesentlich der historische oder der künstlerische Wert, und der Ausgangspunkt derselbe wie in der »Medizin in der klassischen Malerei«: die überkommenen künstlerischen Dokumente gewissermaßen zur Illustrierung der Geschichte der Medizin und des Standes zu verwerten und durch die Anschauung das Interesse an der Historie der Medizin neu zu beleben. Daß es nur solcher Reizmittel bedurfte, zeigte zu meiner Genugtuung die große Teilnahme der Fachgenossen an diesen Studien und die Nachfolge auf diesem Gebiet. Bei dem Überwiegen ausländischen Materials, welches übrigens vielfach an Wiß und Kunst dem vaterländischen überlegen ist, suchte ich nach Möglichkeit deutsche Arbeit zu verwerten.

Die Einzelgliederung gestaltet sich nach folgenden Gesichtspunkten. Das Wesen der Karikatur wird zunächst besprochen und die Gründe erwogen, wieso das medizinische Sujet so besonders in derselben bevorzugt wurde. Der knappe Stoff der medizinisch interessanten Karikaturen aus dem Altertum und Mittelalter wird summarisch gerafft, wogegen die antike satirische Literatur als tonangebend für die späteren Zeiten eine breitere Berücksichtigung erfährt, die Totentanzbewegung wird sodann eingehend in ihrer Beziehung zum Arzt besprochen. Ein interessantes Kapitel, die Karikatur und Satire in der Reformationszeit, bewegt sich vorwiegend auf deutschem Boden und entlehnt seinen Inhalt den klemeisterlichen Buchillustratoren und den nationalen Dichtern der Spätrenaissance. Hier bemühte ich mich, ein möglichst vollständiges Bild zu geben, da einerseits noch nie der Versuch gemacht war, aus diesem poetischen Material für die Geschichte der Medizin Kapital zu schlagen, und weil wir andererseits in den anderen Abschnitten häufig genug auf außerdeutsche Quellen angewiesen sind. Das satirische Moment überwiegt hier wieder die graphische Kunst. Es wird ferner die Weiterentwicklung der Karikatur im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert besprochen.

Es folgt die Karikatur der Pathologie und einzelner allgemeinerer Behandlungsmethoden. Bei der großen Fülle des Vorhandenen konnte nur das Beste ausgefacht und gebracht werden. Das historisch wichtigste

Kapitel, die Karikatur und Satire gegen bestimmte Ärzte, bestimmte medizinische Vorgänge und Methoden, wurde chronologisch geordnet. Am meisten mußte der Stoff beschnitten werden bei der Abhandlung der Franktireure der Medizin, der vagierenden Scharlatane und Afterärzte. Den Beschluß macht die medizinisch-politische Karikatur und ein flüchtiger Blick in die moderne Karikatur.

Die Sammlung des Materials hat einige Mühe bereitet. Lag die Schwierigkeit bei der »Medizin in der klassischen Malerei« in der Beschaffung brauchbarer Aufnahmen, so mußten hier fast durchgängig die Originale aufgestöbert werden. Im Gegensatz zu den wohl katalogisierten Kunstwerken großen Stils werden diese künstlerischen Erzeugnisse des Humors nicht in den öffentlichen Instituten und Kupferstichkabinetten gesammelt. Das Besitztum an fliegenden Blättern und Einblattdrucken dieser Art ist überhaupt äußerst mager geworden, und so bedurfte es jahrelangen Suchens in den kleinen Antiquitätenläden am Seine-Ufer, an den holländischen Grachten und an der Themse, und des Durchstöberns der Auktionskataloge, um diese zerstreuten Raritäten, deren Liebhaberwert übrigens in letzter Zeit rapide stieg, zu erwerben. Alle Abbildungen ohne besondere Bezeichnung entstammen der eigenen Sammlung. Bei anderen wieder ist die besondere Herkunft signiert, und ich spreche ganz besonders auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank den Kollegen Dr. Brettauer (inzwischen verstorben) in Triest, Daniels in Amsterdam, Dr. Rödiger in Frankfurt a. M., W. A. Freund¹⁾ und George Meyer in Berlin für die bereitwillige Überlassung ihrer Sammlungen aus. Daselbe gilt von den Direktionen des Berliner und Dresdener Kupferstichkabinetts, des Germanischen Museums in Nürnberg und des Mediko-historischen Museums in Amsterdam, des Museums für Völkerkunde in Berlin usw.

Die Reproduktion der Blätter mußte in vielen Fällen im Interesse eines genügenden Formats ohne die Schrift erfolgen. Nur wo dieselbe dem Ganzen ein charakteristisches Gepräge gab, fügte ich sie hinzu.

Zu diesen mehr äußeren Schwierigkeiten kamen Bedenken innerer Art. Ist es überhaupt zweckmäßig und im Interesse des Standes, mit der medizinischen Wünschelrute in der Hand das weite Gebiet der Satire

¹⁾ Der berühmte Altmeister der Gynäkologie ist im vorigen Jahr gestorben.

und Karikatur abzufuchen? Wenn man wirklich hie und da auf einen Quell und auf ein Lager stößt, so wird man doch sicher kein Edelmetall und klaren Bronnen finden. Ist es überhaupt nicht ein gewagtes Unternehmen, alles das in einem Bilderwerke zu vereinigen, was je Niederträchtiges von unserem Stande gesagt ist? Können die tausend kleinen Nadelftiche als Ganzes nicht eine schwere und tiefe Verletzung hervorrufen und den Feinden außerhalb des Lagers ein willkommenes Angriffsmaterial bieten? Die definitive Beantwortung dieser Frage ergibt die Lektüre des Buches von selbst; ich meine auch, unser Stand kann es sich erlauben, heute mit offenem Visier zu kämpfen. Wenn wirklich die eherne Säule des Äskulapius im Laufe vergangener Jahre einige Rostflecke bekommen hat, so können wir mit unserem bodenlosen Idealismus, der den Stand an den Rand des gesellschaftlichen Untergangs gebracht hat, uns es heute schon erlauben, für unsere geistig Vorderen einmal peccavi zu sagen, heute, wo unsere Kunst und Wissenschaft in einem Menschenalter größere Fortschritte gemacht hat als von Hippokrates' Zeit bis zur Gründung der Pariser Akademie. Und wir, deren Lebensauffassung, generell gesagt, durch die intime Kenntnis des biologischen Problems so an Menschen- und Selbsterkenntnis gewonnen hat, daß daraus eine philosophische Überlegenheit, die andere ruhig Dünkel nennen mögen, entstammt, wir sollten es nicht vertragen, wenn aus der Kinderstube unserer Disziplin wichtige Märchen hervorgeholt werden?! Muß es uns nicht heute freudige Genugtuung gewähren, noch einmal den Pritschenknall wütender Gegner zu hören? Wird der Wert der Vakzination geschmälert, wenn wir uns an der Hand der Flugblätter noch einmal die Zeit ihres Existenzkampfes vergegenwärtigen? Sind das nicht Siegestrophäen für ein mediko-historisches Museum und für den Fortschritt der Menschheit und die Kultur nicht ebenso wichtig wie erbeutete Fahnen aus einem chinesischen Feldzuge?

Ridentem dicere verum quid vetat? Nun, so ganz einwandfrei gilt heute das Horazische Wort nicht mehr. Der gefittete moderne Mensch hütet sich wohl, öffentlich die Wahrheit zu sagen und zu zeigen, besonders wenn sie ganz nackt ist. Die Nacktheit früherer Jahrhunderte war aber nach unserem heutigen Geschmack so besonders unanständig, weil

sie meist nur mit einem satirischen Feigenblatt bekleidet war. Nun, allzu Anstößiges wurde weggelassen, aber man kann unmöglich verlangen, daß zum Beispiel der Charakter des siebzehnten Jahrhunderts von uns nachträglich moralisiert werde, und uns fehlt auch überhaupt ein päpstlicher Auftrag, den Paradiesgestalten Michelangelos Hofen anzuziehen.

* * *

Das Zerrbild weist zu jeder Zeit auf einen gewissen kulturellen Hochstand hin, da es zu seiner Anerkennung und Beliebtheit eines verfeinerten Geschmackes bedarf. Rein künstlerisch genommen, scheint die Karikatur eine Steigerung, wenn man will den Superlativ der Tendenzmalerei vorzustellen, denn außer der reinen Absicht verfolgt die Karikatur noch die komische Nebenwirkung. Wenn wir auch nicht den Mut haben, hier eine Definition dieses wilden Schöbblings der Kunst zu geben, so müssen wir doch schon zur Begrenzung des großen Stoffes ungefähr die Begriffslinien ziehen. Fuchs definiert die Karikatur als das Bewußt-Komische und sagt von ihr, daß sie an sich tendenzlos sei. Fuchs bekämpft die Ansicht, als ob die Karikatur nur zum Zwecke der Verspottung da sei, er behauptet, daß auch das Gegenteil der Fall sein könne: daß der Karikierende das Sympathische auch betonen und so zum Schöpfer der Unsterblichkeit werden könne. Aber alles dies ist doch nur ein Qualitätsunterschied der Tendenz. Das reine Kunstwerk ist voraussetzungslos, es ist im reinsten Sinne geschaffen um der Schönheit willen, um der Natur willen, die immer schön ist – künstlerisch gesehen. Die Karikatur kann hervorragenden künstlerischen Wert haben, aber immer nur Nebenwert, das letzte Ziel ist die Tendenz, und durch die »caricatura«, das heißt Überladung, durch das Unterstrichene, ruft sie dabei gleichzeitig noch die Nebenwirkung des Komischen, des Grotesken und ähnlicher Gefühle in noch gesteigerter Potenz hervor. Diese Nebenwirkung kann bis zum brutal Widerlichen geführt werden. Aber die Tendenz ist das Bestimmende. Ein Kunstwerk kann demnach auch komisch und grotesk wirken, ohne Karikatur zu sein, wenn es eben solche Dinge darstellt, die im natürlichen Zustand diese Eigenschaften haben. Flögel-Ebeling sagt: gewisse Menschen mit Buckeln, Säbel- und X-Beinen seien wandelnde Karikaturen.

Daselbe gelte von den sogenannten Gottesgeſichtern (tierähnlichen Geſichtsbildungen). Gehe deren Charakteriſierung über eine mit Worten nicht genau zu bezeichnende Grenze hinaus, ſo höre die Karikatur auf und die gemeine Häßlichkeit beginne. – Weit gefehlt. Ein Schuljungen-



Stockholm.

Fig. 1. Bildnis eines Unbekannten.

Holländischer Meister.

ſtandpunkt iſt es, über Krankheitszuſtände zu lachen und ſie komiſch zu finden. Nehmen wir ein Porträt eines Mannes mit großer unförmiger Naſe, welcher Zuſtand bei ſonſtiger körperlicher normaler Beſchaffenheit nach Flögel-Ebeling ſchon hinreicht, eine Karikierung zu ſein. Nun betrachten wir die beiden Porträte des Ghirlandaio und des Holbein oder das Bildnis des Unbekannten aus dem Stockholmer Muſeum, welches

Bild wir bringen (Figur 1), da die beiden anderen bereits in der »Medizin in der klassischen Malerei« abgebildet sind (Figur 63, 64). Nun, die Nasen sind doch groß genug, aber Karikaturen sind es nicht; im Gegenteil, wir haben das Gefühl des Mitleids. Man wende nicht ein, daß der große Kunstwert die satirische Wirkung beeinflusse. Wie, wenn der Künstler in der Nähe jeder dieser Nasenkönige eine kleine Fliege gemalt hätte, die die Nase umkreist, als Ausrufungsstrich, als Marke der Absichtlichkeit: die Karikatur wäre fertig. Dasselbe wäre schon erreicht, wenn an der Wand ein Bild von einem Rhinoceros oder ein anderes Tierbild mit Rüsselnase hängen würde.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß manchen Menschen meiner Beobachtung nach fast ganz der Sinn für die Karikatur fehlt und daß sie es auch nicht verstehen, ein solches Bild, wenn ich so sagen darf, schnell zu lesen. Wie viele mit momentaner Erkenntnis der Pointe einen Witz sofort belachen, naivere Menschen, nachdem die anderen sich schon wieder beruhigt haben, erst anfangen, so geht es



Fig. 2. Ausschnitt aus Mantegnas
Sageffe victorieufe.

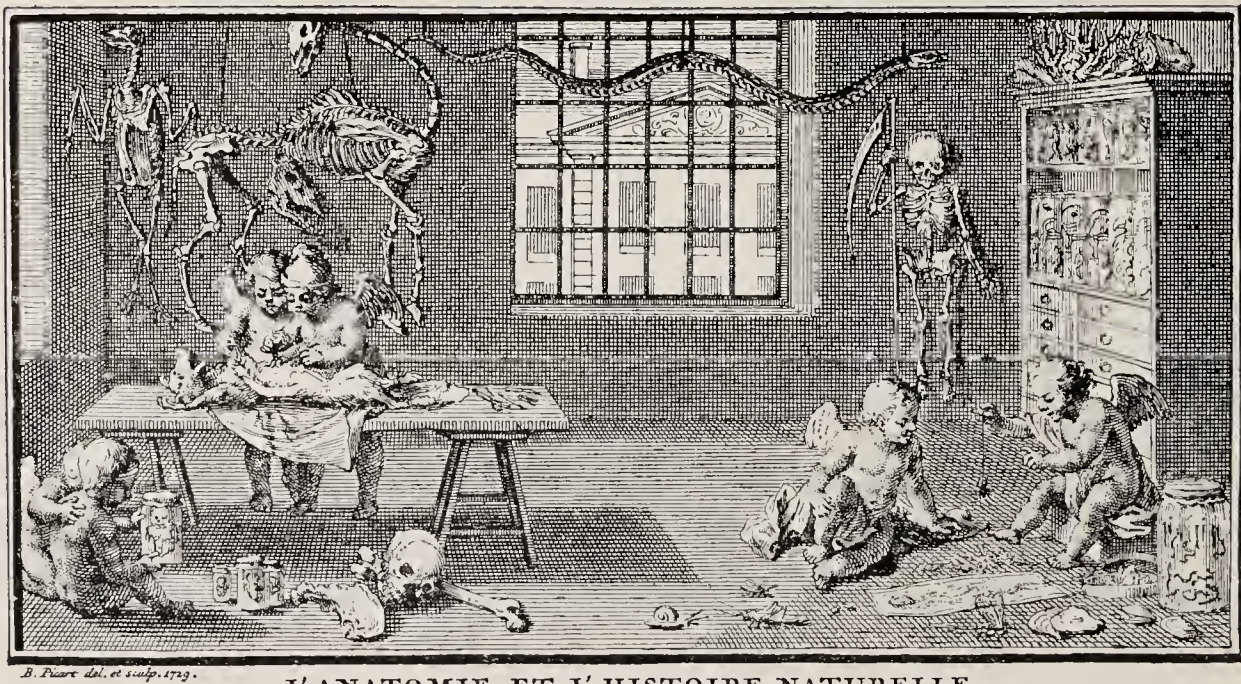
Louvre.

auch mit der Karikatur. Besonders betont sei es noch, daß dieser verlangsamte und erschwerte Erkenntnisgang für das Satirisch-Komische durchaus keinen Rückschluß auf sonstige geistige Minderwertigkeit gestattet.

Die Mittel und Wege nun, auf denen die Künstler die Absicht kundgeben und dabei überladen, sind die allerverschiedensten; in ihrer Eigenart liegt eben das Künstlerische. Sieht man sich die Genies der Karikatur an, so sind sie alle grundverschieden, sowohl in ihrer Kunstmanier als auch in dem Tendenzvermögen. Wie der Kunstkenner, um Verwandtes zu vergleichen, einen Brower von einem Teniers unterscheidet, so einen Rowlandson von einem Gillray, und beide Paare malten zur selben Zeit; wirken doch auch die Komiker auf der Bühne alle mit verschiedenen Mitteln und Mittelchen.

Bei der Karikatur liegt nun der Hauptreiz und das Vielfältige der Gestaltungskraft in der Kombination der Zeichnung mit der Unterschrift. Eine ernste Zeichnung kann durch die Unterschrift gerade durch das Kontrastliche zur besonders wirksamen Karikatur werden. Drückt das Bild nicht allein die Absicht des Künstlers aus, so ist es durchaus kein Notbehelf, keine unnoble Manier, durch den Text Aufklärung zu bringen. Darin unterscheidet sich diese Kunstart auch von dem reinen Kunstwerk, wo derartige Beigaben Zeichen von Schwäche sind. Die primitive und naive Malerei machte von dieser Eselsbrücke häufig Gebrauch. Noch die Brüder van Eyck übten hin und wieder diese Bandrollenart der frühen Formschnitzer, während schon Giotto sich von der vornehmlich byzantinischen Manier freigemacht hatte. Als geistreiches Beispiel dieser abnormen Verbindung der großen Malerei mit dem Schriftwerk führe ich eine Gruppe aus einer Allegorie des Pioniers der Realistik, Mantegna, an (Figur 2). (Die Inschriften auf den Körpern der Trägheit und des Müßiggangs und am Rande des Wassers sind bei der Verkleinerung leider kaum noch erkennbar.)

Ein besonders prickelnder Reiz kann auch darin liegen, daß das Bild zunächst als ernste Schöpfung erscheint und dann die Unterschrift erst die beleidigende oder die ironisierende Absicht kundgibt.



L'ANATOMIE ET L'HISTOIRE NATURELLE.

Fig. 3. Vignette von Herrliberger aus A. v. Hallers Werken.

Pendant zu la Botanique.

DIE KARIKATUR UND SATIRE MIT BEZUG AUF MEDIZIN.

DIE ANTIKE ZEIT.

Das Studium der antiken Hinterlassenschaft bringt eine unendliche Fülle satirischen Materials. Es liegt aber in der Beschaffenheit der damaligen Ausdrucksmittel, daß das Darstellerische stark hinter der literarischen Bosheit zurücktritt. Hinzu kommt, daß uns nur spärliche Reste von ersterem erhalten sind. Diese müssen wir suchen auf den griechischen Vasenbildern, an den Wänden der Häuser als Stuckzeichnungen und in gelegentlichen kleineren plastischen Erzeugnissen. So finden wir schon die Karikatur beim Pharaonenvolk, sei es nun, daß man in stiller Zelle Papyrusrollen mit satirischen Zeichnungen füllte, oder diese in Mauern und Steine öffentlicher Bauten einkratzte. Das sind nun natürlich keine wertvollen künstlerischen Erzeugnisse; offenbart sich doch noch heute das satirische Bedürfnis namentlich unserer Jugend, am liebsten in öffentlichen Bädern oder in den Tempeln der Mephitis Fragen und allerlei oft obszöne Figuren anzubringen. Ollivier-Beauregard hat die Karikatur der Ägypter zusammenfassend behandelt und hiervon eine kleine Auswahl reproduziert. Da sehen wir zum Beispiel ein Gastmahl, auf welchem ein Weib, welches zu viel des Guten getan hat, alles wieder von sich gibt. Neben grotesker Figurenbildung wird reichlich von der primitivsten Zerrbildform Gebrauch gemacht: Menschen und menschliche Vorgänge durch Tiere auszudrücken, einer Frühform der Verspottung, die bis auf unsere Tage modern blieb und alle Schulen und alle Manieren überdauerte. Von zwei Kynozephalen als Bootsleuten bewacht, wird ein Sau-Mensch zu Osiris geleitet, eine Katze führt eine Schar von Tauben, ein Fuchs spielt auf einer Doppelflöte. Das bekannteste Spottbild ist die Satire auf Ramfes III. (dreizehntes Jahrhundert vor Christus) aus einem Papyrus des Britischen Museums. Ein Löwe spielt mit einer Antilope Brettspiel (das Ludus latrunculorum der Römer). Es ist sehr



Nat.-Mus., Athen.

Fig. 4. Hellenistische
Terrakotta.

wahrscheinlich, daß bei der ganzen Art des ägyptischen Tierkultus diese Manier des Tierfujets überhaupt von den Ägyptern herrührt. Im Mittelalter wurde dann wieder die Straßburger Gasse, »wo der Fuchs den Enten predigt«, von der Literatur und der darstellenden Kunst emsig breit getreten. Wenn für unsere Sonderuntersuchung sich wenig Positives

aus den ägyptischen Funden ergibt, so liegt das wohl zum Teil an unserer noch geringeren Kenntnis dieser Dinge.

Wohl bei keinem antiken Volke war der Sinn für die Satire und das Groteske so ausgesprochen wie bei den Hellenen; folgte doch regelmäßig bei ihnen selbst auf das Erhabenste die Tragödie, deren Größe für uns kaum faßlich ist, das Satirspiel. Es kann kein Zufall sein, daß dieses Volk, welches der Welt sein Schönheitsideal vererbte, auch die glänzendsten Satiriker hervorgebracht hat. Die Wirkung Aristophanischen Witzes wurde noch gesteigert durch die grotesk-komischen Masken, die die Schauspieler vor dem Gesichte trugen. Ihre literarische Hochkunst war vergesellschaftet mit einer Blüte der Karikatur; wir wissen, daß gerade satirische Gemälde und solche parodierenden Inhaltes beliebt waren. So erzählt Plinius, daß der Äpelles-



Nat.-Museum, Athen.

Fig. 5. Hellenische Terrakotta.

schüler Ctesilochus in einem burlesken Gemälde den Zeus dargestellt habe, wie er gerade den Bacchus gebiert; ein anderer Maler habe die Königin Stratonice durch ein Gemälde verspottet, auf dem er das Weib der öffentlichen Medifance gemäß mit einem Fischerbuben in süßem Tête-à-Tête darstellte¹⁾. Die Neigung der Griechen, grob bäuerliche Szenen zu malen, veranlaßte Wieland zu der Bemerkung, daß auch die Griechen ihre Ostade und Teniers hatten. Wertvolle Reliquien helleni-

¹⁾ Plinius 35.

ischen Witzes besitzten wir namentlich in den Vasengemälden. Die komisch-satirische Neigung der Griechen tobte sich hier aus. Sehr oft ist bei diesen ein erotischer Unterton vorhanden. Daß auch gelegentlich ärztlich interessante Dinge zur Zielscheibe genommen wurden, soll besonders erwähnt werden. Namentlich waren auch Darstellungen aus dem Homerischen Sagenkreise beliebt (siehe Figur 260, Darstellung eines künstlich Brechenden; Figur 337, allegorische Darstellung der Bereitung und Verabfolgung von Arzneien auf einer pompejanischen Freske in »Plastik und Medizin« und Figur 197, Vasenbild, Schale des Sofias; 198 Aeneas und Japis, pompejanische Freske; 199 Aderlaß, Vasenbild, in »Medizin in der klassischen Malerei«). Ein jetzt in Petersburg befindliches Vasenbild aus der Zeit Alexanders des Großen ist in Flögels Geschichte des Grotesk-Komischen abgebildet. Hier wird von dem antiken Maler Jupiters Besuch bei Alkmene karikiert.

Dies sind nur kleine Proben und Hinweise auf die karikaturistische Tätigkeit der Alten. Zu diesen zeichnerischen Leistungen gefellte sich eine große Reihe plastischer kleiner Kunstwerke hellenistischer Herkunft, die erst in ihrer Ausdehnung und ihrem Umfang durch Ausgrabungen, namentlich in Kleinasien, jüngeren Datums erkannt wurden. Eine Wanderung durch das Athener Nationalmuseum läßt schon diese große Neigung der Griechen zu satirischen Darstellungen erkennen (siehe Figur 5, 6, 7 und 8).

Die Proben hellenistischer satirischer Kleinkunst stammen teils aus dieser Sammlung, teils sind es Objekte, die bei einem Eisenbahnbau bei Smyrna gefunden wurden. Dort fand man zahllose Figürinen aus Terrakotta, welche vielfach körperliche Zustände verspotten. Wir sehen da Leute mit großen Brüchen, Wasserbäuchen, Skoliotische, Weiber mit monstrosen Hängebäuchen und Schlotterbusen; ferner solche, die skelett-



Nat.-Museum, Athen.

Fig. 6. Hellenische
Terrakotta.

artig abgemagert sind, und solche wieder, deren Haut unter der Leibesfülle zu platzen scheint. Aus diesem Material hat Felix Regnault und vor ihm schon M. ΤΣΑΚΥΡΟΓΛΟΥΣ (Athen 1905), pathologisch-anatomische Schlüsse zu ziehen versucht. Mir scheint die systematische Betrachtung der Arbeiten dieser griechischen Koroplasten vom rein pathologischen



Terrakotta. Nat.-Museum, Athen.

Fig. 7. Karikatur eines
Faustkämpfers.

Standpunkt deshalb unberechtigt, weil die karikaturische Absicht der Künstler zu offensichtlich ist; die beigegebenen Proben mögen diesen Standpunkt vertreten und es als überflüssig erscheinen lassen, die Grimassen als linke Fazialislähmung, hysterische Kontraktur des Gesichtes, dolichocephaler Schädel usw. zu deuten. (Felix Blanchard, Arbeiten im Bulletin de la Société Française d'Histoire de la Médecine 1910. Association française pour l'Avancement des Sciences 1908 usw.)

Unter den Terrakotten von Tanagra, Myrina usw. finden wir schöne Exemplare der burlesken Griechenkunst; wir bringen die Jammergestalt eines gekrönten Fechters und den schwangeren Hermaphroditen; um die Wirkung dieser modellierten Witze recht zu würdigen, muß man sich in

Gedanken die herrlichen Marmorstatuen vor Augen halten, die denselben Gegenstand darstellen.

Wir mußten uns bei der Durchmusterung der karikaturistischen Betätigung der Alten mit dem Hinweise begnügen, daß gelegentlich auch der Medizin Verwandtes gestreift wurde; weiter fortgesetzte Grabungen werden uns wohl noch interessante Funde beschieren. Ganz anders aber liegt es auf dem weiten Felde der satirischen Literatur. Denn hier

herrscht ein bemerkenswerter, ja erstaunlicher Überfluß an bösen Ausfällen gegen die ärztliche Kunst und den ärztlichen Stand. Ein solcher läßt sich nicht allein aus der satirischen Ader der südlichen Völker erklären und muß einen tieferen Grund haben und demnach auch ausführlicher behandelt werden.

Die nähere Beschäftigung mit dieser antiken ärztlichen Satire wird uns den Beweis liefern, daß aus ihrem alten Wurzelgeflecht die Gedanken und Bosheiten knospen und sprießen, welche heutzutage noch an die Oberfläche kommen und immer wieder anscheinend neu im Kopfe eines Witzlings geboren werden.

Mein Jüngster kam neulich triumphierend aus der Sexta nach Hause und fragte mich mit ironischer Grimasse: Was hast du mit der Kartoffel gemein? »Die Früchte von euch beiden liegen in der Erde.« Es liegt auch hier ein tieferer Sinn im kindlichen Spiele, und wir werden den langen Weg zurücklegen müssen, welcher aus der humanistischen Sexta eines Gymnasiums der deutschen Republik hinaufführt zu der Schreibstube eines Satirikers der römischen Kaiserzeit.

Bevor wir in die Bearbeitung dieses amüsanten, oft mehr oder weniger geistvollen Anklagematerials gegen die antiken Ärzte schreiten, müssen wir zunächst einige Proben des, wie gesagt, überquellenden Stoffes geben. Lassen wir den griechischen Prosaikern und Dichtern den Vortritt.

Äschylus (525 bis 456).

Dem schlechten Arzte gleich, der selbst erkrankt,
Verzagst du mutlos und vermagst dir selber nicht,
Das Mittel auszufinden, das dich heilen kann.

★ ★ ★



Terrakotta. Nat.-M., Athen.

Fig. 8. Schwangerer
Hermaphrodit.

Aristophanes (427 bis 380).

So müßt man eiligst einen Arzt zu rufen gehn?
 Wer wäre denn jetzt noch hier in unserem Land ein Arzt?
 Es gilt ja da auch: keine Baßen, keine Kunst. Plutos.

* * *

Philemon (zirka 280).

Nicht ein einziger Arzt, wenn man's bei Licht betrachtet,
 Wünscht seine eigenen Freunde gesund zu sehn,
 Noch ein Soldat den Staat ohne Unheil.

Derfelbe.

Allein dem Arzte ist es gestattet zu töten, ohne den Tod zu erleiden.

* * *

Heraklit, sechstes Jahrhundert.

Wenn man die Ärzte ausnimmt, gibt es nichts Dämlicheres als die
 Grammatiker.

* * *

Äfop, achtes Jahrhundert vor Christo.

Die alte Frau und der Arzt. Ein altes Weib hatte kranke Augen.
 Es ließ einen Arzt rufen. Nachdem der Preis ausgemacht war, besuchte
 er sie. Er salbt ihr die kranken Augen und nimmt bei jeder Visite,
 während die alte Frau nichts sehen kann, einen nach dem andern von
 den Haushaltungsgegenständen mit. Als die Frau gesund war, verlangt
 der Arzt sein Honorar. Die Alte verweigert daselbe; der Arzt schleppt
 sie vor den Magistrat: »Ich hatte versprochen,« sagt die Alte, »ihn zu be-
 zahlen, wenn er mich heilte. Aber mein Augenlicht ist schlechter ge-
 worden. Vorher konnte ich mein Mobiliar noch sehen, heute ist mir
 das unmöglich.« So häufen die unanständigen Menschen durch ihre
 Habfucht Beweise gegen sich selbst.

* * *

Sokrates.

Die Ärzte haben das Glück, daß die Sonne ihren Erfolg bescheint
 und die Erde ihre Fehler bedeckt.

Diefes Wort wird vielen Alten in den Mund gelegt, unter anderem nach Plato auch dem Sokrates, der einem Maler gratulierte, der Arzt geworden, daß er eine Kunst im Stich gelaffen habe, deren Fehler der Menge offensichtlich feien, um fich einem Metier in die Arme zu werfen, deffen Schnitzer fünf bis fechs Fuß Erde bedecke.

* *

Atheneus, drittes Jahrhundert.

Die Gefchichte des Arztes Menekrates von Syrakus, der fich, stolz auf feine Heilerfolge, den Beinamen Jupiter gab, wird unter anderem von Atheneus, drittes Jahrhundert, erzählt. Er berichtet, daß Menekrates feinen von ihm geheilten Patienten die Beinamen Apollo, Äskulap usw. gab und fie in entsprechender Kleidung feinem Gefolge einreichte. Er felbst trug eine purpurne Kleidung, eine goldene Krone auf dem Kopf und ein Zepter in der Hand. Eines Tages foll er dem König Philipp (nach Plutarch dem Ägefilaos) folgenden Brief gefchrieben haben:

»Menekrates Zeus grüßt Philipp.

Du bift der König der Mazedonier und ich bin die Medizin. Du kannst die Menschen, welche gefund find, wenn du willft, vernichten, und ich die Kranken heilen und die Krankheit bannen bis in das höchfte Greifenalter. Wenn du also Leute haft in deinem Solde, um deine Perfon und dein Leben zu fchützen, fo habe ich als meine Garde alle die, welche ich dem Tode entriffen. Denn ich bin es, Zeus, welcher ihnen das Leben gibt.“

Die Antwort Philipps ift geiftreich und bekannt. Der König fchrieb nur: »Philippus wünscht dem Menekrates gute Besserung.« Diefes Abfertigung des klassischen Scharlatans ift geiftvoller als die spätere Erzählung des Hegefander, daß Philipp den Arzt und fein Gefolge zu einem großen



Nat.-Museum, Athen.

Fig. 9. Hellenistische Terrakotta.



Nat.-Museum, Athen.

Fig. 10. Hellenistische Terrakotta.

Gastmahl einlud, und daß die übrigen Gäste die köstlichsten Speisen vorgesetzt bekamen, dem göttlichen Arzte aber und seinem Gefolge wurden nur Räucherungen und Libationen zuteil.

* * *

Nikarchos, zweites Jahrhundert.

Bevor du dir die Augen reibst mit diesem Collyrium unglücklicher Damosrates, nimm Abschied vom heiligen Lichte des Tages, denn Dion kennt keinen Fehlschlag; nicht nur hat er den Olympikus geblendet, sondern sogar der Statue, die man diesem gesetzt, seiner glitzernden Augen beraubt (siehe in dichterischer Form Anthologie Seite 217).

* * *

Babrius, zirka 150 vor Christo (Ed. Bergk, Nr. 75).

Ein Arzt verstand nichts. Während nun zu einem Kranken alle sagten: »Fürchte nichts, du wirst davon kommen, dein Leiden ist zwar lang-



Nat.-Mus., Athen.

Fig. 11. Hellenistische
Terrakotta.

wierig, aber es wird besser gehen«, so sagte der ungeschickte Arzt, zu ihm eintretend: »Ich will dich nicht täuschen und nicht überlisten; halte alles bereit, du mußt sterben; den morgenden Tag wirst du nicht lange überleben«. Mit diesen Worten ging er und kam nicht wieder. Nach langer Zeit konnte jener, von seiner Krankheit sich erholend, wieder ausgehen, bleich, kaum seiner Füße mächtig. Der Arzt begegnete ihm: »Willkommen,« rief er, »wie geht es

drunten in der Unterwelt?« — »Still nach dem Trank der Vergessenheit,« erwiderte jener, »Proserpina aber und der gewaltige Pluto erhoben jüngst gegen alle Ärzte schreckliche Drohungen, weil sie die kranken Menschen heilen, und schrieben sie alle auf. Unter den ersten wollten sie auch dich aufschreiben; ich aber eilte voll Furcht sofort hinzu, berührte ihre Zepter und schwor ihnen, daß du in Wahrheit gar kein Arzt bist und grundlos verleumdet wurdest.«

* * *

Philemon, zirka 280.

Wer ist denn dieser? Ein Arzt. Wie schlecht geht es doch dem Heiler,
wenn niemand krank ist.

* * *

Plutarch (50 bis 125 n. Chr.).

Als den Pausanias ein Arzt besuchte und sagte: »Dir fehlt nichts,«
antwortete er, »weil ich dich nicht hatte.« Und als ihn einer seiner
Freunde tadelte, weil er über einen Arzt Schlechtes rede, ohne ihn er-
probt zu haben, antwortete er, wenn ich ihn erprobt hätte, würde ich
nicht mehr leben. Der beste Arzt sei der, welcher die Kranken nicht
hinziehen lasse, sondern sie sobald als möglich begrabe.

AUS DER ANTHOLOGIE.

Lukillos.

Seinen gemüthlichen Sohn hat neulich ein Arzt mir gefendet,
Daß ich ihm beibrächt all dies grammatische Zeug.
Aber nachdem er das »Sage den Zorn« und »Unendliches Weh
schuf«,

Und die nach diesen sogleich folgenden Worte gelernt:
»Auch viel tapfere Seelen der Helden zum Hades hinab-
stieß«,

Hat er ihn weiter zu mir nicht in die Schule geschickt,
Sondern es sagte der Vater, wie er mich sah: ich bedanke
Freund mich; doch dies kann auch lernen der Knabe bei mir,
Denn auch ich ja verstoße der Seelen so viele zum Hades,
Und ich bedarf dazu eines Grammatikers nicht.

Die Länge dieses Spottgedichtes verkürzt den Wert; da sind schon
wichtigere Verse, die man dem Nikarchos (zweites Jahrhundert) oder
dem Kallikter zuschreibt.

Weder klüft hat mich Pheidon, noch auch nur betastet; doch fiel im
Hitigen Fieber des Mannes Name mir ein und ich starb.

* * *

Diodoros, den Buckligen, gradezumachen versprach einst
Sokles; dem Krummen aufs Kreuz hat er drei Steine gelegt

Mächtige vierfußdicke; doch starb Diodorus zerquetscht von
Denen und gerader sofort lag er gestreckt als ein Rohr.

* *

Dich, Akestorides, schlachtete gleich Agelaos der Wundarzt
Sprach, wenn am Leben, hätte der Arme gehinkt.

* *

Arzt Alexis auf einmal klistiert ihrer fünf; purgierte
Fünf Ohnmächtige, fünf rieb unermüdlich er ein:
So wurde eine Nacht und eine Arznei und ein Sargmann,
Ein Grab allen, ein Hades und ein Totengefang.

* *

Arzt Krateas und Damon, der Totengräber zusammen
Einen gemeinfamen Bund schwuren einander die zwei:
Und die Binden, die er von Begräbnissen pflegte zu stehlen,
Gab zum Verbinden er hin gerne Krateas dem Freund!
Aber Krateas an jenen als Gegengeschenke hinwieder
Sandte die Pfleglinge ganz, die er für immer geheilt.

Herders Übersetzung (Werke 10, 201 f.) ist bekannter:

Damon und Pytias, der Totengräber und Doktor,
Helfen in ihrer Kunst treulich einander sich aus,
Damon stiehlt den Begrabenen die Leichenhemde zu Pflastern
Für den Doktor, und er schafft ihm die Kranken ins Grab.

RÖMER.

M. Portius Kato (234 bis 149) Brief an seinen Sohn, zitiert nach
Plinius 29, Kapitel 7:

Ich werde dir, mein Sohn Marcus, am gehörigen Orte von jenen
Griechen sprechen, ich werde zeigen, was ich in Athen vorzüglich fand,
und daß es zwar gut ist, in ihre Wissenschaften hineinzusehen, keines-
wegs aber, sie zu durchforschen. Sie sind eine sehr nichtswürdige und
ungelehrige Art Menschen, und halte es für so gewiß, als habe es dir
ein Weisfager mitgeteilt; sobald uns dieses Volk mit seinen Wissenschaften
beschenkt, wird es alles verderben, und noch um so mehr, wenn es
seine Ärzte schicken sollte. Diese haben sich unter sich verschworen, alle

Barbaren durch die Heilkunst zu töten; sie tun dies um Lohn, damit man ihnen Glauben schenke und sie desto leichter verderben können. Auch uns pflegen sie Barbaren zu nennen und befudeln uns mit dieser Benennung unflätiger, als andere Bauern. Der Umgang mit Ärzten ist dir unterlagt.

Plinius der Ältere, 23 bis 79. H. N. 29.

In der Arzneikunst allein glaubt man jedem, der sich für einen Arzt ausgibt, ohne weiteres, während doch nirgends die Lüge gefährlicher ist. Auch gibt es kein Gesetz, welches die Unwissenheit hierin straft, kein abschreckendes Beispiel von Bestrafung. Die Ärzte lernen an unserer Gefahr und experimentieren mit uns auf Tod und Leben. Sie allein haben das Privilegium der Straflosigkeit, Menschen zu töten. Etwaige Vorwürfe gehen vorüber. Man schiebt die Schuld auf Diätfehler und klagt die Gemordeten noch an.

29. VIII. 3.

* * *

Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle diese Ärzte, indem sie durch irgend eine Neuerung nach Ruf haschen, beständig mit unserem Leben Geschäfte machen. Daher jene elenden Meinungskämpfe am Krankenbette, wobei keiner daselbe glaubt, damit es nicht scheine, als stimme er einem anderen bei; daher jene Inschrift auf dem Trauerdenkmale eines Verstorbenen, daß er durch die Menge der Ärzte zugrunde gegangen ist. Täglich ändert sich diese Kunst und eben so oft wird sie neu aufgestuft. Wir lassen uns durch den Wind der Geister Griechenlands fortreißen und es ist offenkundig, daß jeder von ihnen, wenn er nur zu schwagen versteht, bei uns sogleich Herr über Leben und Tod wird; als ob nicht Tausende von Völkern ohne Ärzte, wenn auch nicht ohne Arznei, bestünden.

29. V.

* * *

Von der Habgucht der Ärzte und ihrem raubfüchtigen Markten im Angesichte des Todes, daß sie sich Schmerzen bezahlen lassen und für den Tod ein Handgeld nehmen, davon will ich nicht reden. Nicht das Anstandsgefühl, sondern die Forderungen der Konkurrenten drückt den Preis.

Martialis (38 [41] bis 104), Epigramme, 1. Buch 30.

Chirurgus fuerat, nunc est vispillo Diaulus,
Coepit, quo poterat clinicus esse modo. I. 30.

oder die gleiche Idee in etwas veränderter Form:

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus,
Quo Vespillo facit, fecerat et medicus.

Wundarzt war Diaulus, er ist jetzt Leichenbestatter;
Auf die Art, wie er konnt, ist er ein Kliniker jetzt.

2. Buch 16

Quid tibi cum medicis? dimitte Machaonas omnes.
Vis fieri sanus? stragula fume mea.
Was willst du mit dem Arzt? Entlaß die Machaone¹⁾ sämtlich
Willst du genesen, so nimm Decken des Bettes von mir.

5. Buch 9.

Languebam: sed tu comitatus protinus ad me
Venesti centum, Symmache²⁾, discipulis.
Centum me tetigere manus aquilone gelatae:
Non habui febrem, Symmache, nunc habeo.

Unwohl war mir, besucht hast du mich, aber es kamen
Hundert Schüler zugleich, Symmachus, als dein Geleit.
Und es betasteten mich die hundert Hände vom Nord kalt;
Ohne Fieber vorher, Symmachus, habe ich es jetzt.

6. 31.

Uxorem, Charideme, tuam, scis ipse finisque
A medico futui: vis sine febre³⁾ mori.

Du weißt selbst und erlaubst, daß mit deiner Gattin der Arzt buhlt,
Du willst wohl, Charidem, fieberlos zugrunde gehn.

(Der Arzt als Giftmischer.)

6./LIII.

Lotus nobiscum est, hilaris cenavit, et idem
Inventus mane est mortuus, Andragoras.

¹⁾ Machaon, Sohn des Asklepios bei Homer.

²⁾ Symmache, ein damals in Rom bekannter Arzt.

³⁾ Sine febre, d. h. also durch Gift.

Tam subitae mortis causam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocraten.

Heiter ging er ins Bad und speisete heiter,
Und am Morgen darauf fand man Andragoras tot.
Wissen willst du den Grund so plötzlichen Todes Faustinus?
Sein Arzt ist es, im Traum kam ihm Hermocrates¹⁾ vor.

8.IX.

Solvere dodrantem nuper tibi, Quinte, volebat
Lippus Hylas, luscus vult dare dimidium.
Accipe, quam primum; brevis est occasio lucri:
Si fuerit caecus, nil tibi solvet Hylas.

Als Triefäugiger bot neun Unzen neulich dir Hylas
Als Einäugiger beut Quintus er sechs dir noch an.
Nimm es sofort, es entflieht die Gelegenheit zum Gewinne,
Wenn er erblindet ist, Quintus²⁾, bezahlt er dir nichts.

8.LXXIV.

Oplomachus nunc es fueras ophthalmicus ante
Fecisti medicus, quod facis oplomachus.

Früher ein Augenarzt, bist jetzt du Fechter geworden,
Was als Fechter du tust, hast auch als Arzt du getan³⁾.

11.LXXI.

Hystericam vetulo se dixerat esse marito usw.

Leda sagte dem alten Gemahl, sie wäre hysterisch,
Und beklagte, daß not täte der Liebe Genuß;
Weinend und seufzend jedoch erklärt sie ihre Gefundheit
Gelte soviel ihr nicht, lieber noch sei ihr der Tod.
Er fleht, daß sie ihn nicht in den blühenden Jahren verlasse,
Und läßt zu, was er nicht selber zu leisten vermag.
Ärzte kommen sogleich herbei; Ärztinnen verschwinden,
Und sie muß sich darein schicken, o schwere Kunst (o medicina gravis).
(Der Arzt als Ehebrecher.)

¹⁾ Schon Lessing erinnert an das ähnliche Epigramm des Lucilius in der griechischen Anthologie.

²⁾ Quintus, bekannter römischer Augenarzt.

³⁾ Die eine Erklärung sagt, früher und jetzt beraubst du die Menschen des Lichts und des Glücks, die andere, daß die Fechter sich mit Vorliebe durch die Visierlöcher in die Augen stießen.

11. LXXIV.

Curandum penem commisit Baccara Raetus
Rivali medico. Baccara Gallus erit.

Heilen sollte das Glied sein Nebenbuhler dem Griechen Baccara
Der Arzt macht sicher zum Gallen¹⁾ ihn jetzt.

9. XCVI.

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit »Stulte, quid ergo bibis?«

Einem Kranken entwandte der Arzt, Herodes, den Schöpfkelch
Als er ertappt sich sah, sprach er, was trinkest du, Tor?

(Der Arzt als Dieb.)

Dieser satirischen boshaften Blütenlese stehen gelegentlich auch wohlwollende Äußerungen griechischer und römischer Dichter gegenüber. Wir wollen einige derselben wenigstens berücksichtigen.

Homer.

Denn ein heilender Mann ist wert wie viele zu achten,
Welcher die Pfeil' ausschneidet und auflegt lindernden Balsam.

Plato (429 bis 384).

Hinsichtlich der Ärzte insgesamt, sei einer, wenn, ohne daß er es beabsichtigt, der von ihm Behandelte stirbt, dem Gesetze nach rein von Schuld.

Im Gegensatz zu dieser gesetzlichen Äußerung steht allerdings, was er im Politicus Seite 298 sagte.

Welchen von uns die Ärzte retten wollen, den retten sie, wen sie aber schädigen wollen, den schädigen sie, indem sie ihn schneiden und brennen und nötigen, Aufwand zu machen als Tribut für sie. Davon verwenden sie nur wenig oder gar nichts für den Kranken. Das übrige benutzen sie mit den übrigen für sich selbst. Und schließlich nehmen sie gar von Verwandten oder Feinden des Kranken Geld zum Lohn, um ihn zu töten.

¹⁾ Der Witß liegt im Wortspiel Gallus. Den Griechen zum Gallier und Entmannten (Kybelepriester).

Seneca 2 bis 65 nach Christo.

Ärtig und freundlich soll man die ärztliche Behandlung mit sich vornehmen lassen (Ep. 5, 12).

Die Medizin bietet ihre Wohltaten auch den Unwürdigen an (de beneficiis 4, 28).

Die Kranken brauchen den Arzt, die Gefunden sollen ihn ehren (de clem. 1, 2).

Dem Arzt zahlt man den Lohn für die Mühe, den für sein Herz bleibt man ihm schuldig (de offic. 6, 17).

Der Arzt kann dem, den er heilen soll, niemals zürnen. Er sieht ihn immer huldreich an. Weder die widerlichen Ausleerungen, noch auch Wutausbrüche der Verrückten schrecken ihn zurück (Dial. 3, 1).

Du siehst, meinst du, dem Arzte wie dem Lehrer nichts schuldig, als seinen Lohn: bei uns hält man beide in hohem Grade lieb und wert. Es gibt Dinge, die mehr wert sind, als man dafür gibt. Du kaufst vom Arzte etwas Unschätzbares, Leben und Gesundheit, vom Lehrer der Wissenschaften edle Geistesbildung; daher wird diesen nicht die Sache, sondern die Mühe bezahlt, daß sie, ihre eigenen Angelegenheiten beiseite setzend, uns sich widmen . . . Warum ich bei beiden es mit der Belohnung nicht für abgetan halte? Weil beide uns zu Freunden werden und uns nicht durch verkäufliche Kunst, sondern durch wohlwollende freundschaftliche Gefinnung sich verpflichten. Für mich, nicht für den Ruf seiner Kunst schlug des Arztes Herz; er begnügte sich nicht, die Mittel anzuzeigen und herbeizuschaffen, bekümmert saß er bei mir, kam, wenn irgend eine besorgliche Zeit es forderte; über keinen Dienst beschwerte er sich, an nichts faßte er Ekel, meine Seufzer hörte er nicht ohne innere Beklemmung (de benefic. 6, 15, 16).

* *

Die Invektiven gegen die antiken Ärzte, zu einem Blütenstrauß vereinigt, haben komischerweise das Standesgefühl des einen oder andern überempfindlichen Kollegen verletzt. Was haben wir, die heutigen Beflissenen dieser Wissenschaft, mit den Vertretern der heilenden Kunst des

Altertums innerlich gemeinsam? Das erinnert mich an die Anekdote des in der Wüste haufierenden Juden. Er wurde von zwei durch die Mission bekehrten Schwarzen furchtbar verprügelt. Was habe ich euch getan? fragte der Handelsmann. Deine Vorfahren haben unseren Herrn gekreuzigt. Aber das ist doch schon so furchtbar lange her. Ja, wir haben es aber erst heute früh erfahren.

Die Bedingungen der Ausübung des Heilhandwerkes waren im Altertume und namentlich in Rom besonderer Art. Zunächst haftete ihm schon deshalb ein Makel an, weil es vorzugsweise von Freigelassenen und Sklaven ausgeübt wurde. Noch Justinian gestattete für sie den höchsten Preis, sechzig Goldstücke, zu fordern, während Eunuchen höchstens fünfzig wert waren. Die freien Ärzte waren meist Ausländer. Plinius der Jüngere erbat in einem Briefe vom Kaiser Trajan für seinen Hausarzt, der ihn vom Rande des Grabes brachte, als Belohnung das römische Bürgerrecht. Julius Cäsar verlieh den freien Ärzten gleichfalls das Bürgerrecht und Kaiser August aus Dankbarkeit gegen seinen Arzt Antonius Musa, der ihn durch eine kühne Kaltwasserkur aus schwerer Krankheit gerettet hatte, fügte noch eine Befreiung von allen Steuerlasten hinzu. Die Anstellung von festbefoldeten Stadtärzten war eine beschränkte und so kam es, da die Ärzte weder Prüfungen durchmachen mußten noch Privilegien und Diplome besaßen, daß sie auf der andern Seite eine geringe gesetzliche Verantwortlichkeit hatten. Die nächste Folge war, daß viele Unberufene, namentlich aus den unteren Ständen, sich zu dem ärztlichen Handwerke drängten, zumal, da das Gewerbe einträglich war. Martials scharfe Epigramme erklären sich aus diesen Tatsachen. Schuster, Zimmerleute, Schmiede, Leichenträger und Gladiatoren wurden Heilkünstler. Und so füllten die Reihen der Ärzte Ignoranten, die auch in den damals der Medizin angegliederten Nebenfächern Rhetorik, Dialektik und Philosophie nur Vorschüler waren. Sie verstanden von Wissenschaften, wie Galen bemerkt, nicht mehr als der Esel vom Lautenspiel. Man eignete sich medizinische Kenntnisse in der Weise an, daß man anerkannten Ärzten bei ihren Besuchen folgte und sich von ihnen belehren ließ. Diesen Schüler schwarm bewißelt Martial in dem oben angeführten Epigramm. Thessalus, ursprünglich ein Webergefelle, hatte zu Neros Zeiten den größten Ruf.

Es war natürlich für die Ausbildung der antiken Kollegen nicht gerade förderlich, daß dieser erfolgreiche Heilkünstler erklärt hatte, daß zur Erwerbung der nötigen medizinischen Kenntnisse ein halbes Jahr genügte. Hatte ein solcher Jünger des Äskulap als Arzt aber nicht den erhofften Erfolg, so war das Unglück auch nicht groß, er wechselte wieder sein Metier, und sprang zurück in die Klopffechter- oder Leichentränergilde. Die meisten Kollegen Galens, des fruchtbarsten und redseligsten medizinischen Schriftstellers aller Zeiten, der selbst in seiner Vaterstadt Pergamon Gladiatorenarzt gewesen, konnten, wie er angibt, kaum lesen, und er ermahnt sie, mit gebildeten Patienten sich wenigstens vor Sprachfehlern zu hüten.

Da nun das gesamte Gebiet der Medizin in kurzer Zeit schwer erlernbar war, so lag es für solche Adepten nahe, ein Spezialfach zu ergreifen. So gab es Ohrenärzte, Zahnärzte, Bruch- und Fistelärzte und vor allem die Okulisten, über die sich ja Martialis und die andern Satiriker weidlich luftig machen.

»Schmerzende Zähne heilt Kascellius oder entfernt sie,
Wächst in die Augen das Haar, brennst du, Hyginus, es weg.
Sank das Zäpfchen herab, hebt's Fannius ohne zu schneiden,
Eros vertilget das Mal, traurig den Sklaven gebrannt.
Als Podalirius wird für den Darmbruch Hermes gepriesen:
Sage mir, Gallus, wer ist's, der die Impotenz heilt.«

Aus dieser Anrempelung des Martial erfahren wir, daß die plastische Chirurgie der damaligen Zeit es verstand, die Brandmarken der Sklaven zu entfernen, wissen wir doch auch, daß sich die Juden nach Celsus eine neue Vorhaut operieren ließen, um im Bade als solche nicht aufzufallen.

Das in den Epigrammen getadelte ärztliche Benehmen am Krankenbett geißelt auch Galen. Manche Ärzte machen zu häufige und zu lange Besuche. Ihr Verhalten dabei neige in die Extreme der rauen und rohen Behandlung oder der servilen Untertänigkeit. So habe der Hero-philer Kallianax einem ängstlichen Schwerkranken die tröstenden Worte zugerufen: »Auch Patroklos mußte sterben.« Andere Ärzte wieder exzellieren durch auffallende Kleidung und Haartracht, während der Wider-

part so nachlässig sei, bei den Krankenbesuchen nach Zwiebel oder Knoblauch zu riechen. Das muß natürlich zur Katastrophe führen, wenn ein nach Wein übermäßig riechender Doktor seinem Klienten den Genuß dieser Stärkung verbietet.

Die Reklamefucht der antiken Ärzte ging so weit, daß sie Operationen in den Theatern vor einer Menge von Zuschauern machten, oder sie liebten es, ihre Behandlungen in Buden und Läden auszuüben, die nach der Straße offen waren; nach Epiktet animierten die Ärzte sogar die Passanten zum Eintreten.

Eine große Rolle spielte in der damaligen Zeit die Bereitung der meist geheim gehaltenen Medikamente. Die Giftmischerei war in voller Blüte, an ihr waren die Ärzte beteiligt, namentlich auch in der Herstellung der Gegengifte. Der berühmte Theriak sollte nach der Behauptung seines Erfinders, des Leibarztes des Kaiser Nero, Andromachus, ein Universalgegenmittel sein, weshalb es in der damaligen Zeit vielfache Verwendung fand. Dem Grundfehler, der damals den das ärztliche Gewerbe betreibenden Männern anhaftete, der Charlatanerie im großen Stil, reihten sich die großen andern Kardinaluntugenden des Standes an: der Brotneid, die gehässige Verleumdung, die Habfucht, Erpressung und Streitsucht. Und so war es in der damaligen Zeit verständlich, wenn sich die großen Satiriker mit Vorliebe die Medizin unter das Brennglas ihres Wißes nahmen. Wir nahmen bisher nur einige Dokumente zur Erklärung der antiken Satire aus dem Stande selbst, weil eben sich der beißende Spott in erster Linie gegen die Vertreter der Heilkunde wendete und die Medizin als solche unberührt ließ. Es muß aber wenigstens daran erinnert werden, daß damals vor dem Wagen der Medizin eine ganze Reihe von zweifelhaften Zugkräften gespannt war. Außer vielen anderen Sekten gab es die Schule der Dogmatiker, der Methodiker, der Empiriker, der Pneumatiker, der Eklektiker und solcher, die sich direkt nach dem Namen ihres Gründers nannten, wie der Erasistrateer. Unter diesen bestanden leidenschaftliche Kämpfe. Plinius erzählt, daß alle diese Sekten Theffalus über den Haufen warf und sich in der Via Appia ein Monument errichtete, auf welchem er sich als »Ärztebezwinger« bezeichnete. In dieses Wirrwarr der Meinungen, der

Schulen und Ansichten hinein wogte und flutete der medizinische Aberglaube. Die Wunderfucht der Zeit, ein Bestandteil der öffentlichen und staatlichen Religion, erklärt es, daß Sterndeuter, Wahrfager, Orakel und viele andere nahe verwandte magische Künste das Mosaik der Heilmöglichkeit und Heilgelegenheit noch bunter machten, und denen, die sich von der Dummgläubigkeit der Zeit freigemacht hatten, den beißenden Spott auf die Zunge legten.

Die Betrachtung dieses grotesken Lebens auf dem Heilmarkte im Altertum und der Satire über dasselbe, war aber deshalb nötig, weil diese Zeit von unabsehbarer Folge war für die Entwicklung des deutschen Geisteswesens der sogenannten Renaissancezeit. Wir brauchen nur zu bedenken, daß die Humanisten mit der Neuerweckung der antiken Literatur gerade auch über die Heilkunde die Ansichten jener Zeit studierten und annahmen, um den neu erfolgten Drucklegungen der antiken Schriftsteller die größte Bedeutung zuzumessen in der Beeinflussung des Volkes. Und wenn auch die alten Originalausgaben des Martial, des Plinius usw. nur von den Gebildeten gelesen wurden, so war es wiederum ein folgenreicherer Zustand, daß die populären deutschen Schriftsteller sich dauernd mit fremden Federn schmückten; die klassische Zitatenvut der folgenden Jahrhunderte war eine grenzenlose. So finden wir diese malitiösen Gedanken über die Medizin an tausend Stellen eingeflickt, manchmal mit, manchmal ohne Quellennachweis in allerlei philosophischen Werken. Aber auch die Volkserzähler und Volksbelehrer bereichern sich an in der Antike gestohlenen Stilblüten und Gedanken. Damit nicht genug, ist die Geistesarmut und der Sensationshunger mancher Druckereien, namentlich in Süddeutschland, so groß, daß sie Geschehnisse aus dem Altertum einfach als eben passiert berichteten und durch Tausende von Flugblättern in Deutschland bekannt gaben. So finden wir zum Beispiel, daß die Wundergeschichten des Plinius frisch frisiert und gebügelt als eben passierte Neuigkeiten in die erstaunte Welt gingen.

Auf diese Weise ist es erklärlich, daß die antiken Pamphlete gegen die Raub- und Strauchritter der Medizin in der deutschen Literatur der Renaissancezeit Boden gewannen und den deutschen Nachbetern lateinischer Weisheit billige Spottmünze in die Hand gaben. Wir werden

später zu untersuchen haben, inwiefern der damalige Stand der Medizin und das Benehmen der Ärzte des Reformationszeitalters ein günstiger Nährboden für diese im wesentlichen römische Tradition bildete.



Fig. 12.

ORIENT.

Ganz anders sieht das Bild aus, welches der weitere Osten in der Vorzeit von dem Arzte und von der Heilkunde gemalt hat. In der Literatur der Inder, Ägypter, der Hebräer, ja auch der Araber und Perfer schreitet der Arzt dahin, gewissermaßen als heilender Priester, ehrwürdig und hoheitsvoll. Wenn auch Satire und Kritik sich an ihn heranwagt, so ist der Ton doch ein von der gräko-lateinischen Ausdrucksweise grundverschiedener. Das für die Gebildeten unserer Zeit ferner liegende und versteckte Material ist im Stammbuch des Arztes, in Stuttgart, W. Spemann, zusammengefaßt. Aus ihm entnehmen wir in folgendem einige charakteristische Proben.

ÄGYPTER.

Solcherlei Würze der Kunst hat Helena, Tochter Kronions,
Heilsamer Kraft, die einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
Dir in Ägyptos geschenkt; wo viel die nährnde Erde
Trägt der Würze zu guter und viel zu schädlicher Mischung,
Wo auch jeder ein Arzt, die Sterblichen all an Erfahrung
Überragt; denn wahrlich sie sind vom Geschlechte Päons.

(Homer, Odysee 4, 228.)

I N D E R.

Die Anforderungen an den lernenden Arzt und die Vorbedingungen, die er zu erfüllen hat, ergeben sich aus der Caraka Samhita III 8.

Wenn ein Schüler um Aufnahme bittet, so spreche der Lehrer zu ihm: (Folgen allerlei Befehle und Zeremonien). Darauf spricht der Lehrer zu ihm angesichts des Feuers der Brahmanen und Ärzte: »ein Schüler muß keusch und enthaltsam sein; er hat einen Bart zu tragen; er muß die Wahrheit reden, darf kein Fleisch essen, nicht neidisch sein; er soll die Lehre wohl behalten und mein Wort in Ehren halten. Auch mußt du alles ausführen, was ich dich heiße, es sei denn, daß etwas vom König Verbotenes, etwas Lebensgefährliches, ein großes Unrecht oder etwas Widerfinniges von dir gefordert würde. Wie ein Sohn, wie ein Knecht, wie ein Diener sollst du meines Dienstes warten – anspruchslos, pünktlich, aufmerksam, artig, umfichtig, ohne Murren. Ein Arzt, welcher Erfolg für seine Praxis und seinen Erwerb, einen guten Namen und einst den Himmel wünscht, der muß für das Wohl aller Lebenden, zuerst des Brahmanen und der (heiligen) Kuh beten alle Tage, wenn er aufsteht und zu Bett geht. Mit ganzer Seele muß er um die Heilung der Kranken sich bemühen, und wenn sein eigenes Leben auf dem Spiel stände, darf er dem Kranken kein Leid tun und nicht einmal in Gedanken dem Weib eines andern zu nahe treten, noch auch seiner Habe. In Kleidung und andern Äußerlichkeiten soll er einfach, soll kein Trinker sein und schlechter Gesellschaft fern bleiben. Seine Rede sei zart, klar, angenehm, wahr, zweckmäßig und gemessen, er erwäge Ort und Zeit, befeße sich des Nachdenkens und suche stets seine Kenntnis zu wecken, zu unterstützen, zu fördern.«

Aus demselben indischen Lehrbuch der Medizin Caraka zitieren wir die Charakteristik der Scharlatane:

Leute unter der Maske von Ärzten, eine Plage für die Menschen, und eigentliche Fälscher treiben sich in den Ländern herum, weil die Obrigkeiten nachlässig sind. Ihre Kennzeichen sind folgende: Um eine Meinung von sich zu erwecken, im Aufzug eines gelehrten Arztes prunkend, streichen sie begierig den Gelegenheiten zur Praxis nach. Haben sie von einem Kranken gehört, so eilen sie herbei, empfehlen vor deinen Ohren

ihre ärztlichen Fähigkeiten und sind unermüdlich in Aufzählung der Fehler des behandelnden Arztes. Die Freunde des Patienten suchen sie durch kleine Aufmerksamkeiten, Einflüsterungen, Schmeicheleien zu gewinnen und rühmen ihre eigene Anspruchslosigkeit. Haben sie sich an eine Kur gemacht, so kommen sie alle Augenblicke zum Besuch. Um ihre Unwissenheit zu verstecken und weil sie die Krankheit nicht zu heben vermögen, schieben sie den Mißerfolg darauf, daß der Kranke nicht die nötigen Mittel, keine Pflege habe und sich nicht gehörig halte. Merken sie, daß es mit ihm zu Ende geht, so machen sie sich davon. Treffen sie mit Leuten vom Volke zusammen, so verleugnen sie sich und wissen als Unbeteiligte ihre Geschicklichkeit herauszustreichen, als Laien die Wissenschaft der wirklich Unterrichteten herabzusetzen. Das Zusammenkommen mit Gebildeten aber meiden sie wie der Wanderer die Gefahren des dichten Waldes. Wissen sie zufällig ein Stück von einem Lehrsatze auswendig, so zitieren sie das beständig, wo es gar nicht paßt oder nur halb paßt. Fragen lassen sie sich nicht gern; sie fliehen vor einer Prüfung, wie vor dem Tod. Weder einem Lehrer, noch einem ordentlichen Schüler, noch sonst einem, der mit ihnen anbinden will, stehen sie Rede. Auf sie beziehen sich folgende Verse:

Versteckt in das Gewand des Arzt's
 erlauern Patienten sie
 Wie von der grünen Hütte aus
 der Vogler sich die Meisen fängt.

Erfahrung, Lehre, Wissen fehlt;
 sie kennen weder Maß noch Zeit;
 Vermeide sie, sie sind vom Tod
 als Boten auf die Welt gesandt.

Ums Geld als Ärzte aufgebläht
 und Tölpel einzuziehn geschickt —
 Es meide doch, wer klug fein will,
 die aufgeschwollne Natterbrut!

Doch wer gelehrt, geübt und rein
 und im Geschäft erfahren ist,
 Sich selbst und seine Hand beherrscht,
 dem Manne schenke dein Vertrau'n!

Sowohl aus der Zeit der Vedas, wie auch aus der Brahmanischen Periode ist eine Reihe von Tatsachen und Schriften bekannt geworden, welche die Werthschätzung der Ärzte im alten Indien beweisen. Er, der Arzt, gehört zu den vierzehn kostbarsten Dingen, welche die Götter durch Vermischung der Erde mit dem Meere erzeugten.

Indische Sprüche.

Dort soll man, o Sohn, nicht wohnen, wo diese vier fehlen: ein reicher Mann, der Geld ausleiht, ein Arzt, ein mit dem Veda vertrauter Brahmane und ein Fluß mit gutem Wasser.

Ist man krank, so ist der Arzt ein Vater, ist man genesen, so ist er ein Freund; ist die Krankheit vorüber und die Gesundheit hergestellt, so ist er ein Hüter.

Fürsten, Minister, Ärzte und Asketen schmückt das Alter, Buhldirnen, Sänger und Diener macht es lächerlich. Ein Lehrer, ein Arzt, ein Bürge, benutzte Führer, Hebammen und Liebesbotinnen sind nach vollbrachtem Geschäfte einem Grashalm gleich.

In etwas anderer Form wird die Undankbarkeit der Menschheit ausgedrückt:

Diese sechs schätzen stets gering den, der ihnen früher Dienste erwies. Schüler den Lehrer, verheiratete Söhne die Mutter, gleichgültig gewordene Männer die Gattin, diejenigen, die ihr Ziel erreichten, den Urheber des Glücks, diejenigen, die aus dem Walde heraus find, ihren Wegweiser und gesundgewordene Kranke ihren Arzt.

Ein Maler, ein Dichter, ein schlechter Arzt und ein schlechter Fürst, diese vier fahren zur Hölle, als Fünfter der Dorfschulze.

CHINA.

Eure Medizinen sind ebenso wirksam wie göttlicher Beistand.

Fernere Lobsprüche des Arztes: Er kann einem den Lebensfrühling zurückbringen.

Des großen Reiches Hand find die guten Ärzte.

Der beste Arzt kann ein verlorenes Leben nicht retten.

Mit Arznei ist es schwer, Tote lebendig zu machen.

HEBRÄER.

Es heißt in der Schrift, er soll ihn heilen lassen; daraus folgert die Schule des Rabbi Ismael (130 vor Christo): Dem Arzt ist von Gott die Erlaubnis erteilt, zu heilen.

In einer Stadt, in welcher sich kein Arzt befindet, darf ein Schüler der Weisen nicht wohnen. Thalmud (220 bis 500 nach Christo).

Bei einem fernen Arzte wird das Auge blind.

Ehre den Arzt, bevor du seiner bedarfst.

Ein Arzt, der umsonst heilt, heilt umsonst.

Den Höhepunkt der hebräischen Verehrung für den heilenden Stand bilden die Worte des Jesus Sirach 38, 1.

Ehre den Arzt mit gebührender Verehrung, daß du ihn habest zur Not. Denn der Herr hat ihn geschaffen und die Arznei kommt von dem Höchsten und Könige ehren ihn. Die Kunst des Arztes erhöht ihn und macht ihn groß bei Fürsten und Herren. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet ihn nicht. Ward doch das bittere Wasser (2. Moses 15, 25) süß durch ein Holz, auf daß man seine Kraft erkennen sollte. Und er hat solche Kunst den Menschen gegeben, daß er gepriesen würde in seinen Wundertaten. Damit heilet er und vertreibt die Schmerzen, und der Apotheker macht Arznei daraus. Summa, Gottes Werke kann man nicht alle erzählen, und er gibt alles, was gut ist auf Erden.

Mein Kind, wenn du krank bist, so verachte dies nicht, sondern bitte den Herrn, so wird er dich gesund machen. Laß von der Sünde und reinige dein Herz von aller Missetat. Opfere süßen Geruch und Semmel zum Gedenkopfer, und gib ein fett Opfer, als müßtest du davon. Danach laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen und laß ihn nicht von dir, solange du ihn bedarfst. Es kann die Stunde kommen, daß dem Kranken allein durch jene geholfen werde, wenn sie den Herrn bitten, daß es mit ihm besser werde und er Gesundheit kriege, länger zu leben.

Ich möchte an dieser Stelle noch das tägliche Morgengebet eines Arztes, bevor er seine Kranken besucht, wiedergeben, welches aus einer hebräi-

sehen Handschrift eines berühmten jüdischen Arztes in Ägypten aus dem zwölften Jahrhundert stammt und welches ich nirgends reproduziert finde (Medizinisches Vademekum, zweiter Teil, Frankfurt und Leipzig, Nikolai 1796).

»Allgütiger! Du hast des Menschen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntausendmal zehntausend Werkzeuge hast du in ihm vereint, die unablässig tätig sind, um das schöne Ganze, die Hülle der Unsterblichen, zu erhalten und zu ernähren: immerdar sind sie still beschäftigt, voller Ordnung, Übereinstimmung und Eintracht. Aber wenn die Gebrechlichkeit des Stoffs, oder die Zügellosigkeit der Leidenschaften diese Ordnung, diese Eintracht unterbricht, so geraten die Kräfte in Streit, und der Leib zerfällt in seinen Urstaub. Du sendest dann dem Menschen die wohltätigen Boten, die Krankheiten, die ihm die nahende Gefahr verkünden, und ihn treiben, sie in Zeiten abzuwenden.

Deine Erde, deine Ströme, deine Berge hast du mit heilsamen Stoffen geschwängert, die deiner Geschöpfe Leiden zu mildern und ihrem Untergang abzuhelpen vermögen. Und dem Menschen hast du Weisheit erteilet, des Menschen Leib zu lösen, und sein Gewerk in Ordnung und Unordnung zu erkennen; auch jene Stoffe aus ihren Behältnissen hervorzuarbeiten, ihre Tugenden zu erforschen, und einem jeden Übel gemäß sie zuzubereiten und anzuwenden.

Auch mich hat ewige Weisheit erkoren, über Leben und Gefundheit deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun zu meinem Beruf. – Stehe mir bei, Allgütiger, in diesem Geschäfte, daß es fromme; denn ohne deinen Beistand frommt ja dem Menschen auch das Kleinste nicht.

Laß Liebe zur Kunst und deinen Geschöpfen mich ganz beseelen; gib es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Ruhm oder Anfehn sich in meinen Betrieb mische; denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe feind; und sie könnten mich irre leiten in dem großen Geschäfte, deinen Geschöpfen wohl zu tun.

Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele aufrecht, daß unverdroffen sie immerdar bereit sind, dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Bösen, dem Freunde und dem Feinde beizustehen. Laß im Leidenden stets mich nur den Menschen sehen. Er ist ein Mensch:

und du erschufest und erhältst ja den Menschen, den Reichen und den Armen, den Guten und den Bösen, den Freund und den Feind.

Erhalte meinen Verstand gesund und schlicht, daß er das Gegenwärtige fasse, und das Abwesende richtig vermute. Laß ihn nicht so herunterfinken, daß er das Sichtbare verkennt, auch nicht so sehr sich hinüberversteigen, daß er nicht sieht, was nicht zu sehen ist. Denn fein und unmerklich ist hier die Grenze in der großen Kunst, deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu warten.

Laß meinen Geist immerdar er selbst fein: am Bett des Leidenden müssen nicht fremde Dinge ihm seine Acht rauben. Laß alles, was Erfahrung und Nachdenken in ihm niedergezeichnet, ihm gegenwärtig sein, und nichts ihn in seinen stillen Arbeiten, deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu erhalten, verhindern.

Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir, und zu meiner Kunst, und Folgsamkeiten gegen meine Ratgeber. Verbanne von ihrem Lager alle Afterärzte, und das ganze Heer von ratgebenden Verwandtinnen, und überweisen Wärterinnen: denn es ist ein graufames Volk, das aus Eitelkeit die besten Werke der Kunst vernichtet, und oft deinen Geschöpfen den Tod aufdringt.

Wenn weisere Künstler mich bessern und zurechte weisen wollen, laß meinen Geist dankbar und folgsam sein: denn der Umfang der Kunst ist groß, und keiner sieht, was jeder sieht. Aber wenn Unweise, Eingebildete, mich tadeln, so laß Kunstliebe ganz meinen Geist stählen, daß er Ruhm, Alter und Ansehen nicht achte, und auf der gefühlten Wahrheit beharre. Nachgeben ist hier Krankheit und Tod deiner Geschöpfe.

Verleihe meinem Geist Sanftmut und Duldsamkeit, wenn ältere Mitkünstler, stolz auf Jahreszahl, mich immerdar verdrängen und höhnend mich bessern wollen. Laß ihr Gutes mir Vorteil bringen; denn sie wissen mancherlei (und Weise können vieles wissen), was mir noch fremd sein kann. Aber ihren Dünkel laß mich nicht kränken; denn sie sind alt, und das Alter ist der Leidenschaften nicht Meister; und ich hoffe auch auf Erden alt zu werden vor dir, Allgütiger!

Schenke mir in allem Genügsamkeit, nur in der großen Kunst nicht. Laß nie den Gedanken in mir erwachen: du hast des Wissens genug;

fondern verleihe mir Kräfte, Muße und Trieb, meine Kenntnisse immerdar zu berichten, und neue mir zu erwerben. Die Kunst ist groß, aber auch des Menschen Verstand ist dem Menschen nicht umfaßbar. Er dringt immer weiter. In meinem gestrigen Wissen entdeckte er heute der Irrtümer viel, und mein heutiges findet er wohl morgen voller Fehler.

Allgütiger! du hast mich erkoren, über Leben und Tod deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun an zu meinem Berufe. Stehe mir nun bei in diesem großen Geschäfte, daß es fromme; denn ohne deinen Beistand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.«

Dieses althebräische Gebet bedeutet in ethischer Beziehung eine Bereicherung gegenüber dem Eide des Hippokrates.

Erst allmählich kommen wir zur Überzeugung, daß die Weisheit des Rabbi Ben Akiba auch in literarischer Beziehung zu Recht besteht. Die meisten und auch die schönsten Gedanken sind schon einmal gedacht. Wenn nun auch solche im Kopfe eines Lappländers und eines Chinesen vielleicht jungfräulich entstanden sind und von ihm selbst unberührt vom Geiste andern Geistes geboren, so hat doch die moderne Literaturgeschichte den Nachweis erbracht, daß nicht nur manches, was uns als Ausdruck landesmäßiger Urkraft erschien, einfach gestohlene Ware ist, oder um uns milder auszudrücken, auf dem Boden der Tradition und Überlieferung aus dem Ofen kam. Wir werden später beim Kapitel des ärztlichen Honorares die deutsche Anekdote von den drei Gesichtern des Arztes, als originell empfunden, betrachten. Hier erfuhren wir, daß es eine alte indische Melodie ist, am Beispiele des geheilten Kranken über die Undankbarkeit des menschlichen Geschlechtes ein Spottlied zu pfeifen. Und von wem übernahmen die Inder das Gleichnis?

So viel aber steht historisch fest, daß die Renaissance und der Humanismus im wesentlichen nur die romanischen Bosheiten erneuerte, da sie eben nur die gräko-lateinische Epoche und Literatur zu neuem Leben entfachten. Hätten sie mit der arabischen Medizin auch die arabische Literatur erneuert, so wäre vielleicht auch das große wahrheitschwere Wort Saladins des Großen bekannt geworden: Der Kranke kennt den Arzt schon an seinem Gang, ist er aber genesen, so erkennt er ihn nicht mehr, wenn er ihn sieht.

Zwei divergente Auffassungen über die Heilkunst und den Heilstand stehen sich demnach, wie wir dies literarisch belegten, in der Weltliteratur gegenüber. Eine wohlwollende Verehrung gegen den Priesterarzt und eine ironisch verächtliche gegen den am Heilgeschäft Beteiligten, den von der Krankheit und dem Unglück seines Nächsten Gewinn ziehenden Arzt. Der deutsche Humanismus hat die gräko-lateinische Auffassung bei uns akzeptiert und zum Siege verholfen. Das war ihr leicht, denn auch in der altgermanischen Tradition galt der kräuterkundige Heiler nicht viel gegen den Helden und den speerrasselnden Krieger; König Gran zieht, um auf einer Hochzeit unerkannt zu bleiben, sich schlechte Kleider an, setzt sich zuunterst an den Tisch und gibt sich für einen Arzt aus. Die Medizin rangierte auf den Universitäten hinter der Jurisprudenz, denn der Dieb geht voran und der Henker folgt ihm, sagt ein altes Wort, das schon bei Rabelais zitiert ist. Und gar ein ungedienter Professor der Medizin und ein aktiver Leutnant! Der Sieg der Tradition macht sich noch heute in der Praxis bemerkbar. Im Gegensatz zu den einfach zahlenden oder auch einfach nicht zahlenden Klienten des Abendlandes nahen sich die aus dem näheren und weiteren Osten dem helfenden Ärzte mit unterwürfig verehrender Miene und Haltung und es geschah mir häufiger, daß Patienten, die zu Hause noch viel höher stehen wie bei uns ein königlicher Rat, dem Ärzte dankbar die Hand küßten.

MITTELALTER UND NEUERE ZEIT.

Die Troubadurliteratur und die Ritterballaden eines Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, des Konrad von Würzburg aus dem dreizehnten Jahrhundert werfen gelegentlich einen kurzen Blick auf die zünftigen Vertreter der Heilkunde. Die Rolle, welche der Arzt in diesen von Schwertergeklirr und Rossgegstampfe widerhallenden Gefängen spielt, ist beinahe immer die gleiche. Trotz ihrer viel gerühmten Kenntnisse, trotzdem sie die Weisheit Salernos in sich aufgenommen und oft aus weiter Ferne herkamen, sind die Ärzte meist nicht in der Lage, mit ihren Salben, Heiltränken, und auch Latwergen die Wunden zu heilen, die die Helden empfangen hatten. Sie

dienen nur als Folie zur Verherrlichung einer höheren Macht. Eine scheinbare Ausnahme macht das dem Nibelungenlied verwandte Gudrunepos.

»Hettel fandte Boten und hieß Waten kommen,
Der war der Heilkunst kundig, man hat es längst vernommen.
Erlernt hat es der Recke von einem wilden Weibe,
So friftete der Kecke manchem schon am Leben und am Leibe.
Sich entwappnete der Degen, sich selbst er erst verband,
Eine guote Wurzel nahm er in die Hand
Und eine kleine Büchse, da war ein Pflaster drinnen
Da fand der Heilkunstmeister viel zu tun umher.
Sollt er sich Gut verdienen, in großem Kriegesheer,
So könnten's Kamele nicht von der Stelle tragen«

Wir sehen, gleich wie in den Homerischen Gedichten verstehen die kämpfenden Helden selbst sich auch auf wundärztliche Künfte.

Meist aber dienen die Ärzte nur in ihrem Unvermögen dazu, die linde Heilkraft hehrer Frauen ins rechte Licht zu setzen. In Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde zum Beispiel heißt es:

Du bist von einem Schwerte wund,
das tödlich und vergiftet ist.
Nicht Arzt noch Arztes Kunst und List
errettet dich aus dieser Not,
Nur meine Schwester kann's, Iſot,
die Königin von Irenland
Da wurden Ärzte dargesandt
Von Burgen und vom ganzen Land,
Die Allerbesten fern und nah,
Und als die waren beisammen da,
Legten sie alle ihren Sinn
An ihn mit ärztlichen Künften hin.
Was half's, was war damit getan?
Er war doch um nichts besser dran.
Was sie auch alle zu Handen
Von ärztlicher Kunst verstanden,
Das konnte ihn nicht entrafen,
Das Gift war so beschaffen,
Daß sie es von der leiden
Wunde nicht konnten scheiden

Den wundflichen Triften heilte dann die weife Ifot mit Theriak, nachdem fie ihn vorher mit dem Dampf der Drachenzunge betäubt hatte.

Dasfelbe Lied fingt Hartmann von der Aue. Auf dem Altar der hohen Minne wird die Heilkunde geopfert.

Der beſte Arzt im Erdenrund,
Wie gut er auch verbinde,
Er hilft mir, gebe ich tauſend Pfund,
Nicht, daß ich Lind'rung finde.
Gebeut's jedoch dein roter Mund,
Geneſ' ich gar geſchwinde.

Berthold von Regensburg (geſtorben 1272) ſpricht in ſeinen Predigten mit Wehmut von dem Glanz früherer Zeiten:

»Noch gibt es etliche Krankheiten. Manche Leute haben die Krankheit, die alle Meiſter nicht zu vertreiben wiſſen, und lebte noch heute Meiſter Hippokrates, der Meiſter über alle Meiſter, die jeder Medizin kundig waren, er könnte fie nicht heilen. Und lebte noch Galenus und Konſtantinus und Avizenna und Mazer und Bartholomäus, lebten fie alle noch: Etliche Krankheiten könnten fie niemals heilen, das iſt der Ausſatz und die Epilepfie.«

Dieſe heilt nur das rote Herzblut. In der Verſerzählung des Armen Heinrich hat Hartmann von Aue es unternommen, den brutalen Aberglauben der Zeit in eine durch Treue und Liebe verſöhnende Faſſung zu bringen. Die Fabel, daß die Miſelfucht nur durch Blut, und zwar das Blut einer reinen, ſich freiwillig opfernden Jungfrau geheilt werden könne, wird von ihm in eine zarte und fromme Erzählung umgewandelt. Heinrich, in ſein Schickſal nicht ſo ergeben wie Hiob, nachdem er in »Muntpafiliere« vergeblich Heilung geſucht, findet dann in Salerno den Arzt und das Mittel und die keuſche Maid.

Nun lag der Weßſtein nahebei,
Den holte ſich der Arzt herbei,
Und fing auf ihm das Meſſer dann
Langſamen Strichs zu weßen an.
Das Weßen aber hörte
Der arme Heinrich, der gebannt
Vor des Gemaches Türe ſtand.

Die Heilung durch Herzblut und durch Baden in dem Blute kleiner Kinder erscheint in der Literatur der damaligen Zeit häufiger, so bei Konrad von Würzburg (gestorben 1287) im heiligen Sylvester:

»Da dem Kaiser Konstantin mit der Miselsucht nicht ärztliche, noch Zauberkunst helfen konnte, so rieten ihm die Meister vom Kapitolium, wenn er gern gefunden Leibes sich freuen wollte, daß er einen Teich in ihrem Hause anlegen ließe und ihn mit dem Blute der Kinder anfüllte, die noch zu klein wären, um irgend welchen Makel an Leib und Seele zu tragen. Setzte er sich dann ins heiße rote Blut nackend, so würde er der großen Krankheit des Ausfuges frei und ledig.«

Der berühmte Chaucer (1340 bis 1400) ist schon von solch schreckhafter graufiger Schilderung abgerückt und weiß uns in seinen Canterburygeschichten ein anschauliches und knifflisches Bild eines Doktors zu geben.

Auch hat ein Doktor sich zu uns gefellt,
Ein Arzt. Gewiß sprach keiner auf der Welt
So klug von Medizin und Chirurgie,
Er war gelehrt auch in Astronomie
Und stundenlang übt er des Patienten
Geduld mit magischen Experimenten,
Er wußte wirklich mit geschickten Händen
Des Kranken Horoskop zum Glück zu wenden.
Der Krankheit Grund sah er mit Leichtigkeit,
Ob Kälte, Hitze, Trocknis, Feuchtigkeit,
An welchem Ort erzeugt, aus welchen Stoffen.
Er war als Praktiker unübertroffen.
Hatt' er des Übels Wurzel erst erkannt,
Ward gleich die Medizin auch angewandt.
Ein Apotheker war ihm stets zu Händen,
Um Drogen und Latwergen ihm zu senden.
Sie hatten durch einander viel gewonnen;
Die Freundschaft hatte nicht erst jüngst begonnen.
Die Alten kannt er: Äskulap voran,
Und Dioskorides und Rufus dann
In der Diät liebt er nicht Überfluß;
Er gab nur solche Speise zum Genuß,
Die nahrhaft war und leicht zu digerieren,
Nicht pflegt' er viel die Bibel zu studieren.

Blutrot und blau liebt er sich anzuziehen,
 Mit Taft gefüttert und mit Laventin.
 Nicht ein Verschwender war darum der Mann,
 Er sparte, was er in der Pest gewann.
 Gold gilt dem Arzt als ein Spezifikum;
 Ausnehmend liebte er das Gold darum

Die Dichtung des Engländers führt uns ungezwungen aus der schwerflüssigen Atmosphäre der geistlichen Dichtung, des Singangs der Troubadure und des höfischen Heldengedichtes in die uns in hohem Grade interessierende Zeit der Literatur der Reformationszeit: zu der der Fabel- und Schwankdichtung.

Die Karikatur des späten Mittelalters ist wie die Kunsterzeugnisse dieser Zeit von ungemeiner Derbheit. Die Schwerfälligkeit im Denken und der religiöse Zwang ließen den Witß erst gar nicht aufkommen. Gelegentlich finden wir Andeutungen einer parodierenden Kunst in den Miniaturen der Mönchmalerei und in den profanen, aber auch kirchlichen Skulpturen. Die frühgotischen Kirchen weisen an ihren Kapitellen und Eckornamenten manchmal bizarre und groteske Baumeistercherze auf, die sogar oft einen stark erotischen Charakter tragen. An den Stadthäusern, als Chorstuhlchnitzerei in den Kirchen finden wir den Ausdruck solch derben und obszönen Geschmackes. Die Belege hierfür sind in dem Werke von Eduard Fuchs (Sittengeschichte, Renaissanceteil) wiedergegeben. Die Phantasie und der mönchische Erfindungseifer übt sich in der Zeichnung von Teufelskarikaturen und diabolischen Fabeltieren. Als einheitliche Idee eines satirischen Ausdruckstypus finden wir aber gegen Ende des Mittelalters einmal und dies sowohl in der darstellenden Kunst als auch in der Literatur das Tierfabelwesen (Reynhard, der Fuchs, der Pferderoman von Fauvel) und vor allem den Totentanz.

Die Totentänze des Mittelalters haben für unser Thema ein so besonderes Interesse, daß wir uns eingehender mit dem Gegenstand befassen wollen. Die bildliche Darstellung des personifizierten Todes ist schon an sich die Karikatur des Lebens als Symbolisierung der Lebensverneinung. Da nun im frühen Mittelalter die Geistlichkeit allein in der strengsten kirchlichen Ascese ihr Heil sah und fand, so wollte sie den

Todesgedanken und seine tagtägliche Veranschaulichung zur strengen Kirchenbuße benutzen. Doch dies Mittel war ein zweischneidiges Schwert. Wenn einerseits dies ewige Kokettieren mit dem Tode frommen Seelen es nahe legte, das Leben allein als Vorbereitung zum Tode aufzufassen, so konnte es auch die gegenteilige Wirkung ausüben. Schon bei den Alten wurde bei Tisch ein seltsamer Zwischengang herumgereicht, wie Petronus berichtet: ein Gerippe, eine Larve aus Silber; sicher nicht als Warnung vor Unmäßigkeit, sondern im Gegenteil.

Heu heu nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus
Ergo vivamus, dum licet esse bene¹⁾.

Also tollster Lebensgenuß, denn sterben müssen wir ja doch, und sterben müssen wir alle. Nicht zum wenigsten scheint mir gerade darin diese auffallende Verbreitung des Totentanzes in ganz Europa zu liegen, daß er gewissermaßen die erste sozialistische Idee von der Gleichheit aller Menschen, vor dem Tode wenigstens, in sich trug. Die geknechtete Volkseele erfaßte jauchzend den Gedanken der nivellierenden Gerechtigkeit des Todes und des Aufhörens der unwürdigen Standesunterschiede. Hat dich erst, Erzpriester und Fürst, der Würgengel beim Halse, dann verweist dein Körper wie der meinige, und die letzte Pein ist dieselbe. Eine Troßdirne stirbt denselben Tod, wie die heiligste Äbtissin. So wurde die Totentanzidee nebenbei noch populär durch ihre profane Auslegung. Wie das Lied vom Tode hineinpaßte in das Brevarium eines Zeloten, so auch in das Gefangbuch des Genußmenschen. Im Anfang seiner Entstehung, als zielbewußte Mönche dies Lied komponierten, dachten sie offenbar noch nicht an die demagogischen Noten, die es enthielt, und je weiter die Welt fortschritt, je älter sie wurde, desto satirischer wurde sein Text.

Der erste Ursprung des Totentanzes scheint ein literarischer gewesen zu sein. Namentlich in Frankreich war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Gedicht populär geworden: *Les trois vifs et les trois morts*. Zu dieser Verserzählung wurden bald Illustrationen gegeben.

¹⁾ Lessing, *Wie die Alten den Tod gebildet*. 1769. Siehe die zusammenfassende ausgezeichnete Arbeit von Parkes Weber, *Aspects of Death in Art*, bei T. Fisher Unwin, London 1910 und 1914.

Nicht ganz sicher ist die Etymologie des Wortes »Danse macabre«. Manche leiten sie von dem ägyptischen Anachoreten Macaire ab, der Beziehungen zwischen Tod und Leben zusammengestellt hat, andere meinen, das Wort als Chorea Maccabaeorum deuten zu müssen (Eleasar und die sieben makkabäischen Brüder).

Historisch sicher ist, daß schon im Oktober 1424 der Totentanz auf dem Pariser Kirchhof des Innocents zu Ehren des Herzogs von Burgund in lebenden Bildern dargestellt wurde, ein Beweis dafür, wie populär schon



Berliner Antiquarium.

Fig. 13. Antiker Skelettbecher.
Erstes Jahrhundert v. Chr.

damals die Idee gewesen sein mußte, um in eine derartige Geschmacklosigkeit ausarten zu können. Besonders waren es die Predigermönche, welche sich frühzeitig die Kraft der darstellenden Kunst zu nutze machten, und in Kirchen und an Kirchhofsmauern solche Totentänze anmalen ließen: als vornehm wirkende Bilderpredigten über das Thema der Nichtigkeit alles Irdischen. Wie nachgewiesen ist, befanden sich in mehr als fünfzig Städten solche Totentanzdar-

stellungen; aber weitaus der berühmteste war der Tod zu Basel. Sehen wir von einigen Ausnahmen ab, wie zum Beispiel dem Triumphzug des Todes auf dem Campo Santo in Pisa, welcher eine künstlerische Offenbarung war gegenüber dem Schematismus der anderen, so wurde der Tanz nach einem bestimmten Rezept gemalt. Die ältesten Todesreigen zeigen an der Spitze jedes Zuges den Tod, mit irgend einem Musikinstrument zum Tanze spielend. Später bekam jeder aus dem Gefolge seinen eigenen Todesbegleiter. Der Zug ordnete sich nach den Ständen, zuerst natürlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Papst. Bevor wir uns zu der Darstellung des Arztes wenden, der meistens

seiner damaligen Stellung zufolge als Mitglied des geistlichen Standes daherschritt, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über die Darstellung des Todes machen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß das Emblem des Todes im Laufe der Zeiten Wandlungen durchgemacht hat, und daß es dem Realismus unserer Kunstrichtung zuzuschreiben ist, wenn noch in unseren Tagen die künstlerisch und poetisch weit höher stehende klassische Allegorie vollkommen über dem Knochengeklapper vergessen ist. Ein schlafender Knabe – ist doch der Schlaf der Bruder des Todes –, ein geflügelter Jüngling mit auslöschender Fackel, ein Kind vor einer verschlossenen Tür, ein Weib in schwarzem Gewande und ähnliches war der auf alten Grabstätten immer wiederkehrende monumentale Ausdruck des klassischen Todesgenius. Die Abhandlung Lessings gegen Klotz vom Jahre 1769 (Wie die Alten den Tod gebildet) gibt über diese Dinge noch heute in klassischer Form und Weise Aufklärung. Das Wesentliche daraus, was uns interessiert, ist der archäologische

Nachweis, daß die sechs von Klotz angeführten antiken Skelettdarstellungen in Bronze und Stein keine Todesymbole als solche sind, sondern als Larven, das heißt als abgeschiedene Seelen böser Menschen, gedacht waren. Durch Lessing lernen wir sogar noch eine alte Karikatur dieser Larven kennen. Auf einem Wagen, der von wilden Tieren gezogen wird, steht als Lenker ein Gerippe. Der Wagen überfährt nun ein anderes Skelett und bedroht ein zweites mit demselben Schicksal. Lessing polemisiert gegen die Auslegung, als sollte dadurch der Triumph des Todes über den Tod dargestellt werden, was ja auch krasser Unfinn ist.



Fig. 14. Allusion auf eine Sektion.

Aus einem Flugblatt »Die Totenfresser« (zirka 1530).
Schaltjahr B. V.

Er erklärt den Vorgang in der Weise, daß die Alten die Vorstellung hatten, die Larven und Genien gingen noch den Beschäftigungen des Lebens nach, so daß man hier die Larve eines schlechten und rücksichtslos drauffahrenden Rennfahrers vor sich habe. Von größtem Interesse für diese Frage ist eine Darstellung auf einer antiken hellenistischen Vase, die in der Schliemann-Sammlung aufbewahrt wird. Wir sehen hier ein Skelett neben Gegenständen, die mir als Musikinstrumente erklärt wurden.



Fig. 15. Die drei Toten und die drei Lebenden.

Meister des Amsterdamer Kabinetts.

Das kleine Gefäß diene offenbar als Trinkbecher, und das Skelett hatte denselben Zweck wie die silberne Larve, das klassische Profitzeichen. Amüfant und ganz in Lessings Sinn ist es nun, daß das Skelett in seiner ganzen Haltung die Betrunkenheit markiert. Die Stilisierung des Knochenbaus ist nicht ungeschickt; zwölf Rippen sind vorhanden; der Schädel trägt ausgesprochenen Affentypus; die Schulterblätter nach vorne gelagert, ganz wie bei dem Meister mit der Weberschütze.

Das Material der antiken Skelettbecher ist seitdem so erweitert, daß man annehmen kann, daß diese Sitte, die heutzutage noch in den Totenschädeltrinkhumpen und Bierkrügen fortlebt, in der alten Welt beliebt

lichen Kunstsammlungen XXXV. Zahn verdanken wir auch die Abbildung des neuen wunderschönen Skelettbechers aus Pella in Mazedonien (siehe Figur 13); auf dem bunt glasierten Tonbecher des ersten Jahrhunderts vor Christo sind Schlagworte angebracht, die den Sinn der Darstellung außer Zweifel setzen; neben dem Skelett stehen die Worte »erwirb und verbrauche«. Ähnliche Worte zieren den berühmten Silberbecher von



Berl. Kgl. Kartensammlung.

Fig. 17. Attrappe auf die Vanitas.

(Das zweite Bild zeigt den Anblick bei hochgeschlagener Schürze.)

Von Matth. Greuter (1596).

Boscoreale: Genieße das Heute, denn der Morgen ist ungewiß; Darstellung und Sentenz dieser Art ließ sich so pointiert zusammenfassen, daß sie Platz hatten im engen Raum einer Gemme. König Polemon von Pontus hat nach Zahn eine poetische Beschreibung von einer solchen, die einen Schädel, ein Brot und eine Weinflasche und Kranz zeigte, gegeben (Anthol. Pal. XI, 38). Trinke, sagt dir das Bild, und iß und bekränze dich mit Blumen, denn gar bald werden wir so fein. Wir sprachen bisher von der alten Welt; gerade auch die neue, scheinbar



Fig. 18. Jost de Negker zu Augsburg. (Zirka 1510.)

Dreifarbenholzschnitt von H. Burgkmair.

ganz unberührt jungfräuliche, zeigt uns dieselben Gedankengänge. Wir glaubten in den Inkakeramiken durch Vergleichung der einzelnen Darstellungen auf Krügen die bisher unverständliche »Allegorie der Knollen-

frucht« restlos gelöst zu haben (siehe Medizin und Plastik). Die Skelettkrüge der Inkas haben den Weg mir gewiesen, diese bisher ungelösten Hieroglyphen zu entziffern; das trinkfrohe, kommunistisch regierte Inkavolk las aus der Betrachtung der Skelettdarstellung nur eine akzentuierte Lebensbejahung. Es ist ein nicht mißzuverstehender Fingerzeig für die krankhaft schwüle Seelenstimmung der mittelalterlichen Völker, daß die-



Fig. 19. Totentanz.

Aus Hartmann Schedel, Buch der Chroniken. Nürnberg 1493.

selbe Betrachtung sie auf den diametral entgegengesetzten Weg führte: Lebensverneinung, Askese, kirchliche Buße; aber solche Seelenstimmung ist eine krankhaft erworbene, unnatürliche. Die Seelenärzte der damaligen Zeit, die Pfaffen, mußten ihre ganze suggestive Kraft aufwenden mit grandiosen Mitteln und Zuhilfenahme all ihrer Machtmittel, um diese schauderhafte Gemütsstimmung zu erhalten; denn nur in der Kelleratmosphäre erstarb der Wille zur Lebenslust, nur in solcher Stickluft erlöschten die Lichter von selbst, die Freiheitsfucher und Lebensbejaher von Zeit zu Zeit dem Volke vorzutragen versuchten.

Studieren wir die auf uns gekommenen Reste früher mittelalterlicher Kunst, so sehen wir, daß zunächst vom Skelett noch keine Rede war, daß das erste Todesemblem in diesen Tänzen und ähnlichen Darstellungen vielmehr eine Leiche war. Die blasse nackte Leiche wirkte aber bald als



Fig. 20.

Aus »Murners Narrenbeschwörung«.

zu eintönig; den Realisten jener Zeit genügte dies scheußliche Bild noch nicht, sie malten die Zeichen der Verwesung dazu, ausgelaufene Augen und allerhand Gewürm, welches das Fleisch auffraß. Die nächste Konsequenz war der Knochenmann; jedoch bis zu dem erübrigte es noch einen großen Schritt aus dem einfachen Grunde, weil man keine richtige Vorstellung von einem Menschenskelett hatte. Einen Schädel, den der



Fig. 21.
Totentanzalphabet
(Holbein).

Kirchhofsdienere lieferte, hatte wohl jeder Künstler schon gesehen, und so finden wir ihn schon frühzeitig ziemlich korrekt, oft zwar aus naheliegenden Gründen ohne den Unterkiefer, gemalt (noch in dieser Weise auf Dürers Wappen des Todes).

In der nächsten Zeit behelfen sich die Künstler in ihrer anatomischen Unkenntnis mit einer Mischung von Skelett, Leichentuch und Hautmuskelman. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wird man jedoch anspruchsvoller, und so phantasiert man



Fig. 22. Arzt und Tod.
Hans Holbeins Totentanz (1538).

sich einen fleischlosen Knochenmann zusammen. Als Beispiel solchen Künstler-skelettes möge der Holzschnitt des Meisters von Zwolle mit der Weberschütze vom Jahre 1480 dienen. Die vorn sitzenden Schulterblätter allein veranschaulichen schon das kunstanatomische Niveau jener Zeit (siehe Figur 16).

Viel weiter war Holbein auch noch nicht gekommen. Die Skelette auf den berühmten Imagines mortis sind durchaus fehlerhaft. Um nur auf einen ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Irrtum aufmerksam zu machen, setzt Holbein den Oberschenkel aus

zwei Knochen zusammen und den Unterschenkel aus einem. Es wäre die Art eines pedantischen Federfuchlers, wollten wir den hervorragenden Wert dieser kleinen Meisterstücke niedriger schätzen und bewerten wegen dieser, sagen wir, grammatikalischen Mängel. Daß wir übrigens keinen Rückschluß ohne weiteres machen können auf die Entwicklung der Kunst-anatomie aus diesen Skelettschilderungen, sehen wir aus einem Totentanz, der unsere Väter in den Revolutionstagen von 1848 beschäftigte: den Plakaten des Meisters Rethel: auch ein Totentanz. Er verlagte ebenfalls ganz in der Schematisierung eines Skelettes. Der Tod zu Pferde hat ein ganz fehlerhaftes Becken, ein ganz falsches Fußgelenk, und die Fibula sitzt bei ihm an der Innenseite, um nur einiges anzuführen.

Die so durch die Totentänze schon in elegische Stimmung versetzte Volksseele wurde mit allen Mitteln der Kunst weiter bearbeitet. Man malte die drei Alter als nackte Weiber. Daß dabei die ausgemergelte Alte besser getroffen wurde als die üppige Lebenslust, ist fraglos.

Es ist nicht zufällig, daß unter der kleinen erhaltenen Zahl der ersten Drucke sich relativ oft gerade Darstellungen des Todes befinden. An die Kirchhofsmotive waren die Abnehmer solcher Holzschnitte schon gewöhnt. Die Mode verlangte vom Künstler nur eine Variation; das Thema blieb daselbe. Wir sehen die Auffassung des Pfeile werfenden oder auch mit dem Bogen schießenden Knochenmannes zum Beispiel in dem illustrierten Romane des Olivier de la Marche, *Le chevalier délibré*, vom Jahre 1486, und in dem noch früheren Druck des Meisters H. W. 1482. Eine naive, wenn auch ganz geschickte Auffassung zeigt uns der Meister mit den Bandrollen vom Jahre 1464. So eine Art von Knochenmann schießt auf die in dem Lebensbaum sitzende Menschheit. Natürlich sitzt man ranggemäß, die Geistlichkeit dem Himmel näher als die Weltlichen. In den weiteren



Fig. 23. Der Baseler Totentanz.
Von M. Merian (1621).

Kunstschöpfungen dieser Knochenperiode umgab man nun den Tod wie ein liebes Kind mit lauter Emblemen und Beigaben. Bald hatte er eine Sense in der Hand, bald kam er zu Pferde; Pfeile, Stundenglas und ähnliche Attribute brachten in das ewige Einerlei etwas Abwechslung. Eine ganz andere künstlerische Auffassung, die von der hellenischen wenig abweicht, verdanken wir H. Burgkmair. Wir bringen den Dreifarben-
druck, weil er so recht die rapide Entwicklung der Kunst in jenen Tagen zum Ausdruck bringt. Das Blatt entstammt ungefähr dem Jahre 1510.

Vergleichen wir diese Schöpfung mit ähnlichen, die ein knapps Menschenalter zurückliegen, so scheint zwischen der Technik, der Auffassung und dem künstlerischen Können beider sich eine Welt zu erstrecken.

In jener Zeit, um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts herum, hat jedes Jahr für die Menschheit dieselbe Bedeutung wie in dem Leben eines Individuums. Wie nie zuvor wehte der Sturm eines Vorfrühlings, und in der folgenden Treibhausatmosphäre entstanden die Renaissance-

<p>b</p> <p>En artzt jr künent den luden wol ge sagen. wie jr den dot wolt von jnn verriagen Kuntt jr ichts synde fur dē dot Sucht her fur das ist vch not. Ir habent ander lu de gesunt gemacht Und uwer selē kleyngemacht. wie mag uwer selen rot werden Ir hant gekurtzt man chem syn leben.</p>	<p>f</p> <p>n aller artzney kün ich rat geben Zu verlengen des mē schen leben Sund wider den dot zu dieser fart synden ich keyn krut das mich verwart Och gotliche barm herzikeit abeyn funde syn mir leye Syn grundelose gotte die bied mir wan al in yn heylt an dyr.</p>
--	--

Der dot

Der Artzt



Berliner Kupferstichkabinett.

Fig. 24. Totentanz von Mainz 1491.

menschen, die hinauswuchsen über das Durchschnittsmaß irdischer Größe. Mit der Entfesselung vom kirchlichen Banne zog zugleich die Individualität und die Satire in die Kunst ein. In einem prächtigen Renaissancebau, dessen Wände mit Knochenemblemen geschmückt sind, hat der Tod ein Liebespaar überrascht. Der Tod mit weiten Flügeln, als Hautknochen-

mann gezeichnet, trägt am Gurt ein Horn und den Strick. Der Ritter liegt schon am Boden, der Tod reißt ihm den Mund auf und drückt ihm mit gewaltiger Kraft durch den Panzer die Luft aus. Dieser Kampf ist so ausdrucksvoll gesagt, daß der Maler auf den Kniff verzichten konnte, den entweichenden Lebensodem, wie das sonst üblich war, durch ein Wölkchen zu markieren. Das Weib will entfliehen, doch der Tod hat



Germ. Museum, Nürnberg.

Fig. 25. Zimmerfcher Totentanz.

Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts. Original Königseggische Bibliothek zu Aulendorf.

mit zahnlosem Munde die Falten seines Gewandes erfaßt und läßt es nicht mehr los. 1480 und 1490 naives Stammeln der graphischen Kunst, 1510 dieselbe in ihrer Vollendung (siehe Figur 18).

Nachdem die Phantasie über die Todesallegorie erschöpft war, erfand man als letztes die Attrappenform.

Als Beispiel dieser Manier bringen wir die sonst ganz hübsch ausgeführte Allegorie des Matthias Greuter vom Jahr 1596. Alles eitel und

vergänglich, wie die Blumen des Feldes. Seit jener Zeit ist das Skelett und namentlich der Totenschädel nicht mehr aus der Phantasie der Künstler und des Volkes gewichen, ebenfowenig wie die Totentanzidee, welche immer wieder neue Opfer findet (Figur 17).

Um damit den Übergang zu der speziellen Satire des Totentanzes gegen die Ärzte zu finden, erwähnen wir, daß ein Arzt es war, der gewissermaßen eine Karikatur des Totentanzes uns hinterlassen hat. Diese amüsante und weltliche Auffassung finden wir in der Weltchronik des Nürnberger Arztes und Dichters Schedel aus dem Jahre 1493.

Der Holzschnitt, wohl von Wohlgemuth, läßt fünf Tote das Fest der Auferstehung feiern. Ein Toter bläst die Flöte, und die anderen tanzen einen solennen Cancan dazu. Das Ganze macht einen grotesken Eindruck und sticht ganz von dem gewöhnlichen Schema ab. Die Toten zeigen verschiedenen Verwesungsgrad. Über die Schwierigkeit der Skelettzeichnung hat sich der Zeichner auf originelle Art hinweggeholfen. Schedel, von dem er sich wohl ein Skelett ausleihen wollte, hat, wie es scheint, nur einen Oberschenkelknochen besessen, und aus diesem formiert nun der krukkellose Künstler das ganze Extremitätengerippe darauf los. Viel besser wäre er auch nicht gefahren, wenn er sich als Modell das eben erschienene anatomische Blatt des Nürnberger Medikus Hela, auf einem Pariser Flugblatte vom Jahre 1501 als Heland bezeichnet, gekauft hätte (Figur 19).

Nach der Art mittelalterlicher Miniaturmalerei in den geschriebenen Prachtwerken war es Sitte geworden, auch in den Drucken die Initialen in der Weise zu verzieren, daß die Buchstaben gewissermaßen allegorische Illustrationen zu dem Text lieferten. Ich erinnere nur an den Buchschmuck in Vefals Werk und in dem Dresdener Kodex des Galen, von denen wir Proben in der Medizin in der klassischen Malerei brachten. So verfertigte Holbein Alphabetreihen mit Kinderspielen, Bauernkirmes etc. Besonderen Erfolg brachte ihm das Totentanzalphabet, welches auf winzigem Raum dramatisches Können zeigt. Aus ihm bringen wir den Buchstaben M (siehe Figur 21), welcher uns den Arzt vorführt, wie er den eigenen Urin untersucht; hinter ihm steht der Tod. Die Freude am Erfolg dieser Serie veranlaßte den Maler, dem Publikum,

welches dieses Bildchen doch immer nur einzeln zu Gesicht bekam, die ganze Serie als selbständiges Werk, ohne den Buchstabenzwang vorzuführen. Die Komposition dieses größeren Totentanzes ist fast dieselbe. Die Bewegung der handelnden Figuren von der gleichen imponierenden Lebendigkeit. Statt des früher schraffierten Hintergrundes ist die Szenerie hinzugekommen. Der frühe Tod des Holzschnegers Lützelburg – er starb über den Holzblöcken des Totentanzes – ließ die Veröffentlichung der Bilderreihen stocken, so daß sie erst 1538 zu Lyon erschienen. In dieser Ausgabe ist das Werk mit einundvierzig Bildern noch unvollendet; es wurde erst nach Holbeins Tode, von weit schwächerer Hand geschnitten, mit neunundvierzig Darstellungen vollzählig (Figur 22).

In den mir vorliegenden Kölner Ausgaben vom Jahre 1555 und 1556 trägt das Arztbildnis die Überschrift: *Medice cura te ipsum*, darunter die Verse:

Tu bene cognoscis morbos artemque medendi
Qua simul aegrotis subveniatur habes;
Sed caput ôstupidum cum fata aliena retardes
Ignoras morbi quo moriere genus –

Verse, die Kaspar Scheit in seinem Totentanz folgendermaßen übersetzte:

Alle krankheit wol tu legen ab,
Nun schütz dich felbs vor dein grab;
Such ob du finst ein solches Kraut.
Das dir unsterblich macht dein haut
Rüft dich dein kunft gilt hier nit vill,
Ein jeden ist gesteckt fein zill.

Ein Blick auf die Zeichnung lehrt, daß der Dichter sich hier nicht an den Inhalt des Bildes gehalten hat, sondern daß die Verse vielmehr Bezug haben auf das Totentanzalphabet, wahrscheinlich aber aus irgend einem vorhandenen Totentanz entnommen sind.

Matthias Merian hat den Totentanz der Stadt Basel herausgegeben, welcher selbst wieder eine Wiederholung des Klein-Baseler war (Nonnenkloster Klingental). In der Vorrede bemerkt Merian, daß die Veranlassung zu dem neuen Tanze in Basel die Pest des Jahres 1439, die

Kunstliebe des Kaisers Sigismund und die Erfindung der Ölmalerei durch die Brüder van Eyck gewesen sei. Dies Buch war bis in das achtzehnte Jahrhundert ungemein beliebt (Matthias Merian, 1621) (siehe Figur 23).

Daß der Wiß schon etwas Fortschritte gemacht hatte, erfieht man aus der Unterschrift:

(Groß-Baseler Text.)

Tod (zum Doctor): Herr Doctor bichaut die Anatomey
An mir ob sie recht gemachet sey,
Dann du hast manchen auch hingricht,
Der ehen gleich, wie ich jetzt sicht.

Doctor: Ich hab mit meinem Wasserb'schaun
Geholfen beyde, Mann und Frawen,
Wer beschawt mir nun das Wasser myn,
Ich muß jetzt mit dem Tod dahin.

Der Tod mit ziemlich korrektem Knochenbau faßt den Doktorsmann in langem Talar an seinem Mantel und pfeift dabei die Flöte. Über den Arm gehängt, trägt er das ominöse Urinkörbchen, welches wir so oft auf den holländischen Doktorbildern als stetes Inventarstück des Zimmers sehen. Die Flasche selbst liegt zerbrochen am Boden. Wir finden, daß hier die Satire schon recht witzig zum Ausdruck gekommen ist. Gleichzeitig birgt aber das Leitmotiv dieser Satire auch schon den Kollektivinhalt der anderen Tänze.

In der Lübecker Marienkirche sagt der Doktor ungefähr:

Ach god hir is ganz klene Rath,
Dyt warter is vorware ganz quath,
De ferwe is fwarth, grön un rot,
Ik seh darin den bytteren doth,
Up der appoteken is nicht eyn krud,
Das gegen den doet kan wesen gud.

Auch die Berliner Marienkirche besitzt durch ein gütiges Geschick noch ihren Totentanz aus frühester Zeit, indem eine schützende Kalkdecke die Freskenmalerei vor der Zerstörung bewahrt hat. Leider ist die Restauration in den Sechzigerjahren des vorigen Säkulums nicht besonders

gelungen. Von der Reproduktion der Szene mit dem Arzt können wir absehen, da nach keiner Richtung Charakteristisches und Interessantes geliefert wird. Der Tod geht mit dem Doktorsmann sehr zart um, weil er offenbar ihn als einen Geistlichen mehr respektiert. Er verdeckt seine anatomische Konstruktion zartfühlend mit einem Leichentuche und sagt:

Tod: Herr Doctor, Meister in der Arstzedye,
 Ich hab euch wol schon 3mal gerufen,
 Doch meint Ihr immer noch länger zu leben
 Und wollt euch nit zu Gott begeben;
 Legt weg das Glas und scheidet davon
 Und seht, wie wol ich Euch vortanzen kann.

Arzt: Ach allmächtiger Gott, gib du mir nun Rat,
 Denn das Wasser ist utermaten quat (äußerst schlecht);
 Ich sollte wol auf die abbeteken (Apotheke) gan,
 Denn ich seh den Tod hart vor mir stahn;
 Dagegen wä^{re} iⁿ Kraut im Garten,
 Herr Jesu w^{er} e^{re} in er warten.

Diesen halb frömmelnden, halb satirischen Inhalt dem Arzt gegenüber zeigen die Totentänze regelmäßig. Jedenfalls war der Doktor für den Totentanzmaler eine so beliebte Persönlichkeit, daß sie durchaus nicht fehlen durfte; freute sich doch der Beschauer, daß auch der teure Doktor, der den einen oder den anderen aus der Familie schon »hingerichtet«, auch daran glauben mußte. Sicher hat die nie fehlende Satire gegen das Urinschauen, welches auf all diesen Wandbildern in gleichförmiger Weise geschildert ist, dazu beigetragen, dies eitle Gebaren in Mißkredit zu bringen.

H. F. Maßmann, der die deutschen Totentänze einer vergleichenden Untersuchung unterzogen hat (Stuttgart 1847), bringt noch einige andere Texte zur Kenntnis, so den Berner:

Tod: Arzet, wie wol man üch foll eeren,
 Wyl sich doch der tod nit daran keeren;
 Ir haund nie gflächen, gschryben oder gläfen,
 Daß Jemand vor dem tod mocht gnäfen.

Arzt: Von der Erd schuff Gott die Ar̃ny,
Die krütter bkand ich wol und fry;
Purgatzen kond ich gäben gutt,
Der tot den Harn mir brächen thut.

Der Appell an den Tod, daß er gut »purgatzen« konnte, wird diesem wirklich nicht so imponiert haben.



Fig. 26.

D. Chodowiecki (1766 bis 1801).

1801

SATIRE UND KARIKATUR VOR, IM UND NACH DEM REFORMATIONENZEITALTER.

Die Alte Welt lag gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem Kreißbett. Mächtig garte und kochte es an allen Ecken und Winkeln. Als Vorläufer frischer neuer Lebenskraft war schon der Humanismus geboren, aber er war nur etwas für die Gelehrten und gebildeten Herren. Das Volk erwartete eine Neugeburt, Akademiker die klassische Wiedergeburt. In diesem Drängen der Massen mit- und gegeneinander, in diesem Ringen der Intelligenz nach frischer, freierer Lebensluft hob die Satire das Haupt, wie nie vorher. Geistesblitze und das Leuchten einiger Sterne am noch mittelalterlichen Himmel wiesen langsam und schüchtern zunächst, dann als Scheinwerfer wirksam und sicher den Weg zum Licht. Den großen Reformatoren des Glaubens gingen voraus die größeren Bahnbrecher des Wissens und der Aufklärung. Charakteristisch für jene Epoche ist das plötzlich massenhafte Auftreten solcher sich befreiender Geister, die in der Minderheit und im Kampf gegen die Schwerkraft der Verdummtheit alle Satiriker werden mußten. Schon früher gingen solche Irrlichter geistiger Freiheit und Fortschritts auf, aber Sternschnuppen gleich war ihre Bahn. Wir bewundern heute ihren schnellen Lauf, aber was will ein Stern in dunkler Nacht.

In diesen satirischen Befreiungsschriften spielt sich das Leben der damaligen Zeit mit großer Ursprünglichkeit wider.

Einer jener Männer, die nach dem Lichte zustrebten, aber einige Jahrhunderte zu früh kamen, so daß sie allein singen und allein sterben mußten, war Freidank. Beinahe nichts hinterließ er als sein Gedicht »Bescheidenheit«, und wenn nicht der Nürnberger Arzt und Dichter Schedel uns berichtet hätte, daß er vor seinem Grab in Treviso gestanden, so wäre auch noch seine Persönlichkeit vergangen, da Grimm sein Gedicht dem Walter von der Vogelweide zuschreiben wollte. Doch Freidanks Wein und glühenden Wahrheitsdrang kann man nicht mit Walters Limonade vergleichen, selbst wenn diese auch gelegentlich stürmisch aufbraut. Wie Walter bekämpft er Rom und die Pfaffen:

Die uns gut Vorbild follten geben,
Die fälſchen oft ihr eigen Leben;
Die des Höchſten Lehre uns verkünden,
Die führen uns zum Pfuhl der Sünden etc.
Wer ſagt, daß nimmer fünd'gen kann
Der Papſt, ſeh' ich als Lügner an etc.

Unter dieſer Voreingenommenheit gegen die Geiſtlichen hat auch der Arzt zu leiden, der damals, gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, noch ausſchließlich geiſtlich war.

Von Ärzten und Siechen.

Zu Siechen ſich der Arzt gehört,
Der Gefunde ſein gar leicht entbehrt;
Wie die Glocken hallen,
So gleich die Ärzte ſchallen.
Ein ſiecher Arzt, der heilte ſich
Viel lieber, als er heilte mich;
Fänd' ich 'nen Arzt, ſo weiſ und klug
(Seinen Rat, den ſucht' ich bald genug),
Daß durch die Leut' er könnte ſehen,
Des Meiſterſchaft wollt' ich geſtehn.
Es bekommt den Siechen ſelten wohl,
Wenn ihn der Arzt beerben ſoll;
Er läßt auch leicht ihn ſterben,
Will er ſein Weib erwerben.
Die beſte Regel iſt Diät,
Die in der Ärzte Büchern ſteht etc.

Freidank würde demnach heute in dem mit X-Strahlen bewaffneten Medikus ſein Meiſterſchaftsideal verkörpert finden. Was nützen Prophezeiungen, wenn man ihre Erfüllung nicht erlebt!

Mir erſchiene es lohnend, des Freidenkers Werke noch einmal einer Prüfung zu unterziehen, weniger vom poetiſchen als vom rationellen Standpunkt; etwas tritt bei ihm mit elementarer Macht auf, was ich ſonſt bei den zeitgenöſſiſchen Dichtern und gelehrten Schriftſtellern ſo gänzlich vermißte. An paſſenden Stellen »wundert« er ſich. Arago hat geſagt und Goethe hat es beſtätigt, daß es die erſte Eigenschaft der

Naturforscher sei, sich an der richtigen Stelle verwundern zu können. Mit solcher Verwunderung beginnt erst die wissenschaftliche Forschung:

Die Juden wundert's allermeist,
Daß Vater, Sohn und heiliger Geist
Ist ein Gott, der sich nicht läßt scheiden,
Es wundern drob sich auch die Heiden;
Es wundert auch die Sinne mein,
Daß dreie sollten einer sein
Und einer drei; doch weiß ich wohl,
Daß ich stets daran glauben foll.

In dem Lehrgedicht von Gott spricht er die stärksten Zweifel aus über die Schöpfungsgeschichte, nachdem er allerdings vorher ein Glaubensbekenntnis abgelegt hat; aber wozu dann nachher Zweifel auf Zweifel häufen. Dieselbe Skepsis, dieselbe Verachtung vor autoritativer Gewohnheit legt er an den Tag, wenn er von den Königen und Fürsten oder von Rom spricht. Eigentümlich berührt heute auch die Quasiaufforderung zur Koalitionsbildung.

Wie groß der Ketz' Zahl auch sei,
Nicht einer steht dem andern bei;
Glaubten alle das Gleiche,
Sie zwängen alle Reiche.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts konnte noch kein Freidenkerbund entstehen und Freidank selbst besaß noch nicht den freien Mut des bedingungslosen Bekenntnisses. In dem Kampf um wissenschaftliches Denken und frommen Glauben trug wenigstens äußerlich der Glaube den Sieg davon, aber das ist sicher und für mich ausgemacht: einige Menschenalter später hätte auch er Thesen angeschlagen.

Ungefähr um die Zeit des ritterlichen Minnegefangs und der bürgerlichen Spruchdichtkunst, die im übrigen ja durch den Wundarzt Hans Folz († 1515) reformiert wurde, muß der Stricker die Streiche des Pfaffen Ameis gesammelt haben. Wurde etwas später der Till Eulenspiegel der Sammelname für poetischen Ausdruck der fahrenden Handwerker, Faust der Inbegriff für alles Übernatürliche und Zaubershafte, so hatte sich an die Sohlen des Pfaffen Ameis alles das geheftet, was man Schlechtes

und Schelmenhaftes über die Pfaffen auf allen Gassen pfiß. Wahrscheinlich ist dieser Aneis englischen Ursprungs und hat in dem Österreicher Stricker seinen lustigen Interpreten gefunden. Das Buch des Pfaffen Aneis war enorm verbreitet, und die Beliebtheit, deren es sich erfreute, dauerte mehrere Jahrhunderte hindurch. Noch Hans Sachs ließ sich von ihm beeinflussen, und der Till war des Pfaffen legitimes Kind. Diese Tatsache der Sympathie, die das Buch bei dem Volke fand, ist der beste Gradmesser für die Unbeliebtheit der Geistlichkeit einerseits, anderseits aber auch für die unglaubliche Unmoral der guten alten Zeit, namentlich auch auf dem Gebiet religiöser Fragen. Nachdem der Pfaffe fremdes Klostersvermögen gestohlen, mit den heiligsten Dingen den größten Unfug getrieben, stirbt er zuletzt ganz seelenvergnügt als Abt eines neuen Klosters und erwirbt die ewige Seligkeit. Wie wir bereits sahen, war der ärztliche Stand zu Strickers Zeiten beinahe ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Schlag man also auf den Pfaffenack, so traf man auch den Doktor.

Schon der vierte Streich zeigt uns Aneis in ärztlicher Funktion. Dieselbe Anekdote finden wir übrigens später beim Till in etwas veränderter Form.

Als nun Aneis durch diesen Schlich
 Gar vieles Gut erworben sich
 Dort an dem Hof zu Karolingen,
 Da ritt er hin nach Lotharingen
 Und fragete da unverwandt,
 Bis er des Landes Herzog fand,
 Dem meldete er eine Märe,
 Daß nach dem Herrgott niemand wäre,
 Der besser heilen könnt' als er . . .

Allerdings schließt er als schlauer Bursche zwei Gruppen aus: die Ausfägigen und die Verwundeten. Alle anderen aber will er bei genügender Honorierung über Nacht kurieren. Nachdem eine solche versprochen, wurden zwanzig Kranke zu ihm geschickt, mit denen er in ein Zimmer ging und sie schwören ließ, sieben Tage von allem, was er mit ihnen vorhabe, zu schweigen. In Parenthese bemerke ich, daß bei Till



The Cow=Podk — or — The Wonderful Effects of the New Inoculation!

Vide: the Publications of γ^e Anti-Vaccine Society.

Karikatur auf die Kuhpockenimpfung. Von J. Gillray (1802).

die Kranken sich schon in einem Krankenhaus befinden, das zu des Pfaffen Zeit noch nicht im Begriff existierte. Den Siechen sagt er nun, sie sollten in Ruhe überlegen, wer von ihnen der kränkste sei, den wolle er schlachten und mit dem Blute die anderen heilen. Der Erfolg war der erwartete. Alle gingen zum Herzog, und jeder wollte schon gesund sein. Der heilige Mann habe das vollbracht.

Der aber

»Ließ ab sich schnell das Silber wägen
Und forderte den Reifeseigen.«

In dem Begriff der Reformation liegt es schon, daß Kritik am Bestehenden geübt wurde; und eines der wirksamsten Mittel dieser ist die Satire. So können wir von vornherein annehmen, daß das Reformationszeitalter mit satirischen Volkschriften gefüllt ist. Während nun die eigentliche Reformation erst mit Luther einsetzt, interessieren uns hier deshalb in höherem Grade die Vorgänger der kirchlichen Reform, weil in einer Zeit der Gärung, der Auflehnung gegen veraltete Ideen und den Zopf auf allen Gebieten auch die in das Leben des Volkes so tief einschneidende Medizin unter die satirische Lupe genommen werden mußte.

Wenn wir nun zu der auffallenden Tatsache kommen, daß sich in den Druckwerken dieser Zeit ein ganz auffallender satirischer Zündstoff gegen die Ärzte aufgespeichert hat, so fanden wir zur Erklärung schon einen Hauptgrund in der Neuerweckung der antiken Schriftsteller und damit in der Neubelebung der klassischen Zeit, namentlich der Kaiserzeit, in welcher, wenn man so sagen darf, die Medizin in vieler Beziehung schon auf den Hund gekommen war.

Daß aber die antike Perfflage auf so günstigen Nährboden stieß und daß sie neuerdings so ins Kraut schießen konnte, das muß noch einen anderen besonderen Grund gehabt haben. Gewiß, auch dem Advokatenstand werden Steine nachgeworfen, und gelegentlich fällt auch ein bissiges Wort gegen Vertreter anderer akademischer Berufe. Aber in dieser Katzenmusik fehlt die schrille gehässige und bösertige Note.

Es war die Zugehörigkeit der Mediziner zum geistlichen Stande, welcher ihre zunehmende Unbeliebtheit beim großen Haufen verursachte. Diese und der noch niedrige Stand der Ausbildung der Ärzte und ihre

therapeutischen Impotenz, über die später noch zu verhandeln sein wird, brachten sie nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Humanisten derartig in Mißkredit, daß wir wohl nicht zuviel fagen, wenn wir in ihnen den Bligableiter für den Hohn und Spott der nächsten Jahrhunderte erblicken müssen. Daß die graduierten Medici gewissermaßen ein Anhängsel der Klerisei waren und im Kielwasser der Kirche bequem

dahinfuhren, wäre noch nicht so schlimm gewesen, als daß sie sich im großen und ganzen noch durch besonders ausgeprägte reaktionäre Gefinnung auszeichneten. Diese trat ganz besonders an die Oberfläche in ihrer Unterstützung der Inquisition.

Die kirchliche Hierarchie schreckte vor keinem Mittel zurück, das Volk an der Leine zu haben. Man arbeitete, und dies mit Unterstützung der meist von der Klerisei abhängigen Obrigkeit, an der systematischen Verdummung des Volkes. Dies ist mir nie so zum Bewußtsein gekommen als bei der Bearbeitung der »Wundergeburten und Wundergeschichten«¹⁾. Je unwahrscheinlicher der Kulturfort-



Aus Thomas Wright, *Hist. de la Caric.*

Fig. 27. Doktor mit dem Balken im eignen Auge.

Von Daniel Hopfer, Hugsburg, zirka 1540.

schrift Wunderereignisse auch für den ganz Naiven machte, mit um so größerem Nachdruck suchte man von oben herab solche zufällige Erscheinungen als Warnungen und Drohungen Gottes hinzustellen, und bearbeitete von der Kanzel, in Flugblättern und Schriften das Volk unter Hochdruck. Was man sich in dieser Beziehung leistete und welche ungeheure Ansprüche man an die Dummgläubigkeit des Bürgers stellte, ist grenzenlos; wenn man sich diese geistlich redigierten Flugblätter heute durchsieht, so ist es wirklich schwer, sie nicht als einen Witz aufzufassen.

¹⁾ Erscheint demnächst im gleichen Verlage.

Eine ernstere, ja die traurigste Seite in der Kulturgeschichte aller Völker überhaupt ist aber der in Deutschland besonders grassierende,



Fig. 28. Bader-Chirurgenstube karikiert.

Nach flämischem Meister von einem Italiener gestochen.

allerdings künstlich erregte Hexenwahn, und dessen Begleiterscheinung, die Inquisition. In den nächsten Jahrhunderten brannten in allen Ländern die Feuersäulen, auf denen Hexer und Hexen teils lebend, teils, bei mildernden Umständen vorher gemordet, verbrannt wurden. Von der

Ausdehnung dieser systematischen Einäscherung wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Zahl der Opfer den Gesamttoten dieses Weltkrieges gleichstellt. Der Zündstoff war teils religiöser Fanatismus, teils kirchlicher Absolutismus. Aber noch eine Reihe anderer lieber menschlicher Charakterzüge waren des Scharfrichters Helfershelfer: Habgucht, Rache, Neid, Verleumdung, und wie sie alle heißen, die gemeinen Brotneider der menschlichen Gesellschaft, nicht zu vergessen noch, was besonders dem Arzte zweifelsohne wird bei der Lektüre des Hexen-



Germ. Museum, Nürnberg.

Fig. 29. Der Quack-Salber-Narr.

Aus »Wol geschliffner Narrenspiegel« von Wahr-
mund Jocoferius (1730).

hammers, der stark pervers erotische Einschlag, die sadistische Wollust.

In den denkwürdigsten Äußerungen, den *Epistolae obscurorum virorum*, die die gelehrte Welt in Aufruhr versetzten, stehen die Ärzte auf der Seite der von Spott, Wit und Hohn so erfolgreich überschütteten Klerisei, und natürlich fällt auch auf den Stand oft ein scheeler Blick. Liest man die interessante Monographie des leider fast vergessenen K. F. H. Marx aus Göttingen, so beschleicht einen noch heute das Kältegefühl der Schande über den törichten Wahn der Ärzte, die in den Hexen-

prozessen als ärztliche Gutachter eine lächerliche und gemeine Rolle spielten. Bornierte Unwissenheit und Unbarmherzigkeit stempeln die damaligen Pfaffenärzte zu jämmerlichen Henkersknechten der Inquisition. Allerdings war es gefährlich, in der Beurteilung dämonischer Krankheiten naturwissenschaftliche Ansichten zu äußern. Eine freiere Meinung, ein mildes Urteil konnte leicht eine peinliche Untersuchung nach sich ziehen. Der Doktor Vint, der um 1520 gynäkologische Praxis in Hamburg betrieb, wurde deshalb lebendig verbrannt, und manch' anderer kam in schwere Bedrängnis; zum Beispiel Baptista Bartolo und Nettesheim. Dafür aber sei erwähnt, daß selbst der Chirurg Ambroise Paré noch steif und fest an Hexen und Zauberei glaubte, daß Cardanus der gerichtlichen Astro-

logie in Hexenprozessen das Wort redete, und daß Thomas Eraftus, Professor der Medizin in Basel, eine geradezu schwärmerische Vorliebe für die Verbrennung der Hexen hatte. Der Begriff von der dämonischen



Holländ. Kupfer von Theodor Galle, siebzehntes Jahrh.

Si caro pallentis sentit fera spicula morbi
 Mox ut opem properata ferat medicina paratur.
 Aft animi raros tangit pia cura medendi
 Peste laborantis, metuendaque fata timentis.

Fig. 30.

Macht des Teufels und der ganze Hexenglaube wäre unreformiert geblieben – denn auch jene Helden der kirchlichen Reformation, Luther und Melanchthon, hatten sich von dem Wahn der Zeit noch nicht

freigemacht (Von einem bezauberten Mägdlein, Tischreden und Luthers Ausspruch, man solle die Zauberinnen hart strafen zum Exempel, damit andere abgeschreckt werden von so teuflischem Vernehmen) –, wenn nicht der einfache Medikus Johann Weyer den Mut gehabt hätte, die dämonischen Krankheiten aus körperlichen Zuständen zu deuten.

Es ist ein bewährtes Wort, daß der Stall, aus dem das Pferd kommt, maßgebend ist für die fernere Laufbahn, oder in Übertragung des Vergleichs auf die menschliche Gesellschaft, daß die Kinderstube ausschlaggebend ist für die spätere Gedankenwelt. Nun, die Kinderstube der Medizin stand mitten in der Kirche, und es ist bedauernswert, sagen zu müssen, daß erst Jahrhunderte später sich die Professoren der Medizin von den kirchlichen Dogmen frei machten. Die Dämonenfurcht, der Glaube an das Befessensein, die zweifelsfreie Annahme dämonischer Krankheiten spielt eine dominierende Rolle in den Büchern der Chirurgen und Ärzte bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Noch der Kurfürstlich brandenburgische Hofmedikus Becker bezweifelt nicht etwa anno 1643, daß der Teufel allerlei Fremdkörper, wie Messer, Nadeln und Schlangen, in den Leib der Leute zaubern könne, er zerbricht sich nur seinen klugen Kopf, wie er es macht. Da eine Verletzung am Magenmunde nicht stattfände, so nimmt er an, daß der »hellische Zauberkünstler« die Gegenstände pulverisiert in den Körper bringe und dann wieder ordentlich zusammensetze. Der tüchtige Ambroise Paré glaubt fest an alle Blendwerke des Teufels und an Kinder mit Elefantenköpfen und allen möglichen Hokusfokus. Hieronymus Cardanus, ein genialer Paduaner Arzt, der zuerst die Mäfern vom Petechialfieber unterschied und diesem den Namen Morbus pulicularis gab, steckte derartig in abergläubischen Vorstellungen und war in dem Maße der Astronomie ergeben, daß er sich im 75sten Lebensjahre tot hungerte, um die von ihm gestellte Nativität zu bewahrheiten. Noch im Jahre 1775 haben die großen Kliniker Anton de Haen und der berühmte Swieten in Wien ein ärztliches Gutachten über drei zum Scheiterhaufen verurteilte Hexen mit den Worten begonnen: »Nos ambo de Magia existente convicti« und stellten sie die Aussprüche der Kirchenväter über die eigenen Beobachtungen am Krankenbett. Friederich Hoffmann, einer der Medizinheroen des acht-

zehnten Jahrhunderts, der große Systematiker, welcher alle Krankheiten aus der Störung der mechanischen anatomischen Maschine herleitete, schrieb noch eine Abhandlung »de Diaboli potentia in corpore«. Er erkennt sie an, glaubt aber, daß die satanischen Einflüsse immer mehr verschwinden werden. Er hofft, daß das tausendjährige Reich, dem die Menschen so ängstlich entgegensehen und über das die Theologen streiten, ein glückliches sein möge durch die völlige Fesselung des Teufels, dessen Macht jetzt schon durch das Blühen von Kunst und Wissenschaft im Schwinden sei.

Bei dieser Schule der Mediziner und dem Schwören auf die Auktorität der alten Meister ist es nun einerseits nicht so gar verwunderlich, wenn es ein Arzt war, der den bemitleidenswerten Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, die letzte gerichtliche Hexenverbrennung (resp. Enthauptung) inauguriert zu haben; es war ein Glarner Arzt – Streufand über seinen Namen –, der sein Hausmädchen Anna Göldinn 1782 der Zauberei angeklagt hatte, daß sie sein Kind so verhext habe, daß es Nägel und Stecknadeln usw. vomierte.

Um so größer aber ist nun die Tat unseres Weyer zu werten, der als erster aus eingeboren liberalem und rein ärztlichem Sinne heraus es wagte, 200 Jahre früher der Meinung des Volkes und der gelehrten Kollegen mit offenem Visier entgegenzutreten. Als Leibarzt des Grafen von Jülich-Cleve-Berg unternahm er den leider als mißlungen zu bezeichnenden Versuch, allein durch Schrift und Tat die Volkspsychose einer Reihe von Jahrhunderten zu heilen. »Ärzte und Wundärzte urteilten über die Zustände der Verhexten wie die Blinden von der Farbe.« Für ihn gibt es keine Hexen und Satansgenoffinnen, sondern nur arme Kranke. Mittlerweile haben wir während des Krieges in aller Stille den 400jährigen Geburtstag des braven Kulturpioniers gefeiert; wir hofften, ihn lauter feiern zu können; »Johann Weyer muß man dort noch ein Denkmal setzen,« schrieb ich 1905, »wo ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts die letzte Hexe verbrannt wurde; da jedoch die Schweiz und Deutschland um das Jubiläum streiten könnten, so schlage ich als Platz für den Bußstein das alte hillige Köln vor, die Vaterstadt des Hexenhammers; bei der Einweihung der jungen Kölner medizinischen Akademie hatte man

jüngst die Dreistigkeit, diese Geburtsstätte des scheußlichsten Buches der Weltliteratur und Reuchlins Gegenfeste, die Pfaffenhochschule Köln, als Vorburg der Geistesfreiheit zu feiern. Setzt vor die Tür der Akademie dem Weyer ein Denkmal und redet nicht mehr davon.« Mittlerweile ist zum Teil der Wunsch in Erfüllung gegangen. Düsseldorf, die Residenzstadt des gräflichen Protektors Weyers, hat dem niederrheinischen Arzte kürzlich bei Gelegenheit seines 400jährigen Geburtstages ein Erinnerungszeichen gesetzt; als jüngst Köln in des Vaterlandes schwerster Stunde eine neue Hochburg der Wissenschaft am Rheine gründete, sprach im Gürzenich der Festredner Kollege Schulte die für die Tradition gerade dieser Universität denkwürdigen Worte: An die älteste göttliche Tochter, die Theologie, scheint man in Köln oder Berlin am wenigsten gedacht zu haben; und weiter: Die Theologie war das Haupt der Fakultäten im Mittelalter, fürchten wir also nicht, auch ihr unsere Tore weit zu öffnen. Ein aufgeklärtes Zeitalter wie das unfrige, das sich nicht vor Dämonen und Teufeln fürchtet, fürchtet sich auch vor Engeln nicht! Mit diesem Verlauf der Dinge sollte sich der Kulturfreund zunächst zufrieden geben.

Es wäre unrecht, wollten wir bei dieser Fanfare der Aufklärung nicht kurz eines genialen Arztes gedenken, der ein Opfer – natürlich Brandopfer – seiner abweichenden kirchlichen Gefinnung wurde; es war Miguel Serveto, der Erfinder des kleinen Blutkreislaufes, der wegen seiner antitrinitarischen Schriften den Märtyrertod erlitt. Das theologische Werk *Christianismi restitutio* (1543) ist gleichzeitig der Grund seines Lebensendes und seiner medizinischen Berühmtheit, da es die Stelle enthält, in welcher von ihm der Lungenkreislauf beschrieben wird.

Hielten so die gelehrten Ärzte noch lange an der klerikalen Gemeinschaft fest, so suchte in frühzeitiger Erkenntnis die Kirche selbst wieder die Medizin von sich abzuschütteln. Päpstliche Bullen und Edikte folgten aufeinander, die den Klerikern die Ausübung der Heilkunde verbot; namentlich die Ausübung der Chirurgie war der Kirche ein Dorn im Auge und sie verbot schließlich ihren Dienern selbst die Gegenwart bei Operationen.

Und doch hatte die Mönchsmedizin auch ihre Meriten; es soll auch

nicht vergessen sein, daß der berühmte ärztliche Praktiker Peter Hispalt und der Lissaboner Arzt Peter Juliani den Stuhl Petri bestiegen. Petrus Hispanus als Papst Johann XXI. schrieb angeblich einen Thesaurus pauperum; unter seinen Kurmitteln glänzen liebliche Dinge, als da sind das Herz und die Augen der Nachtigall, Fledermausköpfe, Fuchshirn, Wieselblut usw. Dabei versichern die Geschichtsschreiber, daß der Mann ein besserer Arzt als Papst gewesen sei.

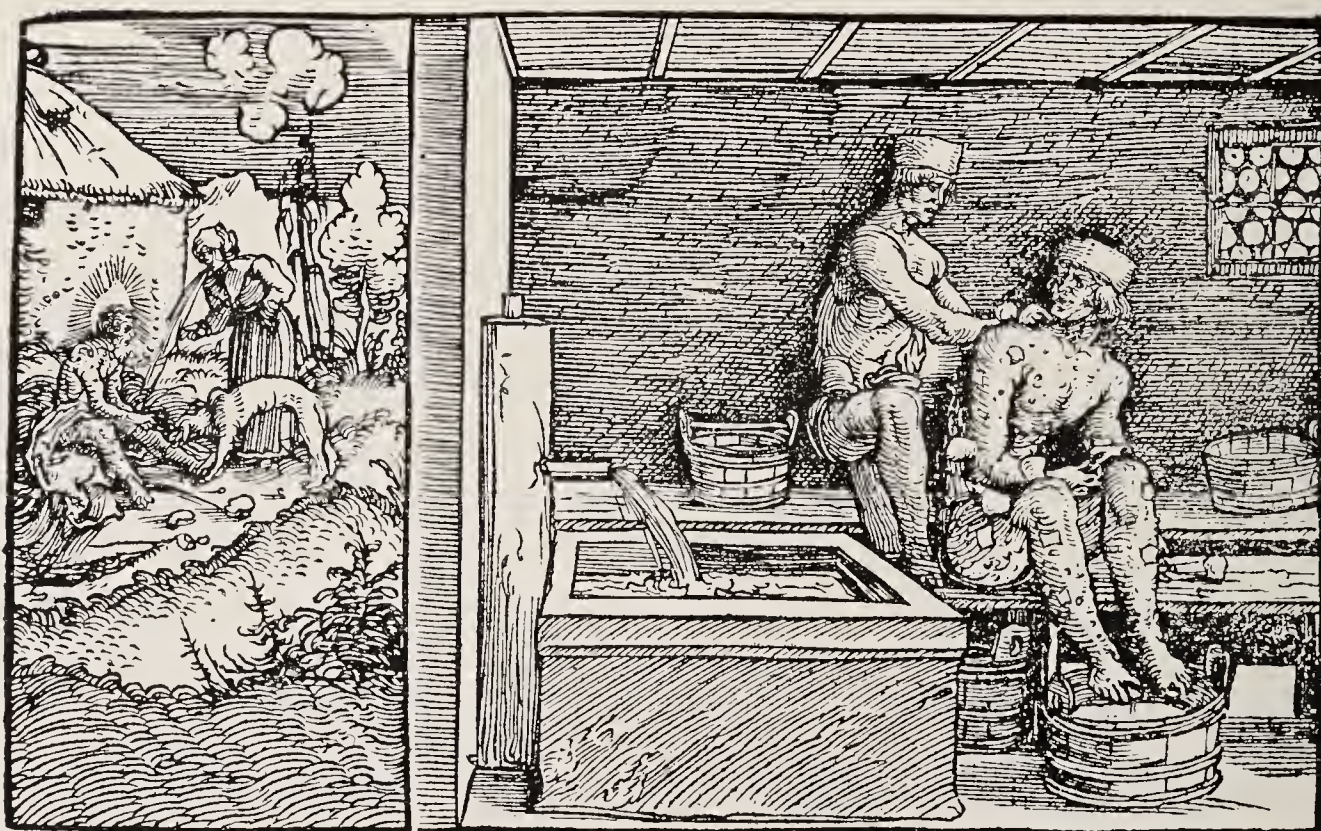
Diese also ziemlich einseitige Liebesbeziehung der Doktoren mit der Kirche trug ihnen neben manchen Annehmlichkeiten des Lebens einen Teil ihrer Unbeliebtheit ein. Der Hauptgrund lag natürlich an der Unzulänglichkeit ihres Könnens. Diese zu geißeln war seit Petrarca, dem Göttlichen, Trumpf.

Seit Petrarca ist die Medizin das kranke Pferd, in dessen eiternde Wunden sich die Schmeißfliegen aller Jahrhunderte setzten. Wenn liebevolle Hände die Geschwüre so gepflegt hatten, daß sie schon heilen wollten, dann kam wieder ein Großer aus dem Reich der Satire, wie Molière, und riß sie wieder auf. Doch Gott sei Dank, die lange Eiterung hat die Säfte geklärt. Der kranke Schinder kam wieder auf die Beine. Nun ist Vollblut daraus geworden.

Die Zitatensucht der humanistischen Schriftsteller war eine grenzenlose; auf jeder gedruckten Linie berief man sich auf das Gutachten eines Cicero oder irgend eines beliebigen kleinen klassischen Advokaten und Dichters, und unter den zitierten Gelehrten der deutschen Spätrenaissance genießt des Moralphilosophen Petrarca Namen klassische Wertschätzung. Und dieser Petrarca war der größte Ärztehasser, der je gelebt; Molière ist ein lebenswürdiger Waisenknabe dagegen. In folgendem wollen wir der Ursache dieser Tatsache näher zu kommen versuchen. Schon in der Vorrede des Dichters zu *De remediis utriusque fortunae* heißt es nach der Sebastian Brantschen Übersetzung (»Der Arzneyen beyder Glück«, übrigens eines der am meisten in der Reformationszeit gelesenen Bücher [Figur 31]): Du wurdest in wenigen Jahren dreimal aufgegeben von den Ärzten, dreimal vertrautest du dein Heil dem himmlischen Arzte, der hat dich dann endlich gesund gemacht. Auch in der Vorrede zum zweiten Buche fügt der Dichter in Anlehnung an des Hippokrates Aphorisma

Ars longa vita brevis folgende Malice ein: das Leben ist an und für sich schon kurz, aber die Ärzte haben es mit ihrer Kunst verstanden, zu ihrem Zeitvertreib daselbe oft noch mehr abzukürzen. Die Bombe aber, die er mitten unter die Ärzte warf, und die eine Art von Verschwörung gegen ihn hervorrief, war ein Brief, den er an den kranken Papst Clemens VI. schrieb. Ich habe versucht, aus den Briefen Petrarcas die

Von der Kretze oder Schebigkeit/ Das LXXXV. Capitel.



Haftu die Räuden an dem Leib/
Ist besser denn ein böses Weib/

Die Räuden fressen dir die Haut/
Ein böß Weib dir verfalzt das Kraut.

Fig. 31.

Aus »Petrarca-Sebastian Brant, Der Arzneyen beyder Glück«

Vorgeschichte dieses Zankes festzustellen, habe es aber bald aufgegeben, dieselben in der Originalausgabe zu studieren, vielmehr benutzte ich die italienische Übersetzung Fracassettis und dessen Notizen. Am 13. März 1352 schrieb Petrarca seinen Anklagebrief an den Papst von dem nach ihm so berühmten Vacluse aus nach dem benachbarten Avignon, der damaligen päpstlichen Residenz. Dieses Schreiben »Febris tuae« trägt aber mehr familiären und vertraulichen Charakter, und erst durch des Papstes

Indiskretion, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als das Schreiben seinen Ärzten zu zeigen, entstand die medizinische Palastrevolution. Die erbosten Galeni beauftragten nun einen unbekannt gebliebenen kleinen Schriftsteller mit der Anfertigung einer sackfiedegroben Antwort; Petrarca zögerte mit der Replik, weil er nicht wußte, wer der Autor des Briefes sei, und weil er, wie es scheint, vermutete, daß auch der ihm näher stehende berühmte Guy de Chauliac daran beteiligt sei. Jedenfalls spricht er in einem einige Tage älteren Briefe an den Abbate Pietrus Remigius von dem »montanaro« (dem Bergbewohner) als Verfasser des Briefes, was auf Chauliac passen würde. Dann aber ließ ihn die Schmähschrift doch nicht schlafen; er setzte sich hin und schrieb eine Antwort, die er einfach am päpstlichen Hofe abgeben ließ mit der Aufschrift »Infano et procaci medico« in der Vorstellung, daß sich der richtige Empfänger schon melden würde. In der Tat wurde der adressenlose Brief abgenommen, der die Wut der Ärzte nur noch steigerte. Zunächst ist es sicher, daß der Papst keinen praktischen Gebrauch von Petrarcas Rat machte und weiter mit seinen ärztlichen Beratern zufrieden war, was schon eine Blamage für den großen Mann bedeutete; dann aber intrigierten sie gegen den Dichter und zeigten dem Papst einen Brief Petrarcas, worin dieser den päpstlichen Aufenthalt in Avignon verurteilte (*Magnum est in sede Petri, magnum est in folio Caesaris federe*) und sich auf diese Weise beim Papste unbeliebt machte. Das war genug des Zündstoffes; der Dichter entlud seinen ganzen Grimm in ein jetzt öffentliches Pamphlet, in die vier Bücher Invektiven gegen einen gewissen Arzt. Der wirkliche Titel dieser Bücher, die ich übrigens nur in der lateinischen Baseler Gesamtausgabe vom Jahre 1581 fand, lautet: *Francisci Petrarchae V. C. in libros invectivarum contra Medicum quendam, ad amicum*. In dieser seiner Flucht in die Öffentlichkeit nennt er den Namen des Arztes absichtlich nicht. Das könnte dir so passen, durch mich, den berühmten Poeten, unsterblich zu werden, nein *medicus quidam*; echt römisch, echt horazisch; *Exegi monumentum aere perennius*. Wieso heule eigentlich das ganze Ärztelager und gerate in Aufregung, weil er schlechte Ärzte getadelt habe, als wenn Homer oder Cicero sich getroffen fühlen müßten, wenn man üble Redner und Verfemacher verhöhne. Offenbar habe der Verfasser des Briefes sich

am meisten getroffen gefühlt, weil er am meisten geschrieben habe. Die guten und tüchtigen Ärzte nehme er aus, und tatsächlich sehen wir, daß er schon im Jahre 1360 wieder freundschaftlich mit dem Doktor Albertino da Canobio, der ihm den Rat gegeben hatte, vor der Pest aus Mailand zu fliehen, in Briefwechsel stand. War dies die Geschichte der äußeren Veranlassung zur Fehde, so lag wohl der innere Grund in einer kränklichen Jugendzeit des Dichters. Es ist eine Erfahrung, daß chronisch kranke Menschen oftmals die Ärzte für ihre Leiden verantwortlich machen. Dieselbe unlogische Vorstellung finden wir wieder bei den Phthysikern Molière und Watteau.

Den charakteristischen Brief Petrarcas an den Papst wollen wir mit geringer Verkürzung wiedergeben.

Brief des Petrarca an den Papst Clemens VI.

(13. März 1352.)

Die Nachricht von Eurer Fieberkrankheit, sehr ehrwürdiger Vater, hat mir ein Zittern verursacht und einen Kälteschauer durch meine Glieder. Ich werde nicht dieserhalb den Schmeichler machen und nicht den imitieren, von dem der Satiriker gesagt hat: Er weint, wenn er die Tränen seines Freundes sieht, und noch weniger den, der behauptet: Wenn ein anderer sagt, ich ersticke, schweige er selbst vor Angst. Ich will lieber dem gleichen, von dem Cicero sagt, daß er für das Wohl des römischen Volkes besorgt war, weil sein eigenes darin eingeschlossen. Mein Leben und das vieler anderer in der Tat ruht in dem Euerigen. Mein Erbeben ist also nicht erheuchelt. Wir alle, die wir von Euch abhängen, wir können, wenn Ihr krank seid, äußerlich ganz gesund scheinen, aber wir sind es nicht. (An dieser Stelle wollen wir daran erinnern, daß Petrarca schon mehrere Briefe an Clemens und seinen Amtsvorgänger in Avignon geschrieben hatte, um sie zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen, die den Erfolg hatten, daß der Dichter jedesmal für seinen Brief eine Pfründe bekam, ein Kanonikat, und für seinen Brief an Clemens das Priorat von Migliarino; vielleicht begehrte er eine neue Sinekure auf Kosten der Ärzte?)

Ich weiß, daß Euer Bett belagert ist von Ärzten: das versetzt mich in

die allergrößte Angst. Sie sind immer alle verschiedener Ansicht, und der, der nichts Neues zu sagen weiß, hat die Schande, hinter den anderen herzubinken. — Es ist unzweifelhaft, wie Plinius sagt, daß alle diese Leute, um sich durch irgend eine Neuerung einen Namen zu machen, mit unserem Leben schwächern. Bei ihnen — anders als bei allen anderen Gewerben — genügt es, daß man sich Doktor nennt, und jedermann glaubt ihnen aufs Wort, und doch birgt keine andere Lüge eine solche Gefahr in sich. Die süße Hoffnung allein veranlaßt uns, darüber nicht nachzudenken. Außerdem, wo ist ein Gesetz, welches die Unwissenheit, die den Tod im Gefolge hat, bestraft? Sie lernen ihre Kunst auf unsere Kosten, und unser Hinscheiden bringt ihnen noch Erfahrung; der Arzt allein hat das Recht, in aller Straflosigkeit zu töten.

Mildester Vater, seht auf ihre Menge wie auf ein Heer von Feinden in Schlachtordnung. Erinnert Euch warnend an das Epigramm, welches jener Unglückliche auf seinen Grabstein setzen ließ: Ich starb an der Menge meiner Ärzte. Ganz vorzüglich paßt auf unsere Zeit die Prophezeiung des alten Marcus Cato: Wenn die Griechen erst uns mit ihrer Literatur und ihren Ärzten überschwemmt haben, werden sie alles bei uns verderben.

Da wir aber Furcht haben, ganz ohne Ärzte zu leben, obwohl unzählige Nationen vielleicht besser und gefünder ohne sie leben, obwohl nach des Plinius Aussage das römische Volk selbst länger als sechshundert Jahre zur Zeit seiner größten Blüte so gelebt hat — so sucht Euch einen einzigen aus ihrer Menge aus, der empfehlenswert ist, nicht durch die Schönheit seines Ausdrucks, sondern durch Wissen und Geradheit. Denn in der Tat ihre Profession vergeßend, sehnfüchtig, aus ihrem Gehege herauszutreten, setzen sie ihren Fuß auf den blumigen Ager der Poesie und in das weite Feld der Rhetorik, als wenn es bei ihnen nicht darauf ankäme zu heilen, sondern zu überzeugen. Sie disputieren mit großem Stimmenaufwand an der Matragengruft der Unglücklichen, und sie sind, vor den Sterbenden mit ciceronischem Faden die hippokratische Strähne verwirrend, selbst bei dem fatalen Ausgang stolz und brüsten sich nicht sowohl über einen erreichten Erfolg als über die eitle Eleganz ihrer Rede.

Damit die Ärzte aber nicht glauben, ich habe solches zu irgend einem

Zweck mir zurechtgemacht, führe ich den Namen des Plinius an, der manches über die Medizin, viel über die Mediziner gesprochen und mehr Wahrheiten sagte als irgend ein anderer. Er war mir auch der Führer in diesem Briefe. Sie mögen also hören: Es ist erwiesen, sagt er, sowie sich einer auszeichnet durch seine schöne Sprache, der wird Schiedsrichter über unser Leben und unser Sterben. Doch die Furcht, die mich trieb, hat mich weiter geführt als ich wollte. Zum Schluß, wenn ein Arzt exzelliert nicht durch seine Klugheit, aber durch die Leichtigkeit seiner Beredsamkeit, meidet ihn wie einen Meuchelmörder, der seinen Fallstrick Eurem Leben umwirft, wie einen Giftmischer. An seine Adresse geht das Wort, das der Alte beim Plautus im »Aulularius« an einen geschwätigen Koch richtet: Geh zum Henker, man gibt dir dein Geld zum Arbeiten, nicht zum Schwätzen.

Nun paßt gut auf Euch auf, und was wahre Wunder tut für die Genesung, behaltet gute Hoffnung und guten Humor. Euer Heil ist das unferige und das der Kirche, die jetzt krank mit Euch ist und wieder genesen soll mit Euch. Lebet wohl.

Petrarcas Autorität in allen Dingen des neuerwachten Humanismus, die vielfachen Übersetzungen des Dichters in fremde Sprachen und seine Nachahmer sicherten ihm einen großen Einfluß auf alle Gelehrte und Lernende der Zeit.

So ist die Persönlichkeit dieses Ärztehassers, die ärztliche therapeutische Impotenz und die Zugehörigkeit zum niederen Klerus nach Stand und Gefinnung die innere Begründung für die ungewöhnliche Unbeliebtheit des Standes in der Reformationszeit. Es braucht hier nicht noch besonders hervorgehoben zu werden, daß der Klerus alle Fäden in seiner Hand vereinigte, die Fortentwicklung hemmte, sich bleischwer auf Kunst und Wissenschaft, auf Freiheit und Familienleben gelegt und in seinem Machtgefühl weder Frivolitäten schlimmster Art, noch inquisitorische Verbrechen gescheut hat. Aus dieser für den Ärztestand funesten Gemeinschaft mußte er sich herausarbeiten. Der Mediziner mußte erst umfattern, wollte er Herr seines Pferdes werden. Und derjenige, der die Zügel den Pfaffenhänden entreißen sollte, mußte notgedrungen aus ihren

Reihen stammen. Der Standesreformer der Medizin konnte nur ein weltlich gewordener Kleriker sein. Es ist ein großes, viel zu wenig geschätztes Verdienst des geistreichsten Schriftstellers seiner Zeit, des gelehrten Arztes und früheren Franziskaner- und Benediktinermönches François Rabelais, daß er schärfer und schneidiger als ein anderer durch Wort und Tat, Ernst und Wit die alte Naht zerschnitt, die Klerisei und Medizin verband, und als Arzt der Todfeind der früheren Gemeinschaft wurde. Es wäre eine schlechte Spekulation, allein an das Dankbarkeitsgefühl der heutigen Ärzte zu appellieren, wenn man ihnen Rabelais als Lektüre empfiehlt, aber der Inhalt seines Gargantua und Pantagruel ist auch in der vorzüglichen deutschen Übersetzung Gelbkes (Meyers Klassikerausgaben) so fesselnd, so voll Geist, Wit und Gelehrsamkeit, daß dieses Werk auch heute noch beim Erscheinen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken würde, weil eben das Beste immer modern bleibt.

1483 in der Touraine geboren — sein Vater besaß zu Chinon eine Gastwirtschaft —, empfängt Rabelais 1511 die priesterlichen Weihen als Franziskaner. Als solcher erwirbt er sich, angewidert vom Treiben seiner Klosterbrüder, seine großen humanistischen Kenntnisse. Was auch immer die äußere Veranlassung zu seiner offenen Verfeindung mit den Mönchen gewesen war — »friponneries d'importance« nennt er sie selbst; man erzählt unter anderem, er habe den Brüdern heimlich einen Trank eingegeben, der die Impotenz bei ihnen herbeigeführt habe —, der letzte innere Grund dieses Zerwürfnisses war die Dissonanz zwischen dogmatischer Unwissenheit und freiheitlicher Geistesbetätigung. Nach seinem Austritt aus dem Orden wird er durch Roms Gnade Benediktiner, danach Weltgeistlicher und Arzt zu Montpellier. Schon einen Monat nach seiner Ankunft liest er über die Aphorismen des Hippokrates und über Galens Ars parva. Sowohl als akademischer Bürger als auch als Gelehrter verbreitet er bald um sich einen solchen Nimbus, daß sein scharlachroter Bakkalaureusmantel noch zwei Jahrhunderte als Weihstück wie eine siegreiche Standarte mit den Initialen F. R. C. aufbewahrt und nach seiner Vermoderung immer aufs neue ersetzt wurde. In Lyon übt er bald darauf die ärztliche Praxis aus, findet aber noch Zeit zu fachliterarischer Betätigung, sowie zur Herausgabe seines Hauptwerkes

Gargantua und Pantagruel. Diese Satire ist in ihren verschiedenen Büchern die schneidigste Polemik gegen die Geistlichkeit zuzeiten ihrer Hochmacht. Es ist ein Wunder, daß Rabelais selbst unter der schützenden Hand des Kardinals du Bellay und Franz I. dem Scheiterhaufen entging. In seinem



Fig. 32.

Aus dem »Caprichos«. Francisco de Goya (1798).

Roman kann man alle Nüancen der Satire studieren. Er kämpft mit der Nadel, Peitsche, Pritsche und greift gerade so gern zum Spieß und größten Dreschflegel. Sein Mönch ist mit die gewagteste Figur, die die Weltliteratur hervorgebracht hat. Doch die Pfeile seines Spottes richtet der Dichter nicht einseitig nach dieser Seite, er donnert auch gegen die

Bestechlichkeit der Richter, gegen Ämterkauf, die Unfähigkeit der dreiften Professoren, gegen den Zopf an den Universitäten und gegen lauter kleine nette Dinge, über die es schwer ist, auch heutzutage keine Satire zu schreiben.

Empfindsame Kritiker beschuldigen den spirituellsten aller Mediziner einer unmäßig rohen und unflätigen Phantasie und Ausdrucksweise. Ein nur flüchtiger Blick in seine Satiren zeigt, daß sie die volle Wahrheit sagen. Ein weiterer Blick jedoch in die übrigen zeitgenössischen satirischen Dichtungen lehrt, daß zum Beispiel der deutsche Witß jener Zeit fast ausschließlich an diesen Dingen Freude hatte und daß auch so sittenstrenge Männer wie Luther, Geyler und Murner, wie man so sagt, kein Blatt vor den Mund nahmen. In der Narrenbeschwörung, in dem Till Eulenspiegel etc. spielen diese Realbrutalitäten die größte Rolle. Würde zum Beispiel der Till an chronischer Obstipation gelitten haben, so hätte das Buch nicht geschrieben werden können, und der ganze Witß fiele, um ein adäquates Wort zu gebrauchen, in den Dreck. Es geht ein Fäkalgeruch durch die satirisch-komische Kunst jener Zeit. Sogar an den Säulenornamenten der Kirchen sieht man als sogenannte Baumeisterscherze Mönche und Laien in der Positur stillster Zurückgezogenheit, und gar am Stadthaus von Noyon kann man sehen, wie eine Nonne dies unsaubere Geschäft in die Hand eines Mönches verrichtet, eine Darstellung, wie sie ähnlich übrigens auch als Zierleiste in der ersten Ausgabe von Murners Narrenbeschwörung vorkommt. Wirft man Rabelais die Unarten seiner Zeit vor, so bedenke man also, daß er das Modethema allerdings in viel geistreicherer Form virtuos zum Ausdruck brachte und variierte. Auf Gemälden der deutschen und holländischen Schulen, auf Stichen und Kartenspielen, immer wieder derselbe unsaubere Vorwurf. Rabelais opferte allerdings hekatombenmäßig dem Zeitgeist, um die dahinter sich versteckenden revolutionären und freigeistlichen Ideen dem Volke mundgerecht zu machen; aber auch ein Shakespeare schrieb ganze Szenen für die Galerie. Die göttliche Rücksichtslosigkeit eines Rabelais steht aber trotzdem in starkem Wider-



Fig. 33.

Initial aus »Vefals Anatomie«.

spruch zu der späteren, so beliebten französischen Manier einer schlüpfrigen Sinnesreizung. Sicherlich wirkt der unmoralischer, der den Grazien nur die Röcke hochhebt, als derjenige, der sie in ihrer ganzen Nacktheit von allen Seiten zeigt. Vielleicht hat sich nun bei dem Dichter diese Gemütsrichtung durch das medizinische Studium noch schrankenloser entwickelt: jedenfalls können wir an vielen Stellen den Einfluß desselben in seinen Dichtungen nachweisen.

Er kokettiert oft geradezu mit seinen gelehrten Kenntnissen auf diesem Gebiete. So schildert er zum Beispiel die Wunden, die der Mönch den ihn bewachenden Bogenschützen zufügt: »Plötzlich verletzte der Mönch dem einen Bogenschützen einen Hieb, der diesem die Arterien und



Fig. 34.

Aus »Fr. Fabre, Némélis médicale«

Von Daumier.

Venen des Halses wie der Kehle bis zu den beiden Halsdrüsen mitten durchschnitt, beim Zurückziehen aber das Rückenmark zwischen dem zweiten und dritten Wirbelknochen bloßlegte, so daß der arme Teufel tot zu Boden fiel. Den zweiten Schützen brachte Rabelais auf noch viel raffiniertere Weise um: Er spaltete ihm den Schädel, indem er die Schuppe über dem

Felsenbein durchhieb, Stirnbein und Hinterhauptbein, Pfeilnaht nebst einem großen Teil des Scheitelbeins mitnahm, die beiden Hirnhäute durchschnitt und die hinteren beiden Gehirnventrikel ganz und gar bloßlegte, so daß sich ihm der abgetrennte Kopf an der Haut des Perikraniums hinten auf die Schulter legte wie ein Doktorhut, außen schwarz, innen rot. Man lese ferner die anatomische Zergliederung Fastnarrs. Das Buch Gargantua widmete er den preiswerten Zechern und den allerkostbarsten Spanisch Feuerleut, das ist den Syphilitikern. Seinen Kollegen selbst hängt er, wo er kann, eine Schelle an; so sagt er zum Beispiel im fünften Kapitel des Pantagruel: In Montpellier hatte er anfangs Lust, Medizin zu studieren, aber er bedachte sich bald eines anderen, denn er fand, daß es ein gar zu trauriges und trübfeliges Handwerk sei und die Ärzte gar zu verteufelt nach Kliftieren röchen.

Man lese ferner nur die Konsultation des Panurg bei Professor Rondibilis. Aus allen seinen Schriften leuchtet aber auch der klassische Sinn des an den Werken Hippokrates' und Galens gefättigten Arztes. So ragt der große Dichterarzt als Held der Reformation und Massenaufklärung hervor als ein satirisches Talent ersten Ranges, und sein Ruhm wäre vielleicht den besten Männern dieser Zeit gleichgestellt, wenn er in dem heiligen Feuer, das er anzündet, verbrannt wäre und nicht in Meudon bei Paris friedlich und sorgenlos geendet hätte. Denn von jeher waren die Lieblinge des Welttheaters die Märtyrer, und der letzte Akt entscheidet ja meist erst den Erfolg des ganzen Stückes. Die Zeit für die Satire war gekommen. Die von Deutschland ausgehende reformatorische Bewegung, die die Welt bezwang, wurde eingeleitet und gefördert von bedeutenden Talenten dieser Art.



¶ Von narrechter ertzney
Der get wol heym mit andern narren

Fig. 35.

Aus „Sebastian Brants Narrenschiff“ (1494).

Unter den moralisch-satirischen Lehrdichtungen steht Brants Narrenschiff (zuerst Basel 1494) am höchsten, und wenn der Dichter auch das Gute nahm, wo er es fand, so war er doch für Deutschland in Form und Ausdruck bahnbrechend. Als Illustrator seiner Werke kommt er selbst, Martin Schön aus Kolmar und nach neuester Forschung auch der junge A. Dürer in Frage.

Der fünfundfünfzigste Narr trägt die Überschrift:

Wer Artzeney sich nimmet an,
Und doch kein Bresten heilen kann,
Der ist ein rechter Gaukelmann.

Es folgt dann mit der Überschrift »Von narrechter Artzeney« das Gedicht:

Der geht wol heim mit andern Narr'n,
Wer einem todtkranken blicht den harn

Und spricht, wart', bis ich dir verkünd',
Was ich in meinen Büchern find'.
Dieweil er geht zun büchern heim,
So fehrt der Siech nach dotenheim.
Viel nehmen Erbeney sich an,
Das keyner etwas domit kan.
Denn was das Krewterbüchlein lört,
Oder von alten Weibern hört,
Die hant eine Kunst, die ist so gut,
Das sie all bresten heilen dut.
Und darff kein Unterscheidt mehr han
Under jung alt Frawen vnd man
Oder feucht trucken heiß und kalt.
Ein Kraut das hat solch Krafft und gwalt
Gleich wie die Salb im Alabafter,
Dar auß die scherer all ihr Pflaster
Machen, alle Wunden heilen mit,
Es sein Geschwer stich bruch und schnitt,
Herr Cucule verläßt sie nit.
Wer heilen wie mit einem Unguent
All triefend Augen rot verblindt
Purgieren will on Wasserglas,
Der ist ein Arzt als Czuhsta, was
Dem gleich ist wol ein Advokat,
Der in keiner sach kan gehe (geben) rat.
Ein Beichtvater ist wol deßglichen,
Der nicht kan unterrichten sich,
Was under jeder Mal egey
Und gschlecht der Sünden mittels sey,
Ja on Vernunft gaht um den Brey.
Durch Narren mancher wirt verführt,
Der eh verdirbt, dann er das spürt.

Zu diesen Versen gehört in der ersten deutschen Ausgabe von 1494 ein possierlicher Holzschnitt (Figur 35). Ein Patient liegt auf dem Krankenlager mit der Schellenkappe auf dem Kopfe. Sein Weib steht züchtig daneben, gegenüber der Medikus mit langem, ausgestrecktem Zeigefinger als Vertreter der Gelehrtenweisheit. Der Patient ist aber anderer Ansicht und stößt ungeduldig mit dem Fuß den Tisch um, auf dem der naive Apparat

des Arztes steht. Die Urinflasche liegt schon zerbrochen am Boden, die Arzneiflasche ereilt im nächsten Moment das gleiche Schicksal.

Hierher gehört noch ein weiteres Gedicht: »Von Kranken die nit folgen«, welches in der lateinischen Ausgabe die sinnverändernde Überschrift trägt: *De indoctorum medicorum temeritate*. Auf dem zugehörigen Holzschnitt sehen wir den Patienten nackt, wie damals immer (das Hemd war noch nicht erfunden), im Bett liegen, um ihn herum die lieben Verwandten und der harnprüfende Arzt in langem Gewande mit der Schellenkappe (Figur 36). In diesem Gedichte sind die Verse beinahe wie beim Freidank von sprichwörtlicher Fügung.

Wer will der Krankheit bald entgan,
Der soll dem Anfang wider stahn.
Wer einem arbet in de krankheyd luegt
Und in der beycht eyn prister druegt
Und unwar sagt seym Advokat,
Wann er will nehmen bey im rat,
Der hat im selbst alleyn gelogen
Und mit seym schaden sich betrogen . . .

oder: Wer gern will werden bald gefunt,
Der zeyg dem Arzet recht die Wund
Und leyd sich so man die aufbrech
Oder mit meißlen dareyn stech
Oder sie hefft, wasch oder bynd,
Ob man ihm schön die Haut abschind,
Do mit alleyn das leben bleib
Und man die sel nit von ihm treib.

Zu diesen Gedichten hat Geyler von Kaisersberg (1450 bis 1510) einen Kommentar gegeben, der in der Ausgabe Hönigers von Tauber-Königs-hofen und im Kloster I. Band den Gedichten folgt. Es braucht hier nicht besonders betont zu werden, daß Geyler seinen berühmten Straßburger Predigten Brants *Narrenschiff* als Text unterlegte. Dieser Kommentar des bedeutendsten Predigers der Reformationszeit ist nun für unsere Aufgabe noch interessanter und wichtiger als die Gedichte Brants, so daß ich ihn wenigstens im Auszuge folgen lasse, den ersten im Urtext, die nächsten verhochdeutscht.

Geyler sagt, er wolle nur den Ärzten sieben Schellen anhängen, die Zeit ihres Lebens keinen Buchstaben auf die Arznei studiert hätten und

De indoctoꝝ medicoꝝ temeritate.



Frontem de rebus clames merito perijisse
 Si minus expertus medicus dare pharmaca mandat
 Egrotis: tamen hec multos vesania tangit.
 Qui vix callentes medice primordia cure
 Quando impune das: sine fronte necant patientes
 Carmē hoc inuehit in medicos indoctos ⁊ rnerptos: q̄ vt in eoꝝ est ada

Fig. 36.

Hus »Sebastian Brants Narrenschiff« (lateinische Ausgabe).

kein Fundament darin hätten. Er meint, die Satire gegen die gelehrten Personen fände man ausführlicher in anderen Schriften lateinischer Sprache. Er spielt hier offenbar auf Petrarca an, dessen Prosaschriften

zum Teil von seinem Freunde Brant ins Deutsche übertragen waren. Doch für die diese agitatorischen Predigten hörende Gemeinde fiel eine solche Einschränkung in Wegfall. Für sie waren es schlechtweg die Arztnarren, denen die Leviten gelesen wurden.



Kommt Arm und Reich zu mir bis 's voll ist
Ich scheer die Schafe wie die Woll ist.

Fig. 37.

Von David Vinckenboons (1605)

»Die erst Schell der Arztnarren ist, ohn die kunst und erfahrenheit sich understehen zu Arzteneyen. Dann es seindt ihr viel, die vnderstehen sich der Arzteney vnnd sein doch nicht Arztes genossen, sonder gang ungeschickt und unerfahren. Darnach sein etliche, die wöllen mit einer

Ärzenney alle krankheit und gebrechen heylen. Gleich wie auff ein zeit ein Bauer thet, der wolt mit pillulen alle krankheit vertreiben, dieweil sie ihn purgiert und gefundt gemacht hatten. Da vermeint er, sie weren zu allen dingen gut und nützlich, also, das er sie auch einem, der ein Esel verloren hat, eingab, damit er den Esel wider finde. Als aber der Bauer den Esel lang auff dem Feldt hin und wider an manichem orth suchet und ihn nirgendt finden mocht, wirkten hinczwischen die pillule im Bauern, da lieff der Bauer durch ein dick gesteuert, sein notturfft zu thun, inn dem fand er zu gleich den Esel auff der weit gehn, da lobt er die pillule fast, und sagt jederman, sie weren gut und probiert darzu, das wenn einer ein Esel oder sonst etwas verloren hette, das er durch sie solches möcht wider finden. Also sein der Ärztnarren noch viel, die brauchen nur ein Ärzenney und wöllen mit derselben alle krankheit heilen. Fürnemlich tun aber solches die tryackerskrämer (Theriak) und Zambrecher, die geben oft ein wurzl für tausenterley würkung und heilsamkeit aus. Dann sie loben dieselben dermaßen, das wenn sie nur in einem stuck die würkung hett, wie sie die dargeben, wer sie mit golt und gelt nicht zu bezahlen. Deßgleichen haben sie auch oft ein salb, die ist auß mancherley schmalz zugerüst: nemlich von Menschenschmalz, von Schlangenschmalz, von Dachfenschmalz, von wildt Katzen schmalz, von Hundtschmalz, von Elendtschmalz etc. und weiß der Teuffel nicht von was für Schmalz darbey ist, dieselbe salb geben sie für maniche heilsamkeit aus, nemlich daß sie gut sey für offne schäden, brüchen, stich, schnitwunden, fall, fließende augen, läme der glieder, geschwer und dergleichen viel. Aber wenn man es bey dem licht besicht, ist es offtermals erstunken und erlogen ding. Also daß sie mit der Ärztney kaum möchten ein Hundt auß dem Offen locken können, sondern bescheißen und betriegen allein den gemeinen Mann umb sein gelt. Daher sie auch gemeinlich von jedermann Landtsbescheißer und Landtsreicher genennt werden. Diß also ist die erst schell von den unerfahrenen Ärzten Narren.«

Geht diese heilsame Kapuzinerpredigt allein gegen die zahllosen Parasiten der Medizin, so richtet sich die zweite Schell schon gegen die Ärzte: die sein wol erfahren und gelehrt in der Ärztney, aber gehn ganz fahrlässig und langsam mit der Sach umb. Geyler will damit die Ärzte

treffen, die experimentieren mit ihren Kranken und sich zu wenig um sie kümmern.

Die nächste Schell trifft die, die es umgekehrt machen, um des Geldes willen verschlimmern sie absichtlich die Krankheit und ziehen sie in die Länge. Die beiden nächsten Schellen will er den Ärzten anhängen, die gefährliche oder zweifelhafte Medizin verordnen, dabei wollen die Ärzte nur den Leib kurieren und kümmern sich nicht um die Seele. Man beachte die Volkstümlichkeit seiner Vergleiche. Die Ärzte gleichen den Schuhmachern, die nicht achten, ob der Kunde köstliche oder häßliche Hosen anhave, sie befudeln mit ihren beschmügten und bechechtigen henden dieselben und passen nur auf, ob die Schuh richtig sind; oder sie handeln wie der Arzt bei Äsop, der dem Löwen stets seine Lieblingspeise, Affenfleisch, verordnete.

Sodann verurteilt Geyler die Ärzte, die den Patienten nicht auf den kommenden Tod aufmerksam machen, ihm im Gegenteil Genesung versprechen, so daß der Kranke oft dahinfahren muß, ohne sich zu Gott bekehrt zu haben. Als letztes Mo-



Fig. 38. Der Kälberarzt.

Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung«.

nitum rät der demagogische Priester den Ärzten, daß sie nicht »rauch und unbarmherziglich heilen«, sie sollen die Armen um Gottes willen behandeln und von den Reichen umso mehr nehmen.

Der enorme Zulauf, dessen sich Geyler zu erfreuen hatte, und die Gemeinverständlichkeit seiner fesselnden, bilderreichen Rede war nicht wirkungslos. Mit einem Argwohn gegen den Arzt im Herzen verließ man die Kirche.

Nach und neben Brant und Geyler sah Straßburg noch einen Feuerkopf, Thomas Murner, der in dieselbe Kerbe haut wie Meister Brant. Aber Murner ist witziger und boshafter und vor allem noch rücksichtsloser. Seine Narrenbeschwörung, wenn auch eine entschiedene Nachahmung des Narrenschiffs, steckt doch voller origineller Ideen.

Hören wir fein Sprüchlein über die Ärzte:

Der Kälberarzt.

Jetzt mein Herr der Kälberarzt
Wenn ein armer kranker fartzet
So sagt er Avicenna sprech
Das lung und leber zusammenbrech.
Arzt und Meister der Chirurgie
Die treten billig auch herbey
Und seht wie es mir an woll stohn
Wie ich die Narren treib darvon
Ehe denn sie sehen wer sey krank
Vorsehens wo der seckel hangt
Erkunden was ihm fehlt mit List
Ob ihm der Bauch geschwollen ist.
Doch ist er nicht geschwollen an
Meister Avicenna schläft alsdann
In Stummheit Hippokras verfällt
Der erst gesprächig ward bei Geld.
Am Gelde sieht der Arzt ganz fein
Was der Kranke soll nehmen ein.
So mancher ist so unerfahren
Wenn er den Kranken soll bewahren
Ich komme wieder spricht er dann
Und siehst sich erst die Bücher an
Und während er sich daheim belehrt
In Nobishaus der Kranke fährt . . .
Auff erden ist kein meisterschaft
Die mit geiz mehr sich beschafft
Denn die Kunst der Arzenei
Mit der man treibt viel Falscherey.
Apoteker medicus
Thun dir warlich nichts umbstuft
Denn sie beyd han ein vertrag
Was der eyn nim scheren mag
Das soll der ander abher schinden
So lang sie einen heller finden.
Und thut es dir am Herzen weh
So gebt er dir ein Recipe

Der Apotheker versteht's geschwindt
 Und nimmt, was er beim Kranken findt
 Das Recipe heißt nehmet hin
 In galgite wär auch ein Sinn
 Denn nehmen und verdienen nit
 Da läuft der Galgen immer mit . . .
 Recipe das schändlich Wort
 Verderbt den Schimpff an jedem Ort
 Davon der Arzt in in Freuden lebt
 Aus an den Galgen mit dem Recept.

Zum Schluß wird er von sprichwörtlicher Schlagfertigkeit, nachdem er noch den Patienten mit einer Gans verglichen hat, die Arzt und Apotheker gerupft haben:

O Gott behüt vor Jüdischem gluch
 Und vor des Apothekers Buch
 Vor einem alten bösen Weib
 Und auch vor einem kranken Leib
 Vor Speis die zweimal kochet ist
 Vor einem Arzt dem Kunst gebrist.
 Der Arzenei wil understan
 Und weiß nit wo er greiffet an
 Der narsch un thorecht gaukelman.

Behandelt in diesem Gedicht Murner die ärztliche Gewinnfucht mit grober Prügelstrafe, so spiegelt sich auf seinem glattrasierten Gesicht auch das boshafte Lächeln über den pointierten Witß, zum Beispiel in dem Kapitel »den Harn befehen«. Murner glossiert hier mit einem Humor, den wir in Deutschland damals noch als eines seltenen Vogels Gefang begrüßen können, die Diagnostik des Arztes:

Der Narren Harn befehen.
 Galien und Meister Hippokras
 Die haben mich gelehret das
 Wo Wasser sei, da ist es naß,
 Stirbt er nicht, so wird ihm baß.

Gallfucht, Podagra, Schwindel, Blasenleiden und allerhand mehr diagnostiziert der Dichter aus dem Harn. Alles will er kurieren, nur als sie an das Herz kommen, gesteht der Dichterarzt seine Ohnmacht ein.

Sag an wie steht es um das Herz?
Ach Herr ich leide großen Schmerz
Denn eine Liebste hatte ich
Die ohne Schuld mich ließ im Stich
O welche Luft wenn ich sie schaute
Jetzt hat verbannt mich meine Traute.
Nun helf dir Gott du bist sehr krank
Es dauert mit dir nicht mehr lang
Erduldet dein Herz solche Pein
Wie kann es da ein Wunder sein
Daß alle Glieder schwächer find
Und ich dich im Spitale find.
Ich weiß es selbst, wie das greift an
Dieweil ich selber litt daran
Dafür hilft dir kein Recipe . . .

Murners satirische Auslegung des Rp. erinnert an die launige Erklärung des Rezeptes, wie sie Hans Michael Moscherosch in Philander von Sittewalds Gesicht »Das Totenbeer« uns gibt.

»Die Apotheker waren meist mit Zetteln behängt mit wunderlichen chinesischen stenographischen Schriften . . . Der Anfang dieser Zettel war gemeiniglich also: R, so viel als per decem, weil unter zehn Rezepten eins vielleicht helfen wird oder unter zehn Kranken einer davonkommt. Daher auch das Anagramm Decimi aus Medici, An Decimi? aus Medicina, das so viel sagen will: Meinst du wohl, daß der zehnte Mann entinnen wird? Oder es beginnt P + = per crucem, das heißt: der Kranke muß sich kreuzigen, martern und peinigen lassen; daher sie auch Patienten genannt werden, weil sie eben dulden und leiden müssen. Oder das R ist der Buchstabe, den die Lateiner litteram caninam, canis iram nennen, das heißt, man solle sich davor hüten als vor einem bissigen Hunde. Der Pfeil daran bedeutet, daß der Kranke damit soll erschossen werden. So dann kommt ana. Dieses Wort ist eigentlich von den Franzosen hergenommen und ist das bekannte âne, Esel, oder vielmehr von Ana, dem Sohne Zibeons, der in der Wüste Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete, weil man, um einen ehrlichen Mann um seine Gesundheit und Leben zu bringen, nicht mehr bedarf, als eines einzigen ungeschickten Esels. Darum denke allemal, wenn du einen neuen Doktor

in der Medizin machen siehst: Nun, das walte Gott, ein neuer Doktor, ein neuer Kirchhof. Dreißig Mann her! Denn so viel muß ein neuer Doktor haben, ehe er sich in seinem Hirn und Säckel zurechtfinden kann. Drum sieh dich vor, denn wenn du willst eine Kuh oder ein Ochs werden, so darfst du keinen Kälberdokter brauchen. Hernach kommen Zeichen von Pfunden, Unzen, Loten, Quentchen, Skrupeln, Grammen, die alle eine Gestalt haben, als ob es Schlangen, Skorpionen und Blindschleichen wären, oder als ob sie deren Gift in sich hätten. Und das alles sind so tröstliche Sachen, die den Kranken erlaben, daß ihm die Seele möchte aus dem Leibe fahren. Zudem geben sie den einfachen allbekannten Kräutern so wunderfelsewige welsche, afrikanische und türkische Namen, daß es fürchterlich anzuhören ist und mancher nicht unbillig glauben möchte, daß man den Teufel damit beschwören wolle . . .«

Hier freuen wir uns, daß die Satire in den verfloßenen hundert Jahren bis zum Dreißigjährigen Krieg schon tüchtige Fortschritte in Deutschland gemacht hat.

Philosophische und moralische Betrachtungen aus dem Hohlspiegel der Narretei zu reflektieren, war im ersten Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an der Tagesordnung. 1512 war Thomas Murners Narrenbeschwörung in Straßburg erschienen, 1508 erhielt Thomas Morus von Erasmus von Rotterdam als Geschenk die *Encomium moriae*, »das Lob der Torheit«. Hielten Brant und Murner eine derbe Kapuzinade an das Volk, so plauderte der größte Humanist des Jahrhunderts akademisch, geistreich, oft gesucht geistreich, aber immer gelehrt vor einem Parterre von Studierenden. Dieser Hochwürdenträger der Klaffizität nahm den Ärztestand als solchen zunächst nicht unter seine Lupe, nur Fürsten und die hohe Geistlichkeit waren gut genug dazu, aber gelegentlich fällt doch



Fig. 39.

Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung«.

Titelblattfigur vergrößert.

ein Seitenstößchen ab. So sagt er einmal: »Jener ist zum großen Kummer seines Arztes vom Fieber genesen.« Dann meint die Torheit an einer anderen Stelle: Je unwissender und kühner der Arzt ist, desto angesehener ist er bei den Großen, denn die Medizin, vornehmlich wie man sie heute handhabt, ist nur ein Teil der Schmeichelei, was sie sicherlich mit der Redekunst gemein hat.

Zehn Jahre später aber veröffentlicht der große Humanist sein *Encomium artis medicae* oder *de laude medicinae*. In dieser stilistisch hervorragenden Redeübung löst er die gestellte Aufgabe, wie heute vielleicht ein höherer Gymnasialschüler ein Aufsatzthema oft charakterlos mit dem einzigen Bestreben, eine gute Note zu bekommen oder auch nach Art der Rhetoren in einer antiken Sophistenschule. Auch des Erasmus Rede ist getränkt von attischem Weine. Alle seine Beispiele und Lobesbeweise holt er aus der alten Literatur. Deshalb interessiert aus dieser Rede mehr eine selbsterlebte Episode, schon wegen des großen Mannes Stellung zu der damaligen allgemein gültigen Auffassung von den dämonischen Krankheiten. »Der hochberühmte Arzt Panaceus, mit dem ich als Jüngling Umgang pflog, heilte einen gewissen Phylarius, einen Spoletaner von Geburt, der an Würmern litt und infolgedessen in einen merkwürdigen Wahnsinn verfallen war; er sprach nämlich in seiner Krankheit vortrefflich Deutsch, was er in gesundem Zustand nie gekonnt hatte. Nun hätte ein Laie sogar einen Meineid darauf geschworen, daß der Mann von bösen Geistern besessen war. Panaceus aber gab ihm durch ein einfaches Heilmittel seine Gesundheit wieder. Von jetzt ab konnte er aber kein Wort Deutsch mehr reden, noch verstehen. Sollte nun einer behaupten, daß der Mann in Wirklichkeit ein Befessener war, so würde diese Voraussetzung der ärztlichen Kunst nur noch höheren Glanz verleihen. Denn wenn ihr sogar die gottlosen Geister gehorchen, so ist sie wie bei der Wiederbelebung, so auch bei der Geisterbeschwörung nicht nur eine Dienerin, sondern auch eine Rivalin göttlicher Kraft.« Es sind das immerhin in den damaligen Zeiten gewagte Worte. Zum Schlusse seiner Rede richtet Erasmus an seine fiktiven Zuhörer, die Studenten der Medizin (er nennt sie *Optimi juvenes*), die Mahnung, sich mit ganzer Seele einem Berufe hinzugeben, der ihnen Ehre, Ruhm und Reichtum einbringen

wird und den Freunden, dem Vaterlande und der ganzen Menschheit Nutzen. Wenn man mit Recht den famosen Agrippa von Nettesheim beschuldigt, daß er in beinahe gleichzeitig erschienenen Werken sich selbst dauernd widerruft und bekämpft, so muß man diesem genialen Vielwisser und Erzschelm, der von seinem Zeitgenossen Faust so viel in sich hatte, daß sein eigenfaustisch Charakterbild heute noch so einzigartig ist, entschuldigend zu gute halten, daß der Hunger ihn quälte und die zehrende Sorge um seine Nächsten ihm auf den Fersen saß. Der große Erasmus aber, zu seinen Lebzeiten schon ein Fürst unter den Humanisten seiner Zeit, verkaufte seine Gefinnung, um dem Doktor Lyranus ein paar silberne Becher abzuknöpfen. In einem ausgezeichneten Kommentar hat Enthoven (Straßburg, Heiß und Mündel, 1907) die Entstehungsgeschichte dieser Lobrede festgelegt. Erasmus hatte dem Arzte als Gegengabe für die offenbar kostbaren alten Becher die Widmung eines seiner Werke versprochen. Der Kollege scheint aber aus Gründen, die wir nicht wissen, Reue auf den Handel bekommen zu haben. Vielleicht waren ihm die vielen Ausfälle des Philosophen gegen die Medizin und die Ärzte zu Ohren gekommen. Kurz und gut, es bedurfte nachdrücklicher Erinnerung und kräftiger Ermahnungen, bis der Arzt sein Versprechen erfüllte. In einem Briefe nennt Erasmus ihn einen schamlosen Windbeutel und Wortbrüchigen. Sowie aber der Gelehrte seine Becher hatte, erfolgte Zug um Zug die Herausgabe der Rede mit der etwas gedrehten Widmung. Erasmus stellt darin sein Encomium als vorzeitiges Werk hin, »als er nichts unverfälscht ließ«, und sagt vielleicht ironisch, daß die Schwäche seiner Deklamation durch den ärztlichen Ruhm des Praktikers gehoben würde. Die aus Löwen am 13. März 1518 datierte Rede steht nun im grellsten Widerspruch zu seinen Urteilen und Äußerungen über die Ärzte und die Heilkunst an und für sich. So schreibt er im Januar 1514 an Warham, den Erzbischof von Canterbury: »Dein Erasmus hat einen schweren und gefährlichen Kampf mit seinem Steinleiden bestehen müssen und ist in die Hände von Ärzten und Apothekern, das heißt von Henkern und Harpyien geraten.« 1518 schreibt er wieder an Johannes Eck: »Länger als einen Monat hat mich die Krankheit gepeinigt und mit solcher Heftigkeit ergriffen, daß ich Ärzte zu Rate ziehen mußte, was ich nur zu tun pflege, wenn ich

des Lebens überdrüssig bin.« Am 14. August 1518 scheint er mir den behandelnden Ärzten die Rechnung bezahlt zu haben, denn unter diesem Datum schreibt er an einen befreundeten Abt: »Rechtsgelehrte und Ärzte haben absichtlich das Studium ihrer Kunst aufs Äußerste erschwert, um reicheren Gewinn zu ernten.« In weiteren Briefen, namentlich aus den Jahren 1530 und 1531, spricht er auch von Chirurgen, die ihn qualvoll zu Tode martern oder ihn grausam schinden. Als im Jahre 1531 der sogenannte englische Schweiß epidemisch auftrat, bemerkte er, daß zwar sehr viele Menschen erkrankt, aber wenige gestorben wären, vereinzelte Todesfälle habe die Dummheit der Ärzte verursacht.

Mit ungewöhnlicher Gehässigkeit verunglimpft Erasmus die Ärzte in seinen »Gesprächen« (Funus 264 f.): Phädrus: Vernimm zuerst, wie Georgius Balearicus endete. Als die Nähe des Todes sich schon deutlich zu erkennen gab, verschwiegen die Ärzte, die den Kranken lange behandelt hatten, daß alle Hoffnung verloren sei, und begannen ihren Lohn zu fordern. Marcolphus: Wieviele Ärzte waren es? Phädrus: Manchmal zehn, zuweilen zwölf, immer wenigstens sechs. Marcolphus: Genug, um sogar einen Gefunden ins Jenseits zu befördern. Phädrus: Nachdem ihnen das Geld gezahlt war, machten sie den Verwandten heimliche Andeutungen, daß das Ende bevorstände. Sie sollten jetzt auf sein Seelenheil Bedacht nehmen, da an Rettung des Leibes nicht mehr zu denken sei. Durch vertraute Freunde legten sie auch dem Kranken nahe, nunmehr Gott seine Genesung anheimzustellen und seine Gedanken allein auf einen seligen Abschied zu richten. Als Georgius diese Mahnung vernahm, warf er den Ärzten auffallend grimmige Blicke zu, als wollte er seiner Empörung darüber Ausdruck geben, daß sie ihn im Stiche ließen. Sie antworteten, daß sie Ärzte, keine Götter seien. Sie hätten alle Mittel ihrer Kunst aufgeboten, gegen den Tod sei aber kein Kraut gewachsen. Darauf verziehen sie sich in das nächste Gemach. Marcolphus: Was? Sie bleiben noch da, nachdem sie ihren Lohn empfangen hatten? Phädrus: Sie hatten sich noch nicht über die Ursache der Krankheit geeinigt. Der eine redete von Wafferfucht, der andere von Trommelfucht, der dritte von einem Abfzeß in den Eingeweiden, kurzum der eine von diesem, der andere von jenem Leiden. Und in der ganzen Zeit, während sie den Kranken behandelten,

stritten sie mit der größten Heftigkeit über die Art der Krankheit. Marcolphus: Recht gemütlich für den Patienten! Phädrus: Um eine Entscheidung herbeizuführen, ließen sie durch die Frau das Anfinnen stellen, man möchte ihnen eine Sezierung der Leiche gestatten. Das wäre eine Auszeichnung, selbst für die vornehmsten Leute. Außerdem würde es für viele segensreich sein und seinen Verdiensten die Krone aufsetzen. Endlich versprechen sie, sie würden für das Seelenheil des Toten auf eigene Kosten dreißig Messen lesen lassen. Nachdem sie schließlich durch die schmeichelnden Bitten der Frau und der Verwandten ihre Forderung durchgesetzt hatten, drückten sie sich. Sie erklärten es nämlich für unschicklich, daß die, welche den Lebenden ihren Beistand zu leihen pflegen, der Sterbestunde beiwohnen oder am Begräbnis teilnehmen.

Marcolphus: Was ergab der Leichenbefund? Phädrus: Es lag ein Stückchen Blei im Zwerchfell. Marcolphus: Wie war das hineingekommen? Phädrus: Seine Frau erzählte, er wäre einmal von einer Flintenkugel getroffen worden. —

Diese 1516 in Basel erschienenen Colloquia haben natürlich Schule gemacht. Man sieht deutlich ihren Einfluß, z. B. bei Agrippa in dessen 11 Jahre später erschienenen Bekenntnisschrift. Der Mann, der selbst im Schweizer Fribourg als Medikus gearztet hatte, schrieb in seiner witzigen Art: »Wenn es nun gar mit dem Patienten auf die Neige kommet, so fangen die Ärzte an religiös zu werden, überlassen die Heilung einem Heiligen oder verschreiben den Patienten das letzte Rezept: Recipe tabellionem unum, testes numero septem, adde sacerdotem cum aqua et oleo benedictis quantum sufficit et dispone domui tuae, quia morieris. Das ist: Recipe einen Notarium, dazu sieben Zeugen, beschicke dein Haus; füge weiter hinzu einen Priester mit Wasser und Öl quantum satis; denn du mußt sterben.« Bei all diesen Jeremiaden des Erasmus von Rotterdam muß man nun bedenken, daß der an Gicht und Steinleiden dauernd Kranke schließlich mit Hilfe der von ihm verunglimpften Ärzte 70 Jahre alt wurde. Wenn ihm aber sein Arzt Wilhelm Cop (Übersetzer der Werke des Paulus von Ägina, Hippokrates und Galen) über einen schweren Fieberanfall geholfen hatte, wie z. B. 1497, so dankte er dies nicht der Kunst des Arztes, sondern der Anrufung der heiligen Genoveva, der er

noch im Jahre 1532 ein Carmen widmete wegen Befreiung vom vier-tägigen Fieber. Ein andermal gelobte er während eines unerträglichen Schmerzes (wohl ein Gichtanfall auf einem Ritte nach Gent) dem Apostel Paulus, seinen Kommentar zum Römerbriefe zu vollenden.

Der große Mann, vor dessen Geist Jahrhunderte zu Füßen lagen, tat nur das, was in aufgeklärteren Zeiten bis heutzutage noch die klügsten Leute tun sollen; sie machen die Ärzte für ihre Leiden und Krankheiten verantwortlich. Diese kleine Verwechslung passierte auch einem anderen Philosophen und Geistesheroen, der ein Menschenalter später wie Erasmus in Frankreich lebte: dem geistvollen Michel de Montaigne, dem großen Skeptiker und Epikuräer in einer Person. Seine *Essais* geben noch heute eine Quelle dauernden Genußes. In seiner Stellung zu den Ärzten und zur Heilkunde ähnelt er dem Erasmus in gleicher Weise wie in seiner Krankengeschichte, als Gichtiker und Steinleidender, aber in seinen Angriffen verleugnet er den großen Weltmann nicht und ist von einer seiner übrigen Lebensauffassung entsprechenden Resignation und vor allem ohne den pietistischen Einschlag. So sagt er einmal ungefähr folgendes (I, 23): »Ich verachte die ärztliche Kunst beständig, wenn ich aber krank werde, so beginne ich, statt ihre Gunst zu suchen, sie noch mehr zu hassen und zu fürchten und antworte denen, die mir zureden Arznei zu nehmen, sie sollten doch warten, bis ich wieder so zu Kräften gekommen wäre, um das Wagestück ihrer Tränke und Pillen zu bestehen. Ich lasse die Natur ihren Gang gehen, ohne sie zu stören.« Wie in allen Dingen, findet er in der Antike, die mit ihm lebt und mit der er lebt, Beweise für seine Auffassung. Er erinnert an das Schicksal des Jaser, von dem Plinius erzählt, daß er ein Brustgeschwür gehabt habe, welches die Ärzte für unheilbar erklärt hatten. Der Mann suchte deshalb den Tod, aber einen ehrenvollen. Er stürzte sich in den Kampf und fiel verwundet, aber der feindliche Stoß wurde zu einer chirurgischen Operation. Das Geschwür ging auf und der todeswillige Kriegsfreiwillige konnte als dauernd geheilt entlassen werden.

Seine persönliche Stellung der Medizin gegenüber umreißt er in einem *Essai* über die Erfahrung (13.): »Ich frage die Ärzte nicht gerne um Rat, wenn mir etwas zuflößt, denn diese Leute tun groß, wenn sie einen in

die Klemme bekommen; sie schlugen einem die Ohren voll mit ihren Vorherverkündigungen, und einmal, als sie mich überraschten, da mich die Krankheit schon mürbe gemacht hatte, haben sie mich schmähsch mit ihren Lehrfägen und Doktorminen mißhandelt und bald mit großen Schmerzen, bald mit dem nahen Tode bedroht« — — — Tiberius sagte, jeder Mann, der 30 Jahre gelebt habe, müsse selbst wissen, was ihm heilsam oder schädlich sei. Das konnte er von Sokrates gelernt haben, welcher seinen Schülern riet, das Studium ihrer Gesundheit mit Sorgfalt und als ein Hauptstudium zu betreiben. Es behaupte daher auch die Heilkunde, sie habe von jeher die Erfahrung zum Prüfstein ihres Verfahrens gemacht. Also hatte Plato recht zu sagen, der wahre Arzt müsse erst alle Krankheiten, die er heilen wolle, notwendigerweise selbst gehabt haben. Es ist billig, daß er sich kräftig mache, wenn er die Kräfte heilen will . . . Die Ärzte machen aber eine Beschreibung von unseren Krankheiten nach Art der öffentlichen Ausrufer. Ein solcher beschreibt ein verlorenes Pferd oder entlaufenen Hund nach Farbe und Größe. Zeigt man ihm aber das Tier, so erkennt er es selbst nicht. Bei Gott laßt mir die Heilkunde eine wirkliche und sichtbare Hilfe leisten und man soll sehen, wie treu und ehrlich ich zu ihr stehen werde.« Schade, daß dieser geniale und ganze Kerl nicht die wissenschaftliche Entwicklung der Medizin mit ihren erstaunlichen Erfolgen am eigenen schmerzgepeinigten Leibe erleben konnte; er würde dann sein horazisches Zitat »tandem efficaci do manus scientiae« in der ihm eigenen Weise bewahrheitet haben.

Zu allen Zeiten find die schlimmsten Feinde Fahnenflüchtige und Standesgenossen, deshalb, weil sie als intime Kenner Blößen und Schwächen kennen und es ihnen so leicht wird, Wunden zu schlagen oder in die vorhandenen den Finger zu legen. So einer war Agrippa von Nettesheim. Er, der alles versucht hatte, der selbst von sich in seinem gleichzeitig genialen und titanisch frechen Geleitwort seines Bekenntnisbuches von sich sagte, daß er alles verachtet, weiß und nicht weiß, über alles weint, lacht, wütet, alles verfolgt und neckt, selbst ein Philosoph, Dämon, Heros, Gott und alles, war auch tätiger Arzt, zunächst nicht privilegierter in Genf, dann aber konzessionierter im Schweizer Fribourg gewesen. Die von ihm allzeit des Erwerbs wegen betriebenen magischen Künfte

und die astrologischen Kenntnisse machten es ihm leicht, mit der Praktik Rezepte zu schreiben und Arzneien zu mischen, sich als Modearzt der Zeit zu betätigen. Innerlich von der Scheinwissenschaft überzeugt und sie für Aberwitz haltend, benutzte er ihre Kenntnis, um dem Verhungern zu entgehen. Das berühmte Werk seiner Feder, die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften, sucht nun in 102 Kapiteln alles Wissen, theoretisches und praktisches, alle Kenntnis und alles Gewerbe herunterzureißen. Von der Kriegskunst, von der Fischerei, von den Advokaten, von der Musik, Malerkunst, von gemeinen Hoffbranzern und adligen Hofleuten, von der Hurenkunst, von Zeremonien und der Schwarzkunst bringt er nur Widriges vor. Nicht eingeborene Skepsis oder durch Erfahrung gewonnener Pessimismus diktiert dies Opus, sondern das Werk gibt sich als ein wutentbrannter Aufschrei einer großangelegten, aber gescheiterten, am Boden kriechenden Persönlichkeit. Das Kapitel über die Ärzte, mit denen er ja ein paar Jahre kollegiale Beziehungen gepflegt hatte, ist besonders umfangreich. Es hat nicht viel Zweck, aus dieser negierenden Kakophonie die ausgedehnten Kapitel über Arzneikunst, Wundarzneikunst und die künstliche Zerteilung menschlicher Gliedmaßen im einzelnen zu behandeln und zu widerlegen. Nur einige Stichproben wollen wir bringen. In der Widmung Agrippas, in der er den nackten Zynismus des Buches zugibt und sich mit einem Hunde vergleicht, der nur noch beißen und bellen kann, aber nicht mehr schmeicheln und wedeln, schreibt er: »Die Dreck fressenden Medici werden mir das Harnglas oder den Binkelscherben auf den Kopf gießen; einer, welcher von der Krankheit viel vergeblich Disputierens macht, wird mir alle Heilmittel verfallen; der unflätige Apotheker wird mich mit feinen garstigen Klystieren befudeln und die gräulichen Anatomici werden mich zum Sezieren begehren.« Auch ihm ist natürlich Plinius ein Heiliger. Nachdem er auf die schon oft gerügten Praktiken der Ärzte aufmerksam gemacht hat, geringe Leiden zu vergrößern, schwere Leiden und üblen Ausgang den Mitkollegen oder dem Apotheker oder dem Nichtbefolgen ärztlicher Ratsschläge in die Schuhe zu schieben, fährt er fort: »Aber um die rechte Wahrheit zu sagen, so sind die Medici unter allen Menschen die nichts-würdigsten, die zänkischsten, die mißgünstigsten und die verlogengsten.

Denn sie sind so miteinander uneins, daß auch nicht einer gefunden wird, der nicht des andern Arznei bekrittelte, änderte oder tadelte und sich nicht mit ihm rumbisse und stritte, damit nicht ein anderer für einen besseren Arzt angesehen werden möchte. (So was kommt Gott sei Dank heutzutage gar nicht mehr vor.) Da hero ist ein Sprichwort entstanden: *Medicorum invidia et discordia*. Denn was einer billiget, das verlachtet der andere, da doch bei ihnen nichts Gewisses, sondern lauter Lügen und eitel Geschwätz zu befinden ist. Und wann man einen der wacker lügen können, hat beschreiben wollen, so hat man gesagt: *Mentiris ut Medicus*. Du leugst wie ein Medicus. Es beruhet auch das ganze Werk dieser Kunst darinnen, daß man Neues erfindet, das Alte, so doch viel besser ist, verachtet, sein bißchen Wissen geheim hält, und durch solche Mißgunst und aus Geiz uns um unser Leben betrüge. Überdieses, so sind sie ja auch meistens abergläubisch, stolz, ruhmredig, ungewissenhaftig und geizig, die stets im Munde führen: *Accipe, dum dolet*. Nimm's hin, weil's schmerzet, oder *dolet quod sanum est*: Es mag schmerzen, wann es nur gesund ist . . . Über dieses so sind die Medici meistens ansteckend und vom Harn und Kote der Patienten stinkend. Ihr ganzes Studium denken, reden, forschen und leben besteht in nichts anderes als in traurigen und schmutzigen Fällen, häßlichen Sachen und allerhand Arten der Krankheiten; ihre Musterplätze sind garstige Örter und ihre Kunst unflätig. Sie gehen um des Kranken Seichscherbel und Kackhäuser rum, nur wegen des schändlichen Gewinnstes und bauen wie ein Wiedehopf oder Dreckbahn sich aus dem Kot der Patienten und ihrem Gelde Nester und Häuser« . . .

»Die Medici von der heutigen Welt die halten nicht allein von Simplicibus nichts, sondern verlachen diese Kur, als wann die Alten gar Narren gewesen wären und nennen noch auf diese Stunde diejenigen Simples und einfältige Leute, die von Simplicibus was halten . . . Dahero ist das päpstliche Recht garnicht ungereimet, wann es den Klerikern verbeut zu kurieren oder Ärzte zu agieren, weil dieses so eine blutige Kunst ist, daß, wenn man einem Mönche es erlaube ein Arzt zu spielen, so müsse ihm auch freistehen, Henker oder Scharfrichter zu werden.«

Diese Stichproben aus dem Kapitel über die Ärzte verraten den Ton der Schrift. Das berühmte Buch, dessen Motto nihil scire, felicissima vita lautet, ist als rhetorische Leistung, wie schon bemerkt, das Negativ zu des Erasmus Belobigung der Heilkunst. Aber in einzelnen Kapiteln fühlen wir doch den richtigen Pulschlag des Herzens seines Autors. Und der ist in seinem Haßgefang auf seine zünftigen Kollegen deutlich und aus bitterer Erfahrung gewonnen. Dabei wollen wir dem Manne es nicht vergessen, daß diese bis zur Unflat gesteigerte Kritik vielen Zeitgenossen ebenso sympathisch war, wie seine Angriffe auf die wirklichen großen Krebschäden der Zeit, die er mit hellseherischem Auge erkannte, feuergefährlich waren. Das war der Herd, aus dem sein Schüler Johann Weyer die Flamme und Fackel seiner Begeisterung entzünden konnte . . .

Es ist für die Betrachtung unseres Gegenstandes belanglos, ob ein Till gelebt hat, wer die Volksgeichten sammelte und ihnen die äußere Form verlieh. Genug, die Geichten waren in aller Munde, man kannte sie und lachte aus vollem Halbe über die Schwänke dieses Naturburschen, die, im Lichte unserer heutigen Moral betrachtet, meist ganz außergewöhnliche Gemeinheiten darstellen. Eine Veredlung des Volkscharakters und eine Vertiefung der Volksseele kann von diesen Erzählungen, die vielfach den Pfaffen Amis wieder aufleben lassen, nicht ausgegangen sein. — Uns interessieren drei Historien ärztlichen Inhaltes. Die fünfzehnte Historie handelt von der ärztlichen Tätigkeit Tills, und merkwürdig! wieder muß ein Arzt daran glauben.

»Zu Magdeburg war ein Bischof, der hieß Bruno, war Graf zu Querfurt«, der hatte nun einen Leibmedikus, der sich bei Hofe einer seltenen Unbeliebtheit erfreute, und da das ganze Hofgefinde den Doktor wegen seiner übergroßen Arroganz haßte, so sann man auf einen Schabernack, zu dem der Till verhelfen mußte.

Eulenspiegel verschwand eine Zeit von Giebichenstein und kam nach ein paar Wochen als Doktor wieder. Der Leibarzt war nun selbst kränklich, konsultierte den fremden Mediziner und lud ihn auf die Burg ein. »Till antwortete mit Worten, wie die Ärzte pflegen, und spiegelte ihm vor, wie er eine Nacht bei ihm liegen müßte, auf daß er desto besser

merken könne, wie seine Natur beschaffen wäre. Denn ich wollte Euch gern etwas geben, ehe Ihr schlafen ginet, daß Ihr davon schwigtet;« und an dem Schweiß werde er dann schon die Diagnose stellen. Der



engl. Buntdruck, zirka 1800.

Fig. 40. Hebamme zur Arbeit gehend.

Von Rowlandson.

Leibarzt fiel auf den plumpen Witz natürlich hinein. Die Nacht verlief nun für den armen Düpierten einfach fürchterlich. Die unflätige Geschichte würde heute kaum noch dem ungebildetsten Bauernlummel Spaß machen, leider Gottes gefiel sie aber damals so, daß man sich tot lachte. Bevor man zu Bett gegangen war, hatte Till in einen hohlen Stein

defäziert und diesen dann an die Außenwand des Bettes gelegt; als nun der Doktor das Schweißmittel, das aber in Wirklichkeit eine Purganz stärkster Dosis war, genommen hatte und sich in Erwartung der Wirkung an die Wand legte, stank ihm der Dreck in die Augen. Er drehte sich um nach Eulenspiegels Seite, aber in dem Moment ließ Till »einen stillschweigenden F..z, der gar übel stank«. So drehte sich der arme Doktor zwischen der mefitischen Szylla und Charybdis die halbe Nacht hin und her, bis die Purganz zu wirken anfang. Nachdem nun Till den schon geschwächten Doktor mit seinem unfreiwilligen Exkret noch von oben bis unten befudelt hatte, rief er das Hofgefinde herbei, das zudem noch den Doktor mit vollen Töpfen des Hohns überschüttete. Jetzt erst geht dem naiven und superklugen Arzt die Erkenntnis auf: »Ich bin beladen gewesen mit einem Schalk. Ich wähnte, es wäre ein Doktor in der Arzney, aber es ist ein Doktor in der Büberei.«

Die nächste Historie ist wieder medizinischen Inhalts und beginnt mit einer Moral, die man den Gesundbetern und der hohen Klientel der Pfücher ins Gebetbuch schreiben sollte. »Rechte bewährte Ärzte scheuet man zuzeiten, um einer geringen Summe willen, und muß den Landläufern oft noch viel mehr geben.« Die Geschichte selbst ist ordinär nach Inhalt und Gefinnung.

Ein Kind einer Wirtsfrau im Eislebenschen kann nicht zu Stuhl gehen und ist sehr krank. Während die Frau nun draußen ist, macht Till selbst schnell einen großen Haufen und setzt das Kind darauf. Die zurückkommende Frau bedankt sich gerührt, daß jener dem Kinde geholfen habe, was unser Till-Doktor bescheiden ablehnt: »Solche Arznei kann ich viel machen mit Gottes Hilfe.«

Die folgende Historie entlehnt den Stoff den Erzählungen des Pfaffen Amis: »Auf eine Zeit kam Eulenspiegel gen Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchhofstüren und das Rathaus und gab sich für einen guten Arzt aus gegen alle Krankheiten.« Er macht nun die Kranken des Heiligengeisthospitals nach dem Rezept des Pfaffen gesund.

Unter den Streitern der Reformationszeit, die den Degen so gut führten, wie die spitze Feder, steht obenan Herr Ulrich von Hutten. Gerade er ist für unser Thema ein besonders wertvoller Zeuge, als ein

Mann von Geist und geringem Vorurteil, und vor allem als vorzüglicher Kenner der damaligen Ärzte, deren Wissenschaft er am eigenen Leibe so oft erprobt hatte. Er, der vagierende Ritter, hatte überall die Autoritäten konsultiert wegen seiner schweren Syphilis, die ihn zuletzt selbst unter die medizinischen Autoren getrieben hatte. Seine Schrift über die Behandlung der Lues mit Guajakholz¹⁾ basiert auf persönlichen Erfahrungen, nachdem er elfmal eine Quecksilberkur gebraucht hatte. In seinem Gesprächsbüchlein führt er sich selbst im Zwiegespräch mit dem Fieber vor, und da hat er Gelegenheit, sich über die Mediziner seiner Zeit auszusprechen. Hutten liegt fieberhaft danieder und will das Fieber veranlassen, von ihm abzulassen und andere zu befallen.

Hutten: So werde ich Ärzte dir über den Hals führen. Besonders habe ich mein Vertrauen zu Doktor Heinrich Stromer. Fieber: Jawohl Ärzte, jawohl den Stromer. Als ob ich deine Weise nicht wüßte. Du wärest lieber ein ganzes Jahr krank, ehe du ein- oder zweimal Rhabarber, Nieswurz oder sonst eine Purganz nur zwei Skrupel davon verschlucktest. Führe lieber den gegen mich, der ein Haferkorn in einem Harnglase sah und meinte, der Kranke hätte ein Pferd verzehrt.

Ein andermal sagt Hutten, von den Domherren sprechend, denen er das Fieber aufhalsen will: Ich meine, es würde das etwas für dich sein, weil du doch Saftige und Gutgenährte begehrst, die köstlich essen, süßlich schlafen und behaglich müßig gehen. Da brauchst du nicht zu fürchten, daß sie sich mit Arzneien bewahren, denn sie leben ganz sorglos. Ärzte haben sie nicht, wie die feigen Fugger, die trotz der Ärzte, die bei ihnen wohnen, meistens mehr krank sind wie die Sachsen, die ohne Ärzte leben.

Im zweiten Gespräche, wieder auf die schlechten Ärzte kommend, sagt Hutten zum Fieber: Du tätest mir einen Dienst, wenn du von den Ärzten dieser Art sechshundert wegnähmest. Als dann das Fieber antwortet: Wovon sollen denn die Ärzte leben, wenn keine Kranke wären? antwortet Hutten: Sie würden vielleicht leben, aber sie müßten hacken und arbeiten. Fieber: Dann wären sie keine Ärzte. Hutten: Sie wären

¹⁾ Ulrichi de Hutten Eq. Ger. de admiranda Guaiaci medicina et morbi Gallici curatione 1519.

Bauern, und viel besser stände es im deutschen Lande, wenn man die ganze Schule der Ärzte mit ihrem Rhabarber und Koloquinthen austriebe. Fieber: Auch den Stromer, Kopp, Ebel, Ricius und andere, die du lieb hast? Hutten: Diese nicht, denn es sind redliche Leute, darum sind sie um so weniger Ärzte.

Nebenbei sei bemerkt, daß der mehrfach als Freund Huttens genannte Heinrich Stromer unter dem Namen Auerbach als Professor und Ratsherr in Leipzig berühmt war: er nannte sich nach damaliger Sitte nach seinem Geburtsort Auerbach. In Leipzig ist sein Andenken durch den berühmten »Auerbachskeller« gewahrt.

Geht aus dem Gesprächsbüchlein auch unzweifelhaft hervor, daß Hutten vom Stande als solchem wenig hält, so erkennt er doch Ausnahmen an und im ganzen spricht er seine Abneigung ohne den Hohn aus, der für die früheren Gegner so charakteristisch ist.

Beschließen wollen wir diese Auslese der Werke deutscher Autoren aus der Reformationszeit mit ein paar Anekdoten aus dem 1522 erschienenen »Schimpff und Ernst« von Bruder Johannes Pauli, einem Barfüßermönch und früheren Juden Paul Pfledersheimer. Die Sammlung von »Beispielen«, die er herausgab, entstammt der Kanzel. Nach den amüsanten Geschichten, die er von den Ärzten erzählt, müssen sich die Leute in seiner Predigt nicht gelangweilt haben.

Nach einer törichten Fabel, daß Kaiser Vespasianus durch seinen Arzt dadurch geheilt sei, daß er ihn einmal tüchtig geärgert habe, und einer anderen moralischen, in der ein Sohn seine argwöhnische Stiefmutter nicht behandeln will, »denn die hoffnung die eyn krank mensch hat zum arztet ist ein gros Urfach der gefundheit,« kommt eine launige Satire auf einen gewinnfüchtigen Arzt, der zwei Rezepte in der Apotheke abgab, die natürlich verwechselt werden. Die eine Latwerge sollte einem alten Bürger dazu dienen, »auf daß er der jungen schönen Braut auf der Nacht gut gefiele,« die zweite war für einen Siechen, der nicht konnte zu Stuhle gehen. Alle Konsequenzen kann man sich ungefähr denken. Als der Doktor nun am anderen Morgen die Verwechslung inne war, da lachte er sich ins Fäustchen, denn dem jungen alten Ehemann hätte die Medizin doch nichts genügt, »denn welcher Arzt diese

Kunst wahrlich versteht, der würde reich«. Der andere Patient wird grob und sagt dem Doktor: Lernt Eure Arznei besser, denn diese hat falsch gewirkt. Ihr habt mir ein Rezept gemacht zu einer Weichung des Bauches inwendig, aber es hat gewirkt zu einer Härtung des Bauches auswendig. Hübsche Predigten muß der Bruder Pauli gehalten haben!

Die zweite Geschichte entnahm der Barfüßler den Predigten des Hugo de Prato. Es muß ihm also die individuelle Behandlung des ungenannten Arztes sehr imponiert haben, und das Eingehen des Arztes auf den krankhaften Ideenkreis des Patienten ist wirklich für die damalige Zeit etwas ganz Ungewöhnliches.

»Ein Mann ist in eine Phantasei gekommen, er wäre ein Hahn, also daß er krächte, und niemand konnte ihn dazu bringen, daß er etwas einnähme oder täte, was ihm gut wäre. Zuletzt kam ein bewährter Arzt, der sich auch als Hahn gebärdete und wie jener tat. Von dem nahm der Kranke alles an, da er ihn für seinesgleichen hielt.«

SIEBZEHNTE UND ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT.

Mittlerweile hatte die Heilkunde und die Heilkunst ein anderes Gesicht bekommen. Bevor der Arzt nicht das Terrain seiner Wirksamkeit genau erkundet hatte, war es klar, daß er auf allen Wegen im Dunkeln tappte und wenn er gelegentlich zum Ziele gelangte, dies meistens dem Zufall, dem Glück zu verdanken hatte und der Empirie. Die Wesensveränderung war herbeigeführt worden in erster Linie durch die Neuerweckung der Zergliederungskunst und die Verbreitung der anatomischen Kenntnisse: Eigentliche physiologische Erkenntnisse konnten erst das Fundament der Medizin stützen, nachdem endlich Harvey den Blutkreislauf erkannt und zur öffentlichen Anerkennung nach großen Schwierigkeiten gebracht hatte. Vorher schon hatte der geniale Paracelsus einen erfolgreichen Sturm gelaufen gegen die obsoleten Galenisch-arabischen Lehren vor allem die Pulslehre und Uroiskopie. Der Stein war ins Rollen gekommen und trotz der traurigen Zeitverhältnisse unseres Vaterlandes konnten allmählich die vermehrten Universitäten des Landes teils im stillen, teils unter großen inneren Streitigkeiten sich an dem Kampfe

beteiligen, die Geistesarbeit des Einzelnen in einen öffentlichen Kulturfortschritt umzusetzen. Daß es in einer solchen Entwicklungszeit zu scharfen Kämpfen mit rückständiger Gefinnung kommen mußte, liegt auf der Hand. Gegenüber diesen nutzte auch zunächst wenig die in der Richtung einer liberalen Gefinnung fortschrittliche allgemeine Bewegung der Geister.

So kam es zu Kämpfen einzelner Männer, für die dann wieder heftig Partei genommen wurde. In dieser Zeit entstanden dann allmählich gelehrte Vereine zunächst als früheste die Luchsakademie, eine in Italien schon 1603 erfolgte Stiftung, die den Luchs im Siegel führte (*Accademia de' Lincei*). Es scheint, daß in Deutschland die 1652 in Schweinfurt gegründete Ärztegesellschaft die älteste ist und einige Jahre später ihre »Ephemerides« herausgab. Die Zahl der jetzt mit Macht und Erfolg wissenschaftlich arbeitenden Ärzte nahm zu, und die praktische Medizin zog aus den Entdeckungen dieser Männer die Kraft zu neuen Behandlungsmethoden. Tonangebende Männer des siebzehnten Jahrhunderts schufen so die einzelnen historischen Etappen der Therapie. Hier sind die Namen Helmont, Sylvius und vor allem der große Sydenham zu nennen. Das achtzehnte Jahrhundert suchte nun in das Wirrwarr der neuen Entdeckungen und Anschauungen ein System zu bringen. Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl sind Namen, welche für die medizinische Systematik epochal sind. Mit dem großen Albrecht von Haller, dessen Weltruhm die damalige Zeit erfüllte, lernen wir bereits einen universell gebildeten Arzt kennen, der schon alle Qualitäten eines modernen Forschers in sich vereinigte und dabei noch der große Denker und Meister auf vielen Grenzgebieten ist.

So war das medizinische Haus auf gesundem Boden aufgerichtet, Mauern im festen Grunde gelegt und Fenster zum Ausblick und Einblick gerichtet. Statt des früheren phantastischen Luftschlosses stand ein solides Haus, natürlich noch mit Konstruktionsmängeln, behaftet da, die in der Folge zahllose Baumeister zu heben versuchten.

Mit der organischen Umwandlung der Arztwohnung hatte sich naturgemäß auch sein Bewohner verändert. Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß diese Umkrempelung nur eine ganz allmähliche sein

konnte. Es hatte sich zunächst die Äskulapfchlange nur gehäutet, die inneren Charaktereigenschaften waren vielfach dieselben geblieben. So kommt es, daß zunächst gerade in dieser Zeit der Entwicklung sich die Angriffsfläche gegen ärztliche Unfitten eher vergrößert als verkleinert hatte: denn zu den alten Sünden kamen neue hinzu, welche durch die Zeit geboren wurden. Den Hauptgrund für die gesteigerte Satire gegen die Ärzte mag man in dem einwandsfreien Nachweis finden, daß die Aufklärung selbst im Volke unmöglich mit dem der Gelehrten annähernd Schritt halten konnte; dies umfoweniger, als die Stände, welche seit Olim hierfür berufen waren, mit den schlimmsten Mitteln an der weiteren Verdummung des Volkes arbeiteten. Die Zeiger der Uhr waren vom Schwergewicht namentlich der Klerisei auch weiterhin in ihrem fortschrittlichen Gang behindert. In einer Zeit der großen Entdeckungen Franklins und Galvanis, des Magnetismus und der Elektrizität war die im Treibhaus der älteren Zeit hochgezüchtete Blume der Wunderfucht und des Wunderglaubens zu einem üppigen Schlinggewächs gediehen. Jetzt gab es überhaupt nichts mehr, das man nicht für möglich hielt, und es war klar, daß unter den Medizinern die Industrieritter diese Stimmung ausnützten. Wir werden also in jener Zeit neben den alten Kränkungen ganz neue Noten und Melodien der Satire entsprechend der Entwicklung des Heilstandes finden. Die von Nettesheim so drastisch geschilderte Unfauberkeit der Ärzte aus der Kinderstube der Medizin wich vielfach einer übertriebenen Eleganz. Hand in Hand hiermit ging die gesteigerte Ambition der Ärzte, ihre Sucht nach Titeln und der Mitgliedschaft berühmter Gesellschaften. Die erweiterten Kenntnisse steigerten die ärztlichen Kontroversen in Theorie und am Krankenbett und damit ihre Neigung »mit Worten ein System bereiten«. Das größere Können führte zu einem gesteigerten Selbstbewußtsein. Dasselbe nahm ja schon bei Paracelsus eine geradezu phantastische Größe an.

»Ich werde Monarcha fein!« »Alle hohen Schulen haben nicht so viel erfahren, wie mein Bart, und mein Gauchhaar im Genick fein gelehrter wie alle Skribenten.« *Nihil praeter medicorum arrogantiam.* Das ist so im großen und ganzen die Unterlage für die folgenden Satiren gegen die Ärzte dieser Zeit. Es war ein besonderes Pech aber für die-

selben, daß in Frankreich ein Mann aufstand größten Stils, der mit Geist und Witß sich gerade der Schwächen der Ärzte annahm und das boshafte Bewigeln ihres oft seltsamen Getues zur Plattform seiner Angriffe machte: Molière. Dieser Komödiant und Komödiendichter überragt so turmhoch alle gleichzeitigen und späteren Satiren, daß wir uns den Genuß machen wollen, länger ihn anzuhören.



Fig. 41. Der berühmte Doktor Réquiem, welcher alle geheilt hat, die starben.

Den vollen Extrakt aus Molières Werken zog Witkowski ¹⁾ und der anonyme Autor des Stammbuchs des Arztes; wir begnügen uns mit der Herausnahme einiger besonders charakteristischer Stellen, die ja Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind. Wer kennt nicht den »eingebildeten Kranken«. Leider ist aber das Schlußballett, die parodierte Promotion, nicht in die deutschen Übersetzungen übergegangen. Hängt auch die Hauptwirkung dieser grotesken Szene von dem Geschick einer burlesken Inszenierung ab, so bietet doch schon das Kauderwelsch

¹⁾ G. J. Witkowski, *Le Mal qu'on a dit des Médecins*, II. Serie, Paris.

des Vorgangs Komik genug. Nach dem Aufmarsch der Fakultät mit Riefenklästern, Apothekermörfern etc., besteigt der Präsident den Stuhl und sagt folgendes:

Savantissimi doctores	Fideles executores
Medicinae professores	Chirurgiani et apothicari
Qui hic assemblati estis	Atque tota compania aulli
Et vos, altri messiores	Salus, honor et argentum
Sententiarum facultatis	Atque bonum appetitum. . . .

Per totam terram videmus
 Grandam vogam ubi sumus,
 Et quod grandes et petiti
 Sunt de nobis infatuti
 Totus mundus currens ad nostros remedios,
 Nos regardat sicut deos
 Et nos ordonanciis
 Principes et reges souniffos videtis.

Nachdem dann der Doktorand unter freudiger Zustimmung des Chorus die Frage des ersten Doktors:

Quare opium facit dormire?

dahin beantwortet hat:

Quia est in eo virtus dormitiva,

fragt der zweite Doktor:

Cum permissione domini praefidis
 Doctissimae facultatis,
 Et totius his nostris actis
 Companiae assistantis,
 Domandabo tibi, docte baccheliere,
 Quae sunt remedia
 Quae in maladia
 Dite hydropfia
 Convenit facere.

Argan:

Clysterium donare
 Postea feignare
 Enfuita purgare.

Wie die zweite Frage:

Quae remedia eticis
Pulmonicis atque asmaticis
Trovas à propos facere,

so beantwortet Argan alle folgenden mit der Litanei:

Clysterium donare
Postea feignare
Ensuita purgare,

nur zum Schluß setzt er, als ein Doktor fragt:

Mais si maladia	Non vult se garire
Opiniatra	Quid ille facere?

noch hinzu:

Refeignare, repurgare, et reclysterifare.

Nachdem der Baccalaureus dann noch das ominöse »Juro« gesprochen, überreicht ihm der Präfident den Doktorhut mit den Worten:

Ego cum isto boneto
Venerabili et docto
Dono tibi et concedo
Virtutem et puiffanciam
Medicandi,
Purgandi,
Seignandi,
Perçandi,
Taillandi,
Coupandi,
Et occidendi,
Impune per totam terram.

Ist diese Promotion eine geistreiche Offenbachiade auf die therapeutische Impotenz der Ärzte unter der Maske vollendetster Selbstironie, so geißelt der Dichter ein andermal ein sogenanntes Consilium in der Komödie *L'amour médecin* mit unangenehmen Rutenstreichen.

Die vier Ärzte ziehen sich nach der Untersuchung zurück zum Consilium. Statt aber sich über die Behandlungsform zu einigen, unterhalten sie sich ausschließlich über ihre Pferde und ähnliche Dinge. Danach spielt sich folgende Szene ab.

»Sganarelle: Meine Herren, die Beängstigungen meiner Tochter nehmen zu, ich bitte Euch, mir schnell zu sagen, was Ihr beschloffen habt.

Erster Arzt: Herr Kollege!

Zweiter Arzt: Nein, bitte, sprecht Ihr.

Erster Arzt: Ihr scherzt wohl!

Zweiter Arzt: Ich will nicht zuerst sprechen!

Erster Arzt: Herr Kollege!

Zweiter Arzt: Herr Kollege!

Sganarelle: Ei, meine Herren, laßt doch die Komplimente und bedenkt, daß die Sache dringend ist.

Erster Arzt: Die Krankheit Eurer Tochter –

Zweiter Arzt: Die Ansicht sämtlicher Herren hier –

Dritter Arzt: Nach reiflicher Überlegung –

Vierter Arzt: Genau genommen –

Sganarelle: Sprecht einer nach dem anderen, wenn ich bitten darf, Ihr Herren.

Erster Arzt: Geehrter Herr, nachdem wir den Krankheitszustand Eurer Tochter besprochen, geht meine Ansicht dahin, daß derselbe durch eine zu große Hitze des Blutes entstanden ist. Ich rate daher, ihr so schnell wie möglich zur Ader zu lassen.

Zweiter Arzt: Ich leite den Ursprung ihrer Krankheit aus einer durch Überfülle veranlaßten Stockung der Säfte her, und so rate ich, ihr ein Brechmittel zu geben.

Erster Arzt: Wo denkt Ihr hin; ein Brechmittel würde sie töten.

Zweiter Arzt: Nein, nur ein Aderlaß würde sie töten.

Erster Arzt: Ihr wollt nur immer den Klugen spielen.

Zweiter Arzt: Ja, der bin ich auch; mit Euch nehme ich es in allen Fächern der Wissenschaft auf.

Erster Arzt: Denkt an den Mann, den Ihr kürzlich krepieren ließt.

Zweiter Arzt: Denkt an die gnädige Frau, die Ihr vorgestern in die andere Welt schicktet.

Erster Arzt (zu dem Vater): Ihr wißt nun meine Meinung.

Zweiter Arzt: Ihr kennt nun meine Ansicht.

Erster Arzt: Wenn Eurer Tochter nicht gleich zur Ader gelassen wird, ist sie verloren. (Ab.)

Zweiter Arzt: Wenn ihr zur Ader gelassen wird, lebt sie keine Viertelstunde mehr.«

Ein andermal, im Herrn von Pourceaugnac, zeigt Molière das noch widerlichere Bild der sich gegenseitig mit Schmeicheleien begießenden Konfulenten. Gleichzeitig bietet die Szene eine köstliche Satire auf die hohle Geschwägigkeit und die gespreizte Scheingelehrsamkeit der damaligen Zeit.

»Erster Arzt (Herr von Pourceaugnac, erster Akt, elfter Auftritt): Sintemal man keine Krankheit heilen kann, ohne sie vom Grund aus zu kennen, und wiederum ihren Grund nicht erforschen kann, ohne das Individuelle und den eigentlichen Charakter derselben durch ihre diagnostischen und prognostischen Symptome festgestellt zu haben, so werdet Ihr mir erlauben, mein Herr Kollege, daß ich die in Rede stehende Krankheit in Erwägung ziehe, ehe wir zur Therapeutik und zu den Mitteln schreiten, die zur vollständigen Heilung derselben anzuwenden sind. Ich erkläre also mit Eurer Erlaubnis, daß unser hier anwesender Patient unglücklicherweise von jener Art Verrücktheit befallen, heimgesucht und befallen ist, die wir sehr bezeichnend die hypochondrische Melancholie nennen; eine sehr bedenkliche Art von Verrücktheit, der nur ein Äskulap wie Ihr gewachsen ist, ein Meister in unserer Kunst, der sozusagen unter den Waffen grau geworden und dem schon so manches durch die Hände gegangen ist. Ich nenne sie hypochondrische Melancholie, um sie von zwei anderen Arten zu unterscheiden; denn der berühmte Galenus stellt nach seiner gewohnten Weisheit drei Spezies dieser Krankheit auf, die wir Melancholie nennen, und die nicht bloß von den Lateinern, sondern auch von den Griechen so genannt wird, was sehr bemerkenswert ist für unseren Fall. Die erste entsteht aus einem eigentümlichen Fehler des Gehirnes; die zweite kommt aus dem Blut, wenn solches sich in schwarze Galle verwandelt. Die dritte, die hypochondrische, mit der wir es hier zu tun haben, rührt von irgend einem Fehler des Unterleibes und der niederen Eingeweide, aber ganz besonders von der Milz her, deren Entzündung dem Gehirn unseres Patienten allerlei dicke,

schwere Stoffe zuführt, deren schwarzer, bössartiger Dunst die Funktionen des Hauptorgans hemmt und diejenige Krankheit hervorbringt, von der

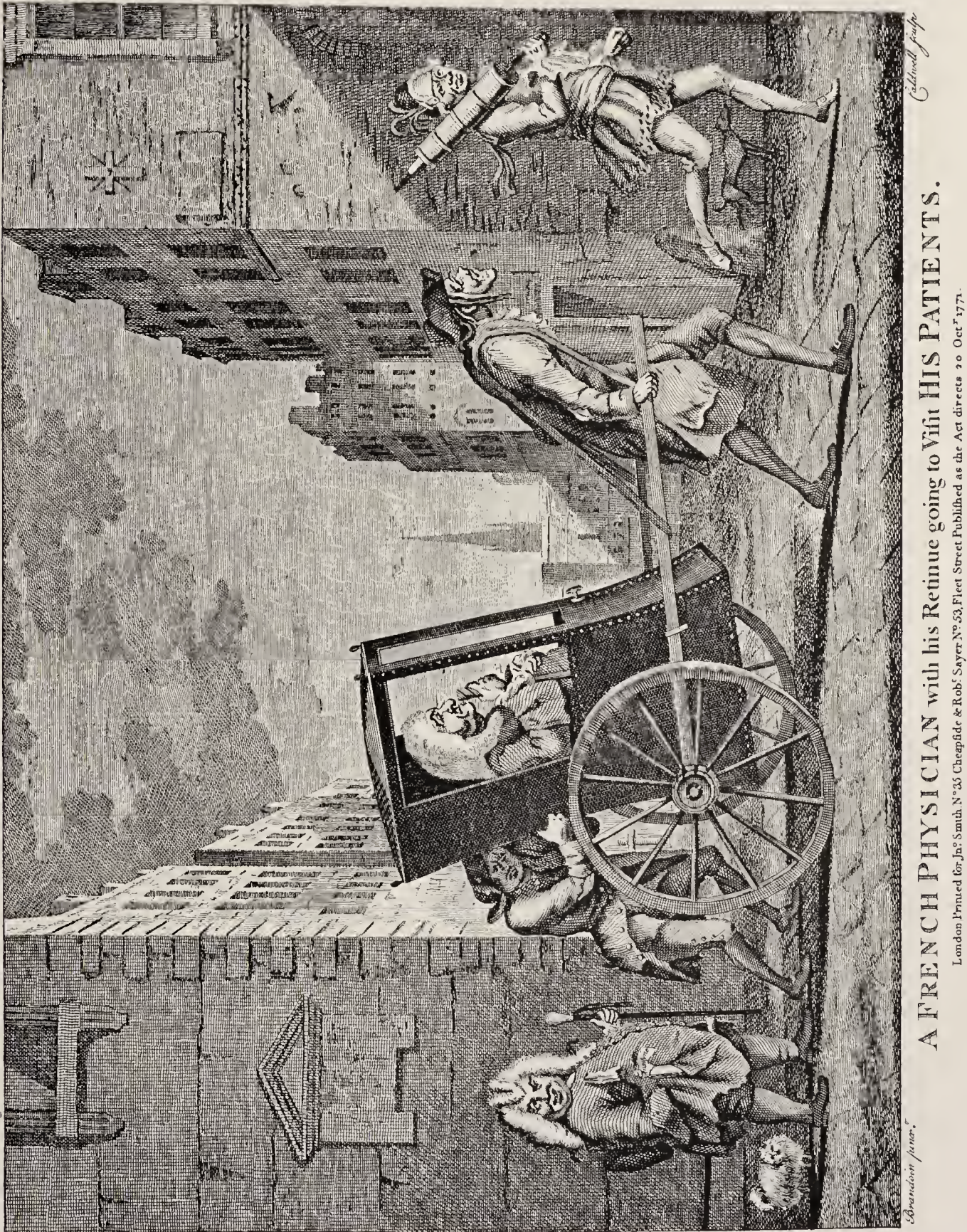


Fig. 42.

er nach unserer Überzeugung befallen ist. Daß dem so ist, wird Euch als unbestreitbares Diagnostikum des von mir Gefagten der finstere Ernst



Radierung nach Oudry.

Fig. 43. Die Ärzte. Illustration zu den Fabeln von Lafontaine.

beweisen, den Ihr an ihm seht, die von Furcht und Mißtrauen begleitete Traurigkeit, das pathognomische und individuelle Symptom dieser Krank-

heit, wie es der göttliche Greis Hippokrates so treffend bezeichnet hat; diese Physiognomie, diese roten, stieren Augen, der wilde Bart, der ganze Habitus dieses klapperdürren, schwarzbehaarten Körpers, was alles darauf hindeutet, daß er von dieser Krankheit schon sehr befallen, und daß dieselbe von einem Fehler der Hypochondren herzuleiten ist. Diese Krankheit, die sich im Laufe der Zeit naturalisiert, eingewurzelt, eingewohnt und sich bei ihm eingebürgert hat, kann sehr leicht entweder in Manie oder in Schwindfucht oder Apoplexie, ja sogar in endliche Phrenesie und Tobsucht ausarten. Dies alles vorausgesetzt, wird es Euch nicht schwer fallen, Euch wegen der Mittel mit mir zu verständigen, die wir bei dem Herrn anzuwenden haben, denn eine erkannte Krankheit ist, wie Ihr wißt, schon halb geheilt: *ignoti nulla est curatio morbi*.

Um zuvörderst dieser verstopften Vollblütigkeit und dem zu großen Andrang der Säfte abzu-



Fig. 44. Le docteur Diaforus.

helfen, schlage ich vor, daß derselbe reichlich phlebotomisiert werde, das heißt, daß ihm häufig zur Ader gelassen werden muß. Zuerst muß man ihm die Basilica, dann die Cephalica, und wenn das Übel hartnäckig ist, sogar die Stirnader öffnen, um dem dicken Blut einen Ausweg zu verschaffen. Zu gleicher Zeit muß er abführen, durch zweckentsprechende und angemessene Abführmittel gereinigt werden, das heißt eigentlich durch Cholagoga, Melanagoga und so weiter. Da jedoch der eigentliche Ursprung des ganzen Übels entweder in stockigen, unreinen Säften oder in schlechten Stoffen liegt, welche die Lebensgeister trüben, vergiften und verunreinigen, so

ist es zweckmäßig, daß er zunächst ein Bad von klarem, frischem Wasser mit vieler Molke nehme, um durch das Wasser die schlechten Säfte zu reinigen und durch die Molke die dicken Stoffe dünner zu machen. Vor allem aber muß dafür gesorgt werden, ihn durch angenehme Unterhaltung, Gefang und Saitenspiel zu ergötzen, wobei ich auch Tänzer sehr empfehle, die durch die Anmut und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen seine schlummernden Lebensgeister aus der Trägheit erwecken werden, die das dicke Blut erzeugt, woher die Krankheit rührt. Das sind die Mittel, die ich vorschlage, denen jedoch unser Herr Kollege und Meister nach der Erfahrung, Beurteilung und Einsicht und Geschicklichkeit, die er sich in unserer Kunst erworben hat, noch viele andere und bessere wird hinzufügen können.

Zweiter Arzt: Bewahre mich Gott, mein sehr geehrter Herr Kollege, daß ich mir einfallen ließe, auch nur ein Jota zu dem, was Ihr soeben sagtet, hinzuzufügen! Ihr habt über alle Anzeichen, Symptome und Ursachen der Krankheit dieses Herrn so richtig gesprochen, die Auseinandersetzung, die Ihr darüber macht, ist so gelehrt und schön, daß es unmöglich ist, ihn nicht für verrückt, für einen Hypochondriakus und Melancholikus zu erklären; wenn er es noch nicht wäre, so müßte er es Eurem ausgezeichneten Vortrage, Euren richtigen Auseinandersetzungen zu Gefallen werden. Ja, mein Herr, Ihr habt alles, was zu dieser Krankheit gehört, auf das deutlichste veranschaulicht: *graphice depinxisti*. Man kann sich nicht scharffinniger und geistreicher aussprechen, als Ihr es über diese Krankheit getan habt, sowohl was die Diagnose als die Prognose und Therapie betrifft; mir bleibt hier nur übrig, dem Herrn Glück zu wünschen, daß er in Eure Hände gefallen ist. Ja, er kann sich glücklich preisen, verrückt zu sein, weil er dadurch die Wirksamkeit und Annehmlichkeit der Mittel, die Ihr so einsichtsvoll vorgeschlagen habt, an sich erproben wird. Ich approbiere sie alle *manibus et pedibus descendo in tuam sententiam*. Nur möchte ich hinzufügen, die Aderlässe und Purganzen in ungleicher Zahl zu machen: *numero Deus impari gaudet*, die Molke vor dem Bade zu nehmen, ihm einen Umschlag mit Salz um die Stirn zu legen, weil das Salz das Symbol der Weisheit ist, sein Zimmer weiß anstreichen zu lassen, um die Finsternis seines Geistes zu zerstreuen,

album est disgregativum visus, und ihm sofort Kliftierchen zu geben, gleichsam als Präludium, als Introduction zu den einlichtsvollen Mitteln, die ihm, wenn er zu kurieren ist, Erleichterung schaffen werden. Gebe der Himmel, daß diese Eure Mittel, Herr Kollege, nach Wunsch bei unserem Patienten anschlagen werden.«

Im »Steinernen Gast« faßt der Dichter seine Meinung über die Ärzte in einer im Gegensatz zu seiner sonstigen Redseligkeit beängstigenden Kürze folgendermaßen zusammen: »Ein Arzt ist ein Mensch, der sich dafür bezahlen läßt, daß er im Zimmer einen Kranken Lappalien schwagt, bis die Natur denselben geheilt hat oder die Arzneimittel ihn umgebracht haben.« Dem Dichter war das Suggestive der imponierenden Persönlichkeit bekannt; der lange Zauber- und Priesterbart des Arztes erfüllt noch heute seine Aufgabe. Ich erinnere mich noch des Entsetzens eines meiner Meister, als ich ihm den Rat gab, sich aus antiseptischen Gründen den langen, weißen Vollbart rasieren zu lassen. »Wenn Ihr nichts hättet als Euren Bart, so wäre das schon viel, der Bart macht mehr als den halben Arzt.« Im übrigen ging es Molière wie auch den anderen Sterblichen: »Es ist leicht, über die ärztliche Kunst loszuziehen, wenn man bei voller Gesundheit ist,« denn auch dieser Arztspötter hatte einen Arzt. Das geht aus einer Anekdote hervor. Der Komiker wollte einst seine Beliebtheit bei Ludwig XIV. zugunsten des Sohnes seines Arztes ausnutzen und ihm eine Pfründe verschaffen. »Was,« fragte der Sonnenkönig ironisch, »Sie, Molière, haben einen Arzt? Was macht der denn mit Ihnen?« »Majestät, wir reden miteinander hin und her, er verschreibt mir Arzneien, ich lasse sie nicht machen und werde wieder gesund.« Das erinnert an die Frage des Arztes, der den berühmten Wiener Witzling Saphir fragte, ob er dem Rezept gefolgt sei. Dieser antwortete: »Wenn ich dem gefolgt wäre, hätte ich mir den Hals gebrochen, denn ich habe es aus dem Fenster geworfen.« Mit dem Gesundwerden von Molière war es leider aber eine schlechte Sache, denn schon am 13. Februar 1673 starb der 53jährige Komödiendichter. Als er zum dritten Male den eingebildeten Kranken spielte, bekam er bei dem Worte »Juro« eine Konvulsion; die burleske Szene konnte noch zu Ende gespielt werden, man brachte den Komiker in seine Wohnung in der Rue Richelieu, wo er sich statt Medizin

Parmefankäse geben ließ. Er sprach noch davon, daß er Angst habe, innere Mittel zu nehmen, und verlangte ein Schlafkissen mit Drogen gefüllt. Kurz darauf bekam er Bluthusten, der ihn aber nicht erschreckte, da er meinte, schon größere Mengen entleert zu haben. Bald darauf aber erstickte er bei einem neuen schweren Blutsturz. Es wiederholt sich also auch bei diesem Manne ähnlich wie bei Erasmus und Montaigne daselbe Bild, daß chronisch Kranke in einer Verkennung der Situation und der Leistungsfähigkeit der Heilkunst überhaupt den Stand verantwortlich für die Leiden machen, die sie erdulden müssen. Das mag Tausenden ähnlich gegangen sein, aber unter diesen haben eben ein paar ganz Große dieser kleinlichen Ansicht einen literarisch unsterblichen Ausdruck verliehen.

Was nach Molière kommt, ist im Verhältnis zum Geist und Wit dieses minderwertig. Auch La Fontaine hat sich nach dieser Richtung mehrfach versucht.

Herr Pessimist, ein Arzt, besuchte einen Kranken,
 Zu dem zuvor schon kam Kollega Optimist.
 Wenn dieser hoffen wollt', fing jener an zu zanken:
 »Gewiß ist's, daß Patient dem Tode nahe ist.«
 Indes die beiden nun sich stritten um die Kur,
 Entrichtet den Tribut der Kranke der Natur.
 Herrn Pessimist hatt' man zuletzt Gehör gegeben.
 Noch hörten beide nicht mit Disputieren auf.
 Der sprach: »Ich sag' es ja, zu Ende ist sein Lauf.«
 Und jener: »Hätt' er mir geglaubt, er wär' am Leben!«

Nach ihm ist noch der talentvolle Lessage 1668–1747 zu nennen, der besonders in seinem komischen Roman *Gil Blas* mehrfach Gelegenheit nimmt, sich über das Tun und Treiben der Ärzte satirisch auszudrücken. Wir wollen dessen Feldzug gegen die Praktiken der Ärzte und namentlich gegen das so häufige Aderlassen an anderer Stelle würdigen.

Bei Shakespeare werden die Ärzte im großen und ganzen viel objektiver geschildert. In seinen verschiedenen Werken führt er uns Ärzte vor, von denen jeder charakteristisch bezeichnet ist, ohne daß außer vielleicht bei dem französischen Scharlatan, den er lächerlich macht, von

irgendeiner besonderen Animosität etwas zu merken ist¹⁾. Auch sonst trat bis auf den großen Satiriker Hogarth nichts Bleibendes aus der



Après la mort le Medecin.

Fig. 45. Aus einer Illustrationsfolge von Sprichwörtern des siebzehnten Jahrhunderts.

Umgebung heraus. Dieser Künstler hat sich mehrfach mit den Ärzten, den Leichenbesorgern, beschäftigt. Sein Blatt, *The Company of Under-*

¹⁾ Cleiz, *Med. Blumenlese* aus Shakespeare zu eigener und seiner Kollegen Kurzweil gesammelt. Stuttgart 1865.

takers, mit der Aufschrift *Et plurima mortis imago*, ist ohne weiteres nicht als Illustration zu all diesen Versen verständlich (siehe Hogarth, Restored 1795 von J. Nicholls und 1801 von G. C. Lichtenberg) (Figur 46).

Die Unterschrift zu dem Bilde, auch *Collegium medicum* genannt, ist in heraldischem Englisch gehalten, das heißt einer Mischung von verdorbenem Englisch, Französisch und Lateinisch. Das Bild selbst zeigt ein französisches Wappenschild in drei Teile geteilt. Undertakers ist so viel wie Leichenbeger, und die zwölf Köpfe stellen bekannte Porträts der Londoner Ärztegilde vor, natürlich karikiert alle mit ihrem Stock »Cane heads«. Durch die nachdenkliche Pose, mit der sie den Stockknopf zu Hilfe nehmen, das heißt ihren zweiten Kopf (head), will Hogarth ihren Schwachsinne symbolisieren. Auf der Aderlaßbinde stehen die ominösen Worte: *Et plurima mortis imago*, daneben als Abschluß des Schildes zwei Andreaskreuze aus Schenkelknochen.

Die drei im ersten Felde befindlichen Köpfe stellen die zu Hogarths Zeiten meist besprochenen Praktiker Londons vor. Der erste von rechts ist der Dr. Ward, ein besonders glücklicher Medikus, der trotz aller gegen ihn inszenierten Intrigen und bei aller Unwissenheit bis zu seinem Ende florierete und sogar in der Westminsterabtei ein Denkmal erhielt. Literarisch scheint er nicht hervorgetreten zu sein. Hogarth benutzt nun sein durch ein Muttermal auf der linken Hälfte verunziertes Gesicht zu der heraldisch so beliebten Halbierung. Der Spottname des Mannes war aus diesem Grunde Spotwarden, Fleckwarden, eine Röte, welche in der Meinung des Volkes natürlich vom Claret (Rotwein) herkam. Der Harlekin in der Mitte ist eigentlich gar kein Doktor, sondern eine Doktorin, nämlich Madame Mapp. Diese frühe Vertreterin der Emanzipation betrieb sogar auffallenderweise als ihre Spezialität die Chirurgie und in dieser mit besonderer Vorliebe die Knochenerkrankungen. Mrs. Mapp liebte es, große Reklame zu machen und renkte am liebsten in Kaffeehäusern Leuten mit großer Kraft die Arme und Beine wieder ein. Als Symbol ihrer Tätigkeit trägt sie einen mächtigen Knochen als Doktorstock. Der dritte im Bunde ist der berühmteste fahrende Okulist seiner Zeit, der auch literarisch vielfach tätige Chevalier John Taylor. Er trägt das eine ihm fehlende Auge auf seinem Stockknopf, gerade so wie er als Garnierung

auf seiner berühmten Kutsche gemalte Augen hatte mit der Umschrift: *Qui dat visum, dat vitam*. Lichtenberg, der witzige Interpret Hogarths,



Fig. 45. The Company of Undertakers. — Die Gilde der Leichenbeforger.
Von W. Hogarth (1736).

mokierte sich geistreich über die grenzenlose Titelfucht des Scharlatans, der aber — der Wahrheit die Ehre — auch technisch glänzende Resultate

erzielte. In seiner Autobiographie: *History of the travels and adventures of chevalier John Taylor*, London 1763, nennt er sich auf dem Titelblatt: »Mitglied der berühmtesten Akademien, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, Chevalier an verschiedenen Höfen, berühmter Patentarzt in den Appartements vieler der größten Prinzen, päpstlicher, kaiserlicher und königlicher Ophthalmiater seiner höchstseligen Majestät, des päpstlichen Hofes, der Person seiner kaiserlichen Majestät, der Könige von Polen, Dänemark, Schweden etc. (!), der verschiedenen Kurfürsten des heiligen Reiches, des königlichen Infanten Herzogs von Parma, des Prinzen von Sachsen-Gotha Durchlaucht, Bruder Ihrer königlichen Hoheit der verwitweten Prinzessin von Wallis, des Erbprinzen von Polen, des hochseligen Prinzen von Oranien, der gegenwärtigen Fürsten von Bayern, Modena, Lothringen, Braunschweig, Anspach, Bayreuth, Lüttich, Salzburg, Middelburg, Hessen-Kassel, Holstein, Zerbst, Georgien etc. (!), römischer Bürger kraft einer öffentlichen Akte im Namen des Senats und Volkes, Mitglied des Kollegiums der Ärzte, Professor der Optik, Doktor der Medizin und Chirurgie auf verschiedenen Universitäten umher (!).« Die Aufzählung dieser Prädikate, die dem Manne tatsächlich zukamen, ist die beste Parodie auf die ärztliche Eitelkeit, die je geschrieben, und kein Arzt der Welt wird sich je wieder solcher Titel rühmen können.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschienen kleinere unbedeutende Schriften, welche von literarischen Neulingen verfaßt waren und sich zur Aufgabe machten, Medizin und den Heilstand unter ihre satirische Lupe zu nehmen. Oft handelt es sich auch dabei um Streitschriften von Ärzten gegen Kollegen. Diese Werkchen haben vielfach nur ein lokales oder bibliophiles Interesse. Als Beispiel dieser Gattung von ärztlichen Predigten an die Adresse der Amtsbrüder wählen wir »des getreuen Eckarths Medizinischer Maulaffe oder der entlarvte Marktschreyer«.

»Nachdem den entlarvten Marktschreyer die gelehrte und curieuse Welt mit sonderbarem Vergnügen aufgenommen; Obgleich etliche neidische und mißgönstige Gemüther, von welchen weitläufiger zu reden, ich anjetzt der Mühe nicht werth achte, mich zu mortificiren, sich sehr angelegen feyn lassen, in Meinung, meinem Kiel die Schärffe zu verschneiden, damit

die Unart nicht zu wehe geschehe, noch der Lügen und Betrug gesteuert werde. So habe ich vor höchst-nöthig erartet, meinem Versprechen ein Genüge zu tun, und vom dem unnützen und Weltbetrügerischen Gefindel, Landläuffer, Winckel und Stümpel Aerzten Quackfalbern, und wie die heillose Zunfft mag intituliret werden, nunmehr zu denen rechten und ächten Aerzten und Doctores zu schreiten', und also auch bey denselben Untersuchung zu thun, ob auch alle ihrem Amte eine Genüge Thun, und demselben entweder aus Unverstand, Geiz, Neid, Ehrfucht, Hochmut, Trunckenheit, Unwissenheit, Verwegenheit, Furchtsamkeit oder Nachlässigkeit und Faulheit, einen Schandfleck anhängen, und dadurch die Edle Medicin, deren Achtbarkeit und Respect, welche sie ihnen gänglich zu erhalten sollen angelegen sein lassen, traduciren, und vor aller Welt höchst schimpfflich lästern und prostituiren, damit dessen jedermann genaues Erkänntnis habe, wie die Spreu vom Waizen, die Hülsen von denen Erbsen, und das Böse von dem Guten zu unterscheiden seie. Und gleich wie diejenigen nicht alle gute Köche seyn, die lange Messer tragen, so sind auch die nicht allezeit gute Doctoren und erfahrene Medici, welche ein Purpur Mäntelein umbhängen, ein Doctor Paretlein auffsetzen und ein großes D. ihrem Namen vor- oder nachschreiben.« Zum Schluß droht der Autor noch, in einem neuen Traktat demnächst auch den verwegenen Chirurgen vornehmen zu wollen.

Da das Buch nur noch sehr selten vorkommt, will ich wenigstens, um einen Begriff von seinem eigentümlichen Inhalt und der merkwürdigen Sprache zu geben, die Überschrift eines beliebigen Kapitels herausnehmen.

»Cap. XIX. Unterweges fraget Eckarth, wie es Monf. Zöllern in Thorn ergieng; darauf, und wie selbiger hart an Nierenschmerzen darnider gelegen, referiert seine ganze Krankheit, dessen Cur und darbey vermutliche Hexerei darneben auch von seiner Liebsten zugerichteten Hauptschmerzen, und wie er selbe curiert; hergegen ihre Feind in unerträgliche Hitze gefallen; Eckarth replicatio ob solches nicht wider Christliche Liebe gehandelt. Monf. Rente Verantwortung, daß vil aus Ungedult geschehe, so nicht recht, und wäre bey solcher Cur kein Segnung noch pacta implicita, continuiret dise Materi, und kommet auf das Binden,

Schiffen und Vergifften, wodurch die Menschen auf gewisse Weiß hingerichtet werden, wie in Frankreich geschehen; allwo man die Probe zu vor an Bettleren unter dem Schein des Almosens genommen. Exempel von einem Fürsten hiervon. Machiavellische Staatsmaximen, womit die Welt angefüllet, werden in des Satans Schul gelernet, welche Gott aber strafen wird. Hiermit springet er von dem politischen zu dergleichen Medicinischen Belials Geschmeiß ab; seie zu beklagen, daß die Juden als der Christen Todfeinde, und dieselbigen trachten auf allerhand Mittel hinzurichten, in Medicina ad Lauream ja gar an hoher Herren Höfe zugelassen, bringet Exempel, daß ein solcher Juden Doctor vermittels eines Rings sehr vil umbs Leben gebracht. Mit Vergifften laufft manchesmal



Fig. 47.
Vignette von Daumier.

auch Hexerei unter, worvon eine Historia beygefügt von einem Marquetenter.«

Bedenkt man, daß dies nur die Überschrift eines einzigen Kapitels ist, und daß das Buch zirka 1200 Seiten hat, so sollte unser ärztliches Ehrengericht »ärztlichen Maulaffen« für schon schwerere Delikte auf Durchlesen dieses »unwürdigen Doktors« verklagen.

Auf dem Titelblatt sehen wir so eine Art von Ehrengerichtföigung. Der Präsident reißt dem Angeklagten den Doktorhut vom Kopfe, so daß dieser »entpurpurt und entblößet« dastehen muß.

Im Gegensatz zu dieser Lektüre ist es ein Vergnügen, von der Satire zu kosten, die Moscherosch in Philander von Sittewalds Totenbeer gegen die Ärzte zusammenbraute.

»Danach sah ich viele Doktoren der Arznei und Mediziner auf Maultieren hin und her reiten, mit schwarzen Tüchern und samtnen Teppichen bis auf den Boden bekleidet; die waren bald langsam wie die Schnecken, bald geschwind wie der Wind, je nachdem sie wußten, daß man sie belohnen und bekronen würde. Sie blinzelten mit den Augen und waren runzlich, was, wie ich glaube, das viele Nasenrumpfen vom Harnbesehen und Beckenriechen verursachte. Ihr Gesicht war mit einem großen Backenbart über und über bewachsen und der Mund mit Haaren so

verbollwerkt, daß man ohne große Mühe nicht dazu gelangen, noch ohne Fernrohr ihn sehen konnte. In der linken Hand hielten sie den Zaum und die Handschuhe so zusammengedreht, wie eine Danziger Bratwurst; in der rechten eine lange Spießrute, gerade wie eine Picke, als ob sie damit einen durchstoßen, nicht aber ihre Pferde und Esel antreiben wollten. Einige unter ihnen hatten mächtige goldene Ringe an den Daumen stecken, in welche so übergroße Steine gefaßt waren, daß, wenn sie dem Kranken den Puls fühlten und ihm ein solcher Stein zu Gesichte kam, er nicht anders meinen konnte, denn daß er seinen Grabstein vor Augen sähe. Die alten Herren waren überall von jungen Praktikanten und Doktoranden umgeben, welche dadurch ihren medizinischen Kurfus absolvierten und zu Doktoren wurden, wenn sie den Alten überall nachliefen. Und diese Weise zu doktorieren, ist der rechte, wahrhafte ‚Kurfus‘ der Doktoranden . . .«

Eine schwächere Satire auf die zünftige Medizin, allerlei Zopfwesen der Fakultäten, insbesondere auf die Überhebung der Schulmediziner gegenüber den Chirurgen und deren Zusammenwerfen mit Badern und Barbieren in einen Topf trägt den Titel »einhundert Paragraphen über medicinische Dissonancen auf der großen politischen Baßgeige von einem anonymen Autor Frankfurt 1786«. Wir verweisen auf das Titelblatt mit der Unterschrift *Risum tenete Amici*. Das Werkchen ist eine versteckte persönliche Satire gegen den Professor Gruner in Jena und trägt das bezeichnende Wielandsche Wort als Motto: »Schweigen ist zuweilen eine Kunst, aber doch nie eine so große, als uns gewisse Leute glauben machen wollen, die dann am klügsten sind, wenn sie schweigen.«

Wenigstens an dieser Stelle erwähnt soll noch werden des Jakob Balde »*Medicinae Gloria*«, in 22 Satiren, München 1651. Schon sein Herausgeber und Übersetzer Neubig meint, daß das Original mit all dem mythologischen Plunder in den letzten hundert Jahren kaum zehn barmherzige Leser gefunden habe; trotzdem wagte ich den Sprung in die Flut dieser scheußlichen lateinischen Hexameter und kam schnell darin um.

Bevor wir dieses literarische Archiv abschließen, wollen wir wenigstens einige geistreiche Umschreibungen desselben Themas aus dem Munde

neuerer deutscher Poeten und Denker geben. Wer heute noch in der Satire gegen den Arzt und die Grenzen der ärztlichen Kunst neue Gedanken und Worte finden will, der muß schon ein ganz origineller Kopf sein. Der Dichter Logau (1604–1655):

Ein Arzt ist ein gar glücklich Mann
Was er Berühmtes hat getan
Das kann die Zeit selbst fagen an.
Sein Irrtum wird nicht viel gezählet
Dann wo er etwa hat gefehlet
Das wird in Erde tief verhöhlet.

* * *

Ärzte sind den Menschen gut
Das für deren Menge
Endlich nicht die ganze Welt
Werde gar zu enge.

Rabner: Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahr- sagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte, so war dieses ein sicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedikus von allen denen, welche alte geizige Witwen oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurierte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen drei Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster und andere Totengräber diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

R. Schriften 1777 II/49.

In dem Verluce über die Krankheiten des Kopfes sagte Kant (1764 VII, S. 16): Die Ärzte glauben, ihrem Patienten sehr viel genutzt zu haben, wenn sie seiner Krankheit einen Namen geben.

Lessing:

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unserer Stadt in jene Welt zu holen,
Sie war so alt noch nicht und reizte Manchen noch,

Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
 Was? Sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket
 Und nicht wie man wohl glaubt, den Wurf Pfeil blindlings schwenket.
 Die Lais brächt ich her, das wäre dumm genug
 Nein, Ärtzt und Huren, nein die hol ich nicht so jung.

Nachdem uns dieser Dichter ohne Vorurteil in den grünen Wagen der
 Literatur und in diese sonderbare Gemeinschaft gebracht hat, sagt er ein
 andermal:

Klyftill der Ärtzt, der Mörder soll ich sagen,
 Will niemand's frühen Tod mehr auf der Seele tragen
 Und gibt aus frommer Reu sich zum Hufaren an
 Um das nie mehr zu tun, was er so oft getan.

Oder:

Kein Patient führt über mich Beschwerde
 Prahlt Dr. Taps und brüstet sich
 Ich finde das nicht wunderbarlich
 Er stopft ihm gleich das Maul mit Erde.

Das sind Proben anonymer Benutzung antiker Gedanken.

Tod bat ich, ich möcht auf Erden
 Gern ein Mediziner werden
 Laßt mich, ich verspreche dir
 Meine Kranken halb dafür.
 Gut, wenn das ist, magst du leben,
 Ruft er. Nur sei mir ergeben.
 Lebe, bis du satt geküßt
 Und des Trinkens müde bist.

Noch einige Paraphrasen desselben Themas. Haug:

Kranz, der völlig genesen schien,
 Ach, Herr Doktor wie fand ich ihn,
 Sterben will er – so muß ich hin.

Grabchrift auf einen alten Ärtzt:

Ein 90jähriger Greis aus des Galenus Orden
 Liegt unter diesem Leichenstein.
 Ach, wär er nicht so alt geworden
 So würden Viele nicht so jung gestorben sein.

Schatz schrieb unter des gothaischen Hofmedikus und Brunnenarztes Sulzers Bildnis die geistreichen Worte:

Ob dieser Arzt für seine Müh
Viel Dank verdient, ist noch die Frage.
Durch seine Kunst vermehrt er unsere Tage,
Durch seinen Wit verkürzt er sie.

Nach Peter Hilarius: Der Mensch ist ein Rätsel, dessen Auflöfung gewöhnlich der Arzt besorgt.

Goethe: Des Mephistopheles Worte über den Geist der Medizin, der leicht zu fassen sei, sind so bekannt, daß ich sie nicht hierher setzen brauche.

Das gilt schon weniger von dem Spruche des Doktors zum Marktschreier:

Herr Bruder, Gott geb euch seinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs Hagelregen
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß, was im Grunde wir alle können.
Läßt sich die Krankheit nicht kurieren
Muß man sie eben mit Hoffnung schmieren.
Die Kranken sind wie Schwamm und Zunder
Ein neuer Arzt tut immer Wunder.

Nach diesen mehr oder weniger witzig und geistreich gestellten Umschreibungen desselben Gedankens fällt es nicht schwer, dem Dichter Jean Paul recht zu geben, wenn er in seiner Auswahl aus des Teufels Papieren 1826 XV, S. 98 ff. folgendes sagt: »Wenigstens 300 000 Epigramme und Satiren gegen die Ärzte laufen auf die Pointe aus: sie morden. Die Satiriker von Adam an bis auf mich wissen die Ärzte nur mit dieser einzigen Waffe anzufallen und diese wird seit so langer Zeit von Hand zu Hand gereicht.«

Geistreich und neu ist nun Pauls Vergleich dieses einen beißenden Gedankens mit dem einzigen Familienzahn der Gorgonen.

All diesen Ärztlästerungen gegenüber stelle ich nur den gott- und arztergebenen Neujahrswunsch des Kirchschreibers von Friedrichskrone gegenüber. Die unfreiwillige Komik der »Chronik des Kirchschreibers zum Neuenbegräbnis« des Jahres 1752 lautete:

»In diesem abgelauffenen 1751 Jahre sind auf der Stadt Jurisdiction

gestorben Jung und Alt 1466 / Kinder sind getauft worden 1261 und auf Göttliche Verleihung durch ordentliche Cur des Stadt Arztes gefunden worden 211.«

DAS ARZTHONORAR.

Noch eine leidige Empfindung störte zu allen Zeiten das Publikum; es war die fatale Überlegung, daß der Doktorsmann seine Mühe oben-
drein noch bezahlt haben und sich nicht wie sein Ahn Asklepios mit einem Hahn begnügen wollte. Jede Arbeitsleistung eines Handwerkers, jede künstlerische Tat, jede Ware bezahlt man sofort, juristischen Beirat gelegentlich sogar schon vorher, den ärztlichen meist erst ganz zuletzt oder am liebsten überhaupt nicht, obwohl es in seinem Wesen liegt, daß man ihn am liebsten und am teuersten ausgleichen sollte. Wovon sollte der Medikus sein kostspieliges Dasein fristen, wenn alle so dächten, wie einst Martin Luther, der zwar auf die Ärzte im ganzen mäßig gut zu sprechen war, sie des Herrgotts Flicker titulierte, dafür es aber seinem Hausarzte Jakob Curio in einem Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten willig bezeugte: »Die Praxis ist mager, ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben außer einem Trunk Bier.« Schließlich von Bier allein kann auch der Arzt nicht satt werden. Darauf antwortet jedoch das Mittelalter ironisch:

Stercus et urina medici sunt prandia prima
Ex aliis paleas ex istis collige grana.

Blieb oft genug auch im Falle des Erfolgs und des guten Ausgangs der Arzt mit leeren Händen stehen, so nahm die Dankbarkeit und das Honorar im Falle eines ominösen Endes oft die seltsamste Form an. Rowlandson hat das in einer famosen Skizze zu Papier gebracht (Figur 48). Der reiche Erbonkel ist offenbar so früh dahingegangen, daß er nicht mehr zu Gunsten des lebenswürdigen Ehepaares testieren konnte, das zur Verlängerung des teuern Lebens zwei Autoritäten zugezogen hatte. Die Schmerzensäußerungen der trauernden Hinterbliebenen treffen in unzweideutiger Form die ärztlichen Berater. Die Erschütterung, die den einen Kollegen ganz unvorbereitet trifft, äußert sich in beängstigenden Symptomen.

Ähnlich ging es dem Arzte in einem Stück, das Rabelais mit tollen Kollegen in Montpellier agierte. Das Stück hieß: »Die lustige Moralität von dem Manne, der eine stumme Frau geheiratet hatte.« Der leichtfinnige junge Mann wollte durchaus, daß sein Ehegespons reden könne. Die Kunst des Arztes und Chirurgen verhalf ihm durch Durchschneiden des Zungenbändchens hierzu, aber der Erfolg war ein extremer. Die erlöste Zunge schien das lange Schweigen nachholen zu wollen, und der Mann konsultierte bald den Doktor wieder, um wenn möglich den status quo ante wiederherstellen zu lassen. Da das jenseits der ärztlichen Machtvollkommenheit lag, so schlug der verständnisvolle Arzt dem Ärmsten als Radikalmittel vor, sich taub machen zu lassen. Freudig willigte der Ehemann in diese Operation ein. Der Erfolg war wiederum ein glänzender, wenn auch ein unerwarteter. Der Arzt verlangt nämlich am Schluß der Szene sein Honorar, der Operierte antwortet, daß er nichts höre, und stellt sich nach dieser Richtung stocktaub. Zum Schluß fallen Mann und Frau über den Arzt her und verprügeln ihn weidlich.

Diese Erzählung des Professors Rondibilis übt auf den ihn konsultierenden Panurg einen erziehlichen Einfluß. Zunächst verspricht er ihm einen Schweinebraten, dann läßt er ihm, ohne ein diesbezügliches Wort zu sagen, vier Rosenobel in die Hand gleiten. Der steckt sie ruhig ein und sagt halb überrascht, halb unwillig: Ei! Ei! Herr, das wäre nicht nötig gewesen. Nichtsdestoweniger schönsten Dank; von schlechten Leuten nehme ich nie was, schlag' aber auch von braven nie was aus; immer zu Diensten. — Gegen Bezahlung! sagte Panurg. — Natürlich! sagte Rondibilis. — Hat nicht Rabelais meisterhaft in dieser kleinen Szene die ganze Unzuträglichkeit der ärztlichen Honorierung geschildert. Das leidige Lied vom schüchternen Geben und dem verschämten Nehmen: das heimliche Hinschieben des baren Entgeltes, das den Stand nicht erhöht, und die Leistung herabsetzt.

Dat Galenus opes. So klingt es wie ein Märchen aus alter Zeit. »Es war einmal.« Wenn man aber der Sache auf den Grund geht, so sollte es wie in allen Märchen heißen, es war einmal nicht, und der beste Beweis für diese Phantasie liegt schon darin, daß sich kein legitimer Vater für die Autorschaft des Wortes: »Dat Galenus opes et Justinianus

honores« findet. Zu allen Zeiten haben Fürsten und Barone des Geldsacks gelegentlich einmal Unsummen hergegeben für den Rat oder die



Originalaquarell.

Fig. 48. Die trauernden Hinterbliebenen. Von J. Rowlandson.

Leistung eines besonders renommierten Confiliarius. Anekdoten und Biographien berühmter Ärzte sind voll davon. Die Einnahmen der

römischen Modeärzte in der Kaiserzeit waren sehr hoch besonders unter Berücksichtigung des damaligen Geldwertes. Plinius berichtet über ganz außergewöhnliche Honorare. Als Beispiel erwähnen wir nur den Fall des Chirurgen Alcon. Kaiser Claudius verurteilte ihn zur Zahlung von 10 Millionen (= 2 Millionen Mark), innerhalb weniger Jahre verdiente der Arzt diese Summe zurück. Es wird berichtet, daß Ludwig XIV. für eine glücklich operierte Mastdarmfistel bezahlte: an den Wundarzt Felix 50 000 Kronen, an Daquin 100 000 Livres, Fagon 80 000 Livres, Bessiers 40 000 und jedem Assistenten 12 000. Doch auf diese eine glücklich operierte Fistel kommen leider Tausende, die mit nicht ganz dem gleichen Erfolge ärztlicherseits operiert wurden und werden. Offeriert doch schon der fahrende Chirurg vom Jahre 1470, dessen Marktschreyzeddel ich publizierte (Die Medizin in der klassischen Malerei), seine Hilfe den armen umb gottes willen, und denen, die es vormögen, umb eyn bescheiden gelt. Es ist ja im Grunde die ärztliche Leistung ein Heilgeschäft, Leistung um Gegenleistung, aber zu keiner Zeit gab es einen anderen Stand, bei dem die Gegenleistung so unabhängig war von der Gewähr der Hilfe. Noch nicht einmal auf die Dankbarkeit als ideales Entgelt rechnete der Arzt, dazu war er ein zu guter Menschenkenner geworden. Meistens gab es für ihn nur die eine Entschädigung für seine oft gefährliche Betätigung: die innere Befriedigung.

In »Des getreuen Eckarths unwürdigem Doctor« steht eine Notiz über die schlechten Zeiten ärztlicher Honorierung, die wir als interessante Epistel aus der guten alten Zeit in Erinnerung bringen.

»Allein obwolen man nicht seinem Nächsten deß Recompens halben nur gutes thun und sein Wohlfeyn fördern soll, so ist es doch heute so weit gekommen, daß die Patienten, wann sie ihrem Medico ja was geben, ihn sparsam genug abspeisen, und denken wol, wann sie ihm die Woche pro honorario einen Reichthaler geben, sey es noch allzuviel. Ja wol, fiel Rente in die Rede, gibt es in dem Fall allzu schnelle Rechenmeister, daß wenn sie der Medicus nicht alle Tage zwey oder mehrmals besucht, sagen die ungehobelten Patienten noch wohl bey Recompensirung, ich zahle den Herrn Doctor vor voll, nur umb ein andermal, daß er desto williger seyn möge. Etliche ziehen noch wohl die etliche Groschen ab,

und sprechen, ein andermal bey besserer Befuchung werden sie ihr Devoir auch besser in acht nehmen; von welcher Inhumanität und grober Tractirung der Patienten gegen ihre Medicos sonderlich zu lesen die



Farbendruck 1786.

Fig. 49. The dying Patient or Doctor's last Fee. — Die sterbende Kranke oder das letzte Honorar.

Von J. Rowlandson.

‚eröffnete Patienten Stube‘. Alleine was hilffts, Geduld ist zu allen Dingen nütze, und muß ein Medicus zufrieden sein, kan er nicht in Seiden und Sammet gehen, daß er auch mit Tuch und schlechterem Zeug seinen Leib zu decken zufrieden sey. Eckarth replicirte, es sind

auch die Herren Medici selber schuld daran, wann sie entweder aus Neid gegen andere, oder aus Kummer täglichens Unterhalts, sich anbieten umb ein wenig den Nothleidenden beyzuspringen, auch zuweilen das Gracial mit denen Patienten, wann sie gleichwol contentiren, theilen, ihnen halb zurücke geben, mit Vermelden sie hätten es nicht verdienet, die Kur meritirte es nicht, und dergleichen nur daß die erfteren denen andern dadurch gedenken einen Abbruch zu thun, die andern aber ihren Magen lieber mit Mandeln der Verdrießlichkeit als mit Castanien der Vergnügung abspeifen wollen.«

Auf fast keinem der vielen Bilder mit Arztszenen sieht man übrigens, daß jemand den Arzt bezahlt; die sauerfüße Miene des dankbaren Klienten wäre schließlich ein ebenso schöner Vorwurf gewesen, wie das schmerzgequälte Gesicht des Geschnittenen, Beweis dafür wie nebenfächlich das Honorar war. Die Schilderung einer solchen Szene war den praktischen Engländern vorbehalten. Es ist beinahe selbstverständlich, daß der Doktor auf dem Bilde *The dying Patient or Doctor's last Fee* (1786, Rowlandson) (Figur 49) eine traurige und unwürdige Rolle spielt. Mit dem Gesicht des reuigen Sünders schleicht der Doktorkavalier aus dem Sterbegemach, nicht ohne sich von hinten noch eine letzte Guinee in die Hand schieben zu lassen.

Ein noch vereinfachteres Verfahren erlaubt sich der Kollege auf einer brillanten Skizze desselben Meisters, von der ich nicht weiß, ob sie je veröffentlicht wurde. Der englische Doktor macht sich selbst bezahlt, da leider der Patient persönlich nicht mehr dazu im Stande ist (siehe Figur 50).

Im ganzen muß man sagen, daß die Uneigennützigkeit der Ärzte zu allen Zeiten ziemlich anerkannt war, und schon der Mangel an satirischem Bildermaterial mit diesem Sujet bringt den vollen Indizienbeweis hierfür. Ja wir können noch weiter gehen und sagen, daß die ironisierende Intelligenz zu allen Zeiten sich für diesen einen Fall einmal auf die Seite des sonst so verspotteten Arztes schlug und an seinem Beispiel die Undankbarkeit der Gattung Mensch geißelte.

Die Sentenz, daß Dankbarkeit nur kurze Füße hat, und daß, wenn der Schmerz verschwunden, auch das dankbare Gefühl für den Arzt-

Befreier verflogen ist, ist mit vielen Zungen gesagt, und, wie wir sehen werden, auch vielfach Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen.

Nach der Krisis kommt die für den Arzt selbst kritische Überlegung, daß eigentlich der Arzt am guten Ausgang gänzlich schuldlos sei, und in erster Linie die starke Natur sich geholfen habe, was viele Dichter so



Originalaquarell.

Fig. 50. Vereinfachtes Verfahren.

Von J. Rowlandson.

ausdrückten, daß die Sonne den ärztlichen Triumph bescheine und die Erde ihre Fehler bedecke, oder wie Petrarca ironisierte: Der Tod ist der Fehler der Natur, der Krankheit; das Leben jedoch verdanken wir dem Arzte. Mit ähnlichem Sarkasmus soll Sokrates einen Maler überhäuft haben, der Arzt werden wollte. Natürlich täte er besser dran, ein Gewerbe aufzugeben, bei dem alle Mängel so in die Augen springen, und es sei verständlich, daß er Arzt würde, da alle Fehler dieser Tätigkeit mit wenig Erde zu verdecken wären. Noch deutlicher beschwichtigte

jener Kranke seine Dankbarkeitsregung, der durch den Gebrauch der von seinem Arzt empfohlenen »Efelsmilch« genaß:

Par sa bonté par sa substance,
Le lait de mon ânesse a refait ma fanté
Et je dois plus en cette circonstance
Aux ânes qu'à la faculté.

Kurz und gut, schon Hippokrates wird das Aphorisma zugeschrieben:

Accipe dum dolet, quia sanus solvere nolet,
ein Spruch, der vielfach modifiziert wurde; so

Exige dum dolet, post curam medicus olet.

(Medicina contempta Goris de Leyden 1700.)

Witkowski erwähnt außerdem noch den späteren:

Dum dolet infirmus, medicus fit pignore firmus:
Ars quae non venditur, vilivenditur.

Bekannt ist die Salernitanische Fassung:

Dum aegrotus visitatur	Cura te accipere
Dum processus ventilatur	Nam aegroto restituto
Et processu absoluto	
Nemo curat solvere.	

Die Flos Medicinae Scholae Salerni widmet der Angelegenheit »Ad praecavendam aegrorum ingratitude« ein ganzes Kapitel:

Non didici gratis,	nec mufa sagax Hippocratis
Aegris in stratis	ferviet absque datis.
Cum locus est morbis	medico promittitur orbis
Mox fugit a mente	medicus morbo recedente
Instanter quaerat	nummos vel pignus habere,
Fidus nam antiquum	conservat pignus amicum,
Nam si post quaeris,	querens inimicus haberis.
Dum dolet infirmus,	medicus fit pignore firmus;
Aegro liberato dolet	de pignore dato;
Ergo petas precium	pacienti dum dolor instat;
Nam dum morbus abest,	dare cessat, lis quoque restat;
Emta solet care	multum medicina juvare;
Si qua detur gratis,	nil offert utilitatis.
Res dare pro rebus	pro verbis verba solemus;
Pro vanis verbis	montanis utimur herbis;

Pro caris rebus,	pigmentis et speciebus.
Eft medicinalis	Medicis data regula talis
Ut dicatur da, da,	dum profert languidus ha ha
Da medicis primo	medium, medio nihil imo.
Expers languoris	non est nemor hujus amoris
Exige dum dolor est	postquam pena recessit
Audebit fanus dicere:	multa dedi.

Aus diesen im Volk leicht Eingang findenden Gedanken formte sich das Bild von den drei Gesichtern des Arztes, denen mit Wahrscheinlichkeit Heinrich Solde, der Stadtarzt von Braunschweig und spätere Marburger Professor mit dem Pseudonym Euricius Cordus (1486 bis 1535) in seinen Epigrammata (Marburg 1525) die erste poetische Prägung gab.

Tres medicus facies habet: unam quando rogatur
 Angelicam. Mox est cum juvat ipse Deus
 Post ubi curato poscit sua praemia morbo
 Horridus apparet terribilisque Satan.

Eine andere Fassung lautet:

Intrantis medici facies tres esse videntur
 Aegrotanti – Hominis – Daemonis atque Dei.
 Quum primum accessit medicus, dixitque salutem
 En Deus aut custos angelus aeger ait
 Cum morbum medicina fugaverit ecce Homo clamat;
 Cum poscit medicus praemia: vade Satan.

Der Nürnberger Wundarzt Jakob Baumann muß mit seinen Kranken sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben, denn er ließ sich von Vergil Solis nach der Mode mit der Nelke in der Hand stechen und setzte unter sein Bildnis die deutsche Übersetzung jener Cordus'schen Verse:

Der arzt dem kranken geordnet ist
 Der darff keines arzts dem nichts gebrift,
 Ein arzt aber drei angeficht hat
 Engelisch: so er dem kranken rath
 So sich bessert des kranken noth
 So sieht der arzt gleich wie ein Gott.
 Wann nun der arzt umb lohn anspricht
 Hat er ein teufflich angeficht.

(Abbildung Holländer, Die Medizin in der kl. Malerei Fig. 269.)

C. E. Daniëls, der verdiente holländische medizinische Historiograph und Schöpfer des Mediko-historischen Museums in Amsterdam, hat in einer ausgezeichneten Studie im Janus 1900 unter dem Titel »Docteurs



Dum nigris egrii prepe mors circumulat alis, O OEOΣ . Tum me premisus beat et deus ennis adorat, Tum teat immensum mercurata DEVM

H. Goltzius.

Fig. 51. Der Arzt als Gott.

Sammlung Brettauer, Triest.

et malades« eine historische Analyse und Zusammenstellung der auf diese Verfe bezüglichlichen Gemälde und Stiche veranstaltet.

Während die zum Teil künstlerisch bedeutenden satirischen Tendenzen-

stücke ausschließlich holländischen Ursprungs waren, habe ich durch die Beibringung der deutschen Arbeit Anton Mozarts vom Jahre zirka 1600



H. Allardt.

Fig. 52. Der Arzt als Engel.

den Beweis von der großen Verbreitung dieses damals geflügelten Wortes gebracht. Lehnte sich die Mozartsche Miniature noch ganz an die Verse Cordus' an, so haben die Holländer unter dem Vorgang von

Henri Golgius vier Posen illustriert. Mir scheint dazu eine reine Äußerlichkeit Veranlassung gewesen zu sein. Die Ölmaler bedurften je zweier Pendants und sind deshalb auch zu einer Umwertung der Verse ge-



Fig. 53. Der Arzt als Mensch.

H. Allardt.

kommen. Statt Engel, Gott und Teufel, statt der schnell aufsteigenden und ebenso schnell abfallenden Linie schufen sie den Himmelssturz Gott,

Engel, Mensch, Teufel. In Rothenburg fand ich im dortigen kleinen Museum ein Ölbild, welches das Dreigestaltige des Arztes auf einer Leinwand veranschaulicht (siehe Figur 55).



Fig. 54. Der Arzt als Teufel.

Soweit Daniëls uns darüber beraten kann, scheinen die Gemälde, nach denen Golgius stach, verloren zu sein. Als Originale über den

Gegenstand existieren noch die vier Gemälde von J. Horemans im Besitze eines Herrn M. G. Dolleman und die höchst interessanten Tafeln eines unbekannten aber bedeutenden holländischen Malers aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Gemälde sind im Besitze des Barons Reedtz-Thath bei Kopenhagen, und ich verdanke die Amateur-aufnahmen derselben der Liebenswürdigkeit des dänischen Kollegen K. Carøe.

Die sonstigen Dokumente sind Stiche von Golzius, Gelle, van Vianen, denen ich noch eine Arbeit von Hugo Allardt zufüge. Da die Bilder alle



Rothenburg.

Fig. 55. Engel – Mensch – Satan.

in der bereits zitierten Abhandlung Daniëls wiedergegeben sind, so bringen wir nur eine Zusammenstellung aus Stichen von Golzius und Allardt. Die Darstellungen haben, mit Ausnahme der Horemanschen, alle dieselbe Anordnung. In der Mitte des Bildes steht riesengroß der allegorische Träger der Idee: Gott, Engel, Mensch, Teufel. Dabei ist Gott immer als Jesus gemalt. Diese Figur trennt das Bild in zwei Teile; wir sehen immer wieder in zwei Zimmer hinein, in dem einen liegt im Bett ein innerlich Kranker, auf dem anderen Plan ist das Hantieren

eines Chirurgen geschildert. Den Vordergrund nehmen Folianten und ärztliche Instrumente, Urinflaschen, überhaupt Gegenstände des ärztlichen Werkzeugs und der Krankenpflege ein. Amüfant ist es dabei, zu konstatieren, daß der jedesmalige Nachfolger nicht nur die ganze Idee sich zu eigen machte, sondern auch seinen Vorgänger im Detail kopierte. Jan van Vianen zum Beispiel benutzte ziemlich getreu den hundert Jahre älteren Gelle und modernisierte nur die Kostüme, die übrige Komposition beibehaltend. In kulturgeschichtlicher Hinsicht am interessantesten sind die Gemälde des unbekannten Holländers, der seine Tafeln kurz vor Rembrandts Anatomie gemalt haben muß. Hier sind mit aktueller Ge-

nauigkeit Operationszzenen und solche der Krankenpflege geschildert, hier sehen wir auch wirkliche nach der Natur gemalte Instrumente und Gerätschaften. Auch in der Darstellung des Teufelarztes hält sich der Künstler an wirkliche Möglichkeiten, er malte uns vielleicht die Figur eines unbeliebten Arztes jener Zeit, begabte ihn nur mit langen Ohren, Krallen und Hörnern, während die anderen Künstler den leibhaftigen Gottfeibeius porträtierten, zum Teil nackt und mit Bocksbeinen.

Jan Horemans' vier Darstellungen sind charakteristisch für sein Genre. Dieselbe große Leichtigkeit der Gruppierung, die Natürlichkeit in der Bewegung der agierenden Personen, ihr lebendiger Ausdruck, alles Vorzüge, die in der Reproduktion noch besser zur Geltung kommen als auf dem Original, weil des Meisters Farben verblaßten. Ganz im Sinne eines Künstlers moderner Richtung schuf Horemans die reizvolle Szene »Der Arzt als Gott«. In einem typisch holländischen Heim liegt in dem Himmelbett der Kranke. Die Verwandten und die Dienerschaft sind in äußersten Ängsten. Da tritt hinein zu ihnen, die alle in den bauschigen Kleidern der damaligen Zeit stecken, Jesus, wie er zu den Fischern trat, mit langem Mantel, mit schwarzem Bart und Sandalen an den nackten Füßen und mit dem himmlischen Lächeln des Gottessohnes; die Wirkung ist einfach stupend. Auf dem letzten Bilde hat der Doktor die Rechnung in der Hand, mit der man ihn zu Tür hinauswirft.



Fig. 56. Vignette von Daumier.

Aus »Néméfis médicale«.

DIE SATIRE UND KARIKATUR DER PATHOLOGIE.

An die Spitze einer Karikatur der Pathologie gehört unbedingt die anatomische Zergliederung des Fastnarr von Rabelais im dreißigsten Kapitel seines Pantagruel. Wir beginnen mit der Anatomie respektive der Pathologie der äußeren Teile, wobei wir aber den Leser, der sich für die Vollständigkeit interessiert, auf die Originalausgabe verweisen müssen.

Die Zehen waren wie ein Spinett
Die Füße wie eine Gitarre
Die Hacken wie eine Keule
Die Beine wie ein Köder
Die Knie wie ein Fußschemel
Der Nabel wie eine Laier
Der Schambügel wie ein Sahntörtchen
Das Glied wie ein Pantoffel
Die Hoden wie eine Gartenschaufel
Die Lenden wie ein Buttertopf
Das Brustdach wie ein Baldachin
Die Brust wie eine Drehorgel
Die Brustwarzen wie ein Boxhorn
Die Axelhöhle wie ein Damenbrett
Die Schienbeine wie zwei Sensen
Die Ellenbogen wie Ratzenfallen
Der Hals wie ein Trinkglas
Die Gurgel wie ein Sektfilter
Die Nasenlöcher wie ein Kinderhäubchen
Die Nase wie ein Schnabelschuh
Die Zähne wie ein Fangeisen
Die Zunge wie eine Harfe
Die Haut wie ein Regenmantel
Die Epidermis wie eine Brezel
Das Kopfhaar wie eine Fußbürste
Und das Übrige ebenso.

Was die inneren Teile betrifft, so war das Gehirn Fastnarrs an Größe, Farbe, Substanz und Vermögen wie der linke Hoden eines Mückenmännchens.

Der Wurmfortsatz wie ein Maillenkolben
Die Hirnschale wie eine Türangel
Die Zirbeldrüse wie ein Bovist
Das Felsenbein wie ein Federkissen
Die Mandeln wie ein Nasenkneifer
Der Schlund wie ein Winzerkorb
Der Pylorus wie ein Morgenstern
Die Arteria aspera wie eine Pfahlhippe
Das Herz wie eine Kafel
Die Leber wie ein Quersack
Der Leerdarm wie eine Krampe
Der Blinddarm wie ein Brustblech
Der Grimmdarm wie ein Scheißhaufen
Der Mastdarm wie ein Klosterhumpen
Die Nieren wie eine Maurerkelle
Die Harngänge wie ein Zahnrad
Die Harnblase wie ein Schießbogen
Der Blasenhalß wie ein Glockenklöppel etc.

Der Wig dieser merkwürdigen Beschreibung ist zum Teil für uns heute unverständlich. Schon eher haben wir ein Verständnis für Fastnarrs Funktionen. Wenn er arbeitete, tat er nichts und wenn er nichts tat, so arbeitete er. Wenn er sich schnäuzte, waren's gefalzene Aale, wenn er schwitzte, war es Stockfisch mit frischer Butter, wenn er rülpfte, waren's Auster in der Schale, wenn er nieste, waren es Tönnchen Senf, wenn er hustete, waren's Schachteln voll Quittenmarmelade, wenn er seufzte, waren's geräucherte Ochsenzungen, wenn er sich grämte, war's um nichts, wenn er was gab, war's das Schwarze unter dem Nagel etc.

Krankheitszustände zu malen, kann Aufgabe der darstellenden Kunst sein. Ohne Zweifel hat Virchow recht, wenn er sagt, daß ein kranker Mensch ebenfogut Inhalt und Ausdruck eines reinen Kunstwerkes sein kann, wie ein verkrüppelter Baum oder ein in Verfall stehendes Haus. Aber zweifelsohne bedarf es auch hoher Kunst, um dem Gegenstande gerecht zu werden und das Krankhafte künstlerisch und doch realistisch zu schildern. Wir sahen in der »Medizin in der klassischen Malerei«, wie die Holländer im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts jeder auf seine

Weise diesem Ziele nahe kamen und voraussetzungslose Kunstwerke schufen. Die Gefahr, die ein solches Kunstwerk läuft, liegt in dem Nebengedanken. Stellt der Maler den Pferdefuß in den Vordergrund



Fig. 57. Vignette von Daumier.
Aus »Néméfis médicale«.

oder malt er ostentativ genau die Veränderungen der Lepra, so bekommt das Bild etwas unkünstlerisch Lehrhaftes. Wird das Krankhafte vom Standpunkte des Gefunden, im bewußten Gegensatz zu diesem gegeben, so wird etwas Unterstrichenen geschaffen, etwas Karikiertes. Das ist aber sicher: Krankheitszustände bewußt zu karikieren, ohne abstoßend zu wirken, ist ein gefährliches Geschäft. Hier bedarf es erst recht eines geistreichen Kopfes und feinen Stiftes, um solch diffizile Aufgabe reinlich zu lösen.

Wenn es heute vielleicht scheint, daß das Aschenbrödel in der Kunst, »die Karikatur«, noch einmal ein Prinzenhotel beziehen wird, worunter ich ein offizielles Museum verstehe, so werden vielleicht autoritativere Kunstkritiker die Leistung der verschiedenen Künstler auf diesem Gebiet mit neuer Elle messen. Schon die großen Meister haben gelegentlich in die Schilderungen krankhafter Dinge ein komisch-satirisches Moment hineingetragen. Am meisten Jan Steen, den man immer lieber gewinnt, je mehr man von ihm kennt und je mehr man die schwachen Nachahmungen als solche abzu-sondern gelernt hat. Wir sehen, wie der Meister sich namentlich in der Schilderung der Liebeskrankheit gefiel, alle ihre Nuancen auf die Leinwand brachte, aber dann am höchsten steht, wenn er die reale Sinnenlust junger Mädchen und ihre zum Doktor führenden Folgen mit gefälligem Pinsel schildert.



Fig. 58. Vignette von Daumier.

Wir wollen zu der bereits in der Medizin und Malerei gegebenen Serie noch das prachtvolle Gemälde aus einer Londoner Privatgalerie



Northbrook-Galerie, London.

Fig. 59. Arzt und Liebeskranke.

Von Jan Steen.

bringen. Allegorisch zeigt uns Steen die Krankheitsursache auf dem Ölbilde, welches als Zimmerschmuck über der Patientin hängt. Bei

der Deutlichkeit dieser Fingersprache erinnern wir uns an die ob-
fzöne Daumenstellung des Schalkenschen Bildes (Seite 163, »Die



Fig. 60.

Von Lionardo da Vinci.

Medizin in der klassischen Malerei») und freuen uns außerdem, konstatieren zu können, daß Kunst, Medizin und ein Kanonenrohr sich zu einer doch nicht allzu naheliegenden Gemeinschaft der-
artig verbunden haben, daß solche heute noch wirksam ist. Ein alter holländischer Kanonengießer machte sich den Scherz, ein Kanonenrohr in eine Hand aus-
laufen zu lassen, welche zielbewußt den Daumen durch den zweiten und dritten Finger steckt. Dieser Gießer und ironische Künstler hatte aber nicht geahnt, daß
sein Mordinstrument die größere Bedeu-
tung im positiven Sinne haben würde.

Wieviel Menschen durch seinen Feuerchlund getötet sind, weiß man nicht, aber es verfiel noch heute in Batavia wirksam die Rolle der Säule des Gottes Priapus. Unfruchtbare Weiber setzen sich rittlings, festlich



Fig. 61.

Von Lionardo da Vinci.

geschmückt, auf daselbe und bringen ihre Opfer dar (Abbildung bei Ploß, Das Weib, Seite 685). – Die ursprünglichste Karikatur ist das Zerrbild des mensch-
lichen Angesichts, die Frage. Wenn da-
von die Rede ist, daß Malerfürsten, die die köstlichsten Idealgestalten schufen, gelegentlich auch Neigung zeigten, den
spröden Stoff äußerer Mißgestalt künstle-
risch zu modeln, so wird man immer
an erster Stelle an die Velasquezschen
Zwerge und an des Lionardo da Vinci

karikierte Köpfe denken. Man berichtet, daß Lionardo stets ein Skizzen-
buch bei sich führte, um auffallende Gesichter sofort zu fixieren. Nament-

lich scheinen ihn die sogenannten Gottesgesichter, das sind tierähnliche Physiognomien, gereizt zu haben. Jedenfalls sehen wir unter den vom Grafen Caylus (1730) gestochenen Köpfen mehrere mit ausgesprochenen Löwengesichtern (Figur 62), andere scheinen wieder Mopscharakter (Figur 63) zu haben. Aus dieser Mischung von Porträt und Karikatur läßt sich kein sicherer Schluß ziehen, ob wir berechtigt sind, in dem einen oder anderen Kopf die Spuren der Lepra, der *Facies leontina* wiederzufinden. Diese gelegentlichen Skizzen des Übermenschen im besten Sinne des Wortes waren von ihm offenbar in bestimmter Absicht



Fig. 62.

Von Lionardo da Vinci.

gesammelt. Vielleicht in derselben, die vor zirka dreihundert Jahren den italienischen Arzt und Physiker G. B. della Porta, vor hundert Jahren Rowlandson veranlaßte, die Ähnlichkeit menschlicher und tierischer Profile zu glossieren. – Von Ribera besitzen wir einen karikaturistisch aufgefaßten Kopf eines Mannes mit einer Unzahl von Auswüchsen, die mit großer Wahrscheinlichkeit in das Krankheitsgebiet der Neurofibrome hineingehören. Solche Male brachten zu jener Zeit dem Träger außer dem Spott noch den Verdacht teuflischer Gemeinschaft, und man tat deshalb gut daran, in das schützende Narrenkleid unterzutauchen (Figur 66).



Fig. 63.

Von Lionardo da Vinci.

Daß in der Karikierung des Gesichtes die größte Mannigfaltigkeit besteht und daß es oft die Größe des Künstlers ausmacht, trotz der Verzerung eine frappierende Ähnlichkeit mit dem armen Opfer hervorzuzaubern, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wenn sich die Künstler dabei mit Vorliebe der

kleinen Abweichungen und Mängel liebevoll annehmen und Wärzchen und versprengte Härchen durch ein Riesenvergrößerungsglas ansehen, bestehen sie nur auf alter Gewohnheit und Recht. Dabei erwähnen wir



Fig. 64.

Hus »G. B. della Porta, De humana phyfiognomia«,
Sorrento 1586.

gleich noch die schon vor der Renaissancezeit übliche Manier, das Gesicht aus Körpern oder bestimmten Gliedmaßen zusammenzusetzen. Eine für einen Arzt und Bischof fatale Komposition seines Charakterkopfes aus lauter Phallusgliedern zeigt uns eine Spottmünze auf Giovio. Die Vorderseite, deren Revers bei Fuchs, »Das Erotische in der Karikatur«,

abgebildet ist, zeigt uns das Porträt des Kollegen mit Hörnern geschmückt. – Das Charakteristische im Gesicht, das honestamentum faciei der Alten, ist die Nase, und die Karikaturisten aller Länder und aller Zeiten haben dies Organ nicht in Ruhe gelassen. Wer sich über die



Fig. 65. Profilähnlichkeiten.

Von Rowlandfon.

Bedeutung der Entwicklung des Geruchgrübchens in der Weltgeschichte informieren will, lese das launig geschriebene Büchlein eines Anonymus von der Nase für jedermann und jede Frau (1843 Leipzig bei Jakowitz) oder das Kapitel über die Nase in den hinterlassenen Papieren des lachenden Philosophen. Uns interessiert hier nur das Pathologische mit

dem fatirischen Nebengedanken. Die Reihe der Nasenkönige habe ich seit der Veröffentlichung der Medizin in der klassischen Malerei vermehren können. Das schöne Porträt des unbekannten Holländers aus der Stockholmer Galerie nahm ich (Figur 1) zum würdigen Paradigma, um das Wesen der Karikatur zu erhärten. Ein Gegenstück hängt im Reichsmuseum. Es ist das Porträt eines Herrn von Naaldwyk, aus der Primitivenzeit herstammend.

Ein drittes, einen alten Schöffenmeister vom Jahre 1685 darstellend, fand ich in Tirol. Der Mann zeigt ein Riefensklerom. Neben dem Bilde stehen gewissermaßen die Personalien des Mannes, zwar ohne jede Andeutung und Bezug auf den Schaden. Der Maler Ortlmeyer hat offenbar diese Sehenswürdigkeit in spekulativer Absicht geleistet, denn die Schlußzeilen lauten: »den Maler tue man mit Wein und Geld bezahlen«. Ein ganz ähnliches Porträt bringt uns der Kupferstecher Metzger



Fig. 66. Grotesker Kopf (multiple Neurofibrome?).
Von Ribera Spagnoletto (1588 bis 1656).

in dem Porträt des achtundachtzigjährigen Meisters der Ätz- und Damaszierkunst, Gerhard Janßen, 1636 zu Utrecht geboren. Dies Bildnis nähert sich schon mehr der Karikatur, weil wenigstens die Selbstironie auf demselben zum Ausdruck kommt, sogar in zweier Welten Zungen. »Es ist wahr, eine unförmliche Nase, aber sinnreicher Verstand« und darunter für die Gebildeten »Nasutus sed acutus«. Nicht nur die große Zahl der Sprichwörter nasalen Ursprungs beweisen die Vorliebe des Volkes für die Nase; es existieren zahlreiche Flugblätter, die allein aus der Nasen-

gröÙe Kapital schlagen. DaÙ die Röte derselben schon sehr frühzeitig den alkoholischen Beigeschmack hatte, sei nebenher bemerkt.

Zwei Flugblätter aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sollen hier als Belegstücke für die naiv bäurische Witzesarmut jener Zeit erwähnt werden. »Der großmächtige, dickprächtige, langstreckende, weit-schmeckende Nasenmonarch.« Da steht er in der Mitte des Bildes mit

Der großmächtige/ dickprächtige/ langstreckende/ weitschmeckende
Nasen Monarch:
 Mit seiner hochansehnlichen / weitberühmten nasenweisen/ vielnutzbaren
 Grossen Nasen



Fig. 67.

Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Kopf eines deutschen Flugblattes des 17. Jahrhunderts.

seiner respektablen Knollennase und um ihn herum eine Flucht von Dingen unmöglichster Art, mit denen dieser Nasensuperlativ verglichen werden kann und in dem folgenden Gedicht verglichen wird. Horn, Hirtenstab, Vogelnest, Roggbutterfaß und so weiter sind Proben dieser geschmackvollen Geistesrichtung. Als Illustrationen der beliebten Redewendung des Nasenschleifens finden wir mehrfach graphische Niederschläge, so auf einem obzönen Flugblatt »Der Nasenschleifer«, dessen weite Verbreitung wir schon daraus entnehmen können, daß wir teil-

weise Nachahmungen desselben auf ähnlichen Flugblättern antreffen. Das Blatt ist zur Reproduktion zu ordinär.

Aus den Proben solcher plumpen Späße geht es schon hervor, daß



Fig. 68.

Einblattdruck vom Jahr 1725.

die Nasenverspottung ein steter Trumpf in der Hand der Wiglinge auch der deutschen Vergangenheit war, noch mehr erhellt dies aber aus dem literarischen Nachweis. Denn Leonidas von Tarents Beispiel hat vielfache Nachfolgeschafft gefunden. Das Thema ist ja in unseren Tagen

wieder modern geworden durch Rostands schönes Versdrama. Doch uns interessiert hier ein medizinischer Gascogner Kadett mehr. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte an des Kurfürsten Friedrich des Weissen von Sachsen Hofe ein Narr, Klaus mit Namen. Diefem passierte der Schwank, den Hans Sachs zweimal dichterisch verwertete, als Fastnachtspiel und als dramatisches Gedicht. Bezeichnend ist es nun, daß Sachs als lächerliche Person statt des Ritters mit der Riefennase einen Doktor der Arzney nahm. Das zog mehr. War doch damals der Arzt der Harlekin auf allen Bühnen und der Prügeljunge, auf dem selbst ein Schuster herumtrampeln konnte.

Einige Verse Sachsens seien hergefagt. Der Junker erwartet den klügsten Mann im deutschen Land zu Gast:

Es ist ein Doctor der Arzeney
 Auch künstereich in Alchimey
 Versteht sich auf das Saitenspiel
 Und schießt gewand auch nach dem Ziel
 Versteht sich auf das Waidwerk wol
 Was ein Hofman wissen soll,

kurz, er ist ein Gentleman comme il faut, nur schade, daß er eine kolossale Nase hat. Während des Begrüßungstrunkes, der natürlich in rotem Xereswein kredenzt wird, kommt Jäcklein, der Narr, herein und fagt:

Gott segne Herrchen dir dein Trinken
 Wie haßt du solchen schönen Zinken
 Laß ihn nur lustig weiter ragen
 Er könnte sieben Hennen tragen.
 Ei Lieber sag mir, wie du heißt,
 Ob du der Nasenkönig seist
 Von allen Nasen auserfehn
 Dieweil dein Löschhorn ist so schön.

Gefcholten wegen seiner Frechheit, sucht der Narr es wieder gutzumachen:

Du mächtiger baum langer Mann,
 Sag, ob ich nicht erfahren kann,
 Woher dein Näslein klein genommen
 Woher du bist damit gekommen
 Du nahmst 's wohl einem Kinde fort?

Nachdem die Empörung des Gastes durch diese neue Zumutung sich noch gesteigert hat, setzt der Narr alles auf eine Karte und behauptet frech:

Ich frage nicht verehrter Gast,
Ob du überhaupt eine Nase hast;
Sie soll ob groß nun oder klein
Von mir nun unbekrätet fein.

Der Erfolg war vorauszusehen:

Fritz nimm den Narrn in Teufels Namen
Und bind ihm alle vier zusammen
Mit einem Strick, wie einem Kalb
Und streich ihm tüchtig allenthalb
Das Hinterteil mit einer Rute,
Und hör nicht auf, bis daß er blute.

DIE GICHT.

Unter den menschlichen Gebrechen, die mit einem gewissen Humor, namentlich von der gesunden Umgebung, getragen werden, steht obenan das Zipperlein, die Gicht. Jedenfalls ist dies peinvolle Leiden die Krankheit der Witblätter. Nicht nur in den Fliegenden Blättern muß sie beinahe in jeder Nummer herhalten, schon seit alters ist der Pfortengram das Steckenpferd leichtfüßiger Spötter. Da im Laienmund die Gicht das unausbleibliche Geschick aller Verehrer des Bacchus ist, so ist sie die Heldenkrankheit par excellence geworden. Es kommt hinzu, daß viele Ritter von Geist von ihr heimgesucht wurden, so vor allen Goethe, Franklin, Friedrich der Große, der Chemiker Berzelius, Bismarck, um nur einige zu nennen.

Daß übermäßiger Genuß von Speise und Trank von krankmachender Wirkung sei und besonders für die Sanguiniker und Gichtiker schädlich, das haben schon die Gesundheitsregeln der Schule von Salerno ins Volk gebracht. Es pflegte auch der hoherleuchtete Philippus Melanchthon oftmals seinen Zuhörern zu sagen: »Wir Teutschen fressen und laufen uns arm und krank in die Helle. Und wenn einem auf den Morgen der Kopf schwer wird, Drückung um die Brust und andere Zufälle kommen,



Des Menschen Klag.

Obacht! Ich bin ein Mensch, der
Auf großer Not und Noth
Schreie vor Eur Ehre klagen!
Wahr man was hören mag
Die wolle als ordentlich klagen!
Hierin sein vns arbeitschlich
Das mich in gnaden hören an
Dann teils wegs ich umgeben kan
Doch wenn er bey mir verschweigen
Was große man hat erzen
Mein Magen/zeit mir allstund
Ob ich gleich/ welches dann ist funde
Ich hab gedient meine Lebenszeit
Mit aller Lust lieb und freud
Den Mächt so wol als ben dem Tag
Welches er dann keine wegs laugen mag
Wissend auch zum dienste dabei
Mit angst trübsal Argern:
Unterstet er sich doch vermaffen
Ich auf das eufertig wartet
Kann trübsal/ was nambt er mehr an
Wie er vor diesem hat gethan
Dardurch ich dann verhandelt sehr
Krankheit/ als zu warten mehr
Dardurch ich sein en thora nist
Mich beu rums Grad in Lärker zeit/
Drumb an Eur Heilichat beu mit
Gedank in vnd erthäng bue
Mein Magen bes getrübet
Gibten davon abjucken
Vid mit reit er vor vielen Tahn
Gibten noch fern zu willhaben
Dann wir mitem inder beyd
Noch suchen mitem manche freud
Hut Silen/ Truncken lurgweit viel
Der Scawen wirt und Dams freud

Des Magens Procurator, Ratio
genannt sprich:

Erfahre und Hochachte
Herren Doctores/ auf anhöre
Wider den Magen vns hat klaz
So der Kläger furbringen mag
Sich ich zur Magens Defension
Diese Antwort: nieme nicht ehn
Dass Kläger auch Veltarm zur zeit
Da sie beide ohn vnterschied
Der vnd ginn Hesen teugen an/
Mit Ehn und Tugend viel gesehan
Daben dann nichts worden vergessn/
Was ob vnd vnter schick lündig awesn:
E hat Kläger doch solche vnsachte
Zu ich mit hauffen übermache
Mit seiten mitem vrsach vnd fauffn
Also in Magen achte mit hauffn
Das selbe ein Staln end Etern Magen
Nicht duden können noch ertragen/
Auch was goene Argern
Als von Mercurio daben
Quack silber Colocyntha kurb
Scumabiter vnd Elewurk/
Vnd dergleichen Purgation/
Magen mehr getrübet als gewest han/
Vnd hat der Mensch/ wie ich vnter
Sich klaz vnterlich angesetzt/

Denn er ist auch selb in der Schuld
Dass der Magen erzeit vngedult
Dess Abgans Weider dienst geart
Mit Magen nicht schuldig vnd ein Paart
Vne kan Kläger angeden strauß/
Mit sein Dürsch silber auf/
Der wird er ohne wiffel wol
Verantworten/ vnd doch man sol
Antwiltig nicht nicht überuun/
Dann es gibt bösen Lohn kein zeit
Sampt dem: dass dieses Wader weret/
Nicht ehn die sechzig Jähre Strick/
Vnd rena Glaubens hat drum bitemit
Gelarat Magens vnterthänig litz/
Eur Heilichat werden solcher massn
Dem Kläger kimes weis zulassen
Sein wider Magens vnterthänig klaz
Senden die kurze zeit vnd Tag
Se mit einander wie die Alin
Doch folgendes lassen gleich/ Hausfalten.

Der Herren Richter Entschied
vnd Dreheil.

Auff augam vertör beider Eil/
Ist rechtlich verfasst das Dreheil/
Weil aber A huenach drunter steckt/
Vnd das wir nicht werden/ seil/
So sauren vnd weisen wir/
Vnter veracher zukommen siler/
Diesen Handel obn reit er bichwer
Hinauf für den Todemaraber
Auff den Kirchhof da dann zu qean
Die Pfarhern selchs auftragen mögn
Die sach ist vnterlich gestalt
Durch die Pfarhern verachtet bald/
Den Kosten zumach eingeschlagen
Vnd es also gutlich vertragen:

Exeutor soll sein die Ede/
Vnd der Mensch den Wämen becheet.
Warnung oder Beschluß.
Dich dient vns auch zu em becheet
Das jeder Mensch sich selbst nicht
Woll bringen in solch große asar
Sondern sein selbst wol nehmen war
In seiner arten Jugend tram/
Ich nicht stets hülfen wie ein Schwem
Vnt sich rumb waltgen in dem Korb
Der schand vnd Laster/ ihm zum hoe
Auch solchs geich/ vnd endlich pur
Bang vnterlaffe mache die Darn/
Schneid vnd fück ihm seil ab das Leben
Zu zusehen ferck vnt offnung/ schenken
Auff auch ten Klag noch Appellen
Denn ei sich selbst hat ihm verführen
Drumb wer da will nembis wol in acht
Man eruen Nohjanische verachte
Nur sich vor Zülfen allein
Dann alle Laster in gemein
Vnter Dürstung vnd starcke quell
Daron haben/ als auß der Höll
Vnd ist ein vnterlichlich Jart
Wo man sich nicht baldt kommt zu klare:
Derhalb der Mensch kan seine zeit
Schweiden auch mit schickel
Vnter vnd maff auch bringen zu
Daben Er haben mög sein ruh/
Also erhalten seinen Magen
Dass kimes vnter das Ander klagen
Doch kimes maff das ander merda
Dich sieder Todt thut endlich scheiden.
E M D E
Nürnberg / bey Peter Jffsburg
Bupfasserchern zu finden.

Nürnberg.

Fig. 69. Magengift.

Moralisierendes Flugblatt (zirka 1600).

alsdann lasset man zur Ader und sauft wieder, daß es kracht.« In einem Sendbrief sucht der Ciceroübersezer Hans von Schwarzenberg der Völlerei

durch Wein und Bier entgegenzutreten und wettet besonders gegen das Zutrinken (1528). In demselben Sinne wirken die andern morali-



Fig. 70. Les trois Naves du Monde.
Französischer moralisierender Kupferstich (zirka 1650).

fizierenden Schriftsteller wie Sebastian Brant und Thomas Murner. Außer- dem überschwemmt im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Deutschland moralisierende Flugschriften, welche gegen allerlei Laster in

Bild und Schrift vorgingen. Mir liegt ein solches Einblatt aus Nürnberg vor, bei Peter Ifelburg gedruckt (ungefähr 1600), welches die vier Komplexionen des Menschen, den Sanguineus, den Cholericus, den Phlegmaticus und den Melancholicus nach zu reichlichem Rebengenuß darstellt und die trüben Folgen mit der damals beliebten freien Sprache geißelt.

Eine noch viel deutlichere Sprache spricht ein Flugblatt aus derselben Offizin herftammend mit der Überschrift »Magengift« (siehe Figur 69). In ihm wird die Klage, Antwort und Urteil zwischen einem Menschen wider seinen Magen vor drei Herren Doktoren und Leibärzten abgehandelt. Das Blatt ist allen Weinbrüdern, Trunkenbolden und Schlemmern gewidmet. Der Text ist aus der Abbildung ersichtlich. Die ärztlichen Richter fällen das Urteil, daß der Handel auf den Kirchhof zum Totengräber zu bringen sei. Die Erde soll der Exekutor sein.

Eine ganz eigenartige und witzige Fassung der krankmachenden und zum Hospitale führenden Dinge zeigt das französische äußerst seltene Flugblatt (Figur 70), ebenfalls aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die drei Reusen, deren Ausgang der Eingang ins Hospital ist, sind »La Chicane, Le Cabaret und Le Borderl«; Advokaten, Trinken und Weiber werden hier als die Gelegenheitsursachen für Krankheiten glorifiziert (Figur 70).

Es scheint die Gicht zwiefach geadelt durch den Geist, den Spiritus vini et animi. Zu all diesen Belegen für die noble Herkunft der Krankheit kommt noch ein literarischer Adelsbrief, den Rabelais unterschrieb und den Fischart mit deutscher Gründlichkeit siegelte. Hat sich auch von dem Riesen Rabelais und dem Moralpoeten Petrarca Johann Fischart gar manchen Spaß und manche Idee geholt, so bleibt doch Originelles genug übrig. Durch echt deutsche Hefe ist der süße Kuchen Fischarts schmackhaft aufgegangen; das Ganze mundet, auch wenn die Rosinen und Mandeln nicht im eigenen Garten wuchsen.

Podagrammisch Trostbüchlein.

Inhaltend Zwo artlicher Schuz Reden von herlicher ankunft, geschlecht. Hofhaltung Nuzbarkeit vnd tifgefuchtem lob des Hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräuleins Podagra. Nun erstmals zu kitligem



An Address of Thanks from the Faculty to the Right Honorable Mr. Influenza for his Kind Visit to this Country.

Karikatur auf die Influenzaepidemie vom Jahre 1803.

troft vnd ergezung andächtiger Pfortengrammischer personen oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfern lustig vnd wacker (wie ain Hund auf dem Lotterbett) boffirt vnd publicirt durch Hultrich Ellopofcleron 1577 (Figur 71).

Wie Rabelais den Gargantua schrieb für seine lieben Spanisch Feuerleut und seine allerwertesten Podagriften, so will Fischart die Maulhenkolie beim Versagen der Arznei und Gymnastik heilen durch die seelenergötzende Philosophie. Diese arbeite mit zwei nie versagenden Mitteln des Trostes. Einem dasjenige, was man für gut hält, als böse und schlecht zu beweisen und umgekehrt. So pflegen die Ärzte, wenn der böse Pfortengram nicht weichen wolle, zu lehren, er sei gar köstlich – an den Füßen anderer Leut, weil sie dadurch ewig Patienten haben. Die Krankheit müsse aus der Seele heraus kuriert werden, indem der Arzt für Erheiterung der Kranken forge. In diesem Sinne sei das Buch geschrieben für die Krücken-

hupfer, und diese mögen es annehmen lustig wie faule Äpfel auf dem Stroh und dem Autor nichts wünschen, was sie selbst gerne los wären. Aus der Vorrede entnehmen wir noch folgendes. Sie richtet sich an alle Podagramsgeduldige und Zipperlinschuldige, das ist, die es entweder schon gedulden, oder noch mögen verschulden. Vor siebzehn Jaren hat der hochgelehrt Herr Elias Anhart von Grätz, Physicus, auf der Schemniz inn Hungarischen Bergstätten, ain general Consilium (doch unberufen zu Trident) Podagricum inn truck gefärtiget, für uneingewurzelte, unmodifizierte, unknöpfige, unverkalkstainte nit sandkrifige und Nestelverknipfte Podagra, oder Fußkrankhait vnd schmerzlichen fuß (als er es nennt), darin er anlaitung gibt wie im, wann es noch



Fig. 71.

Vom Titelblatt des Podagrammisch Trostbüchlein.
Von Johann Fischart (Kloster Bd. X).

nicht veraltet vnnnd ein unverfchamter gaſt worden, mit Medicin, auſerlichen Mitteln vnd Arzneyen fürzukommen, fortzubawen oder abzuſprechen ſeie.

Wa – aber – der Arz̃t nicht meh kan
 Da fängt der Prediger an
 Wann die Arzney am Leib will fälen
 Da ſucht man erſt Arzney der Selen
 Wa Apoteck öl nicht will ſchirmen
 Da ſucht man hailig oel zum firmen.

Den Urfprung der zarten Dirne Podagra gibt Fiſchart zu Troſt der »Teutiſchen haufſchimmeligen Podagriſchen« ungefähr folgendermaßen zum beſten. Die älteſten Poeten erzählen, daß Bacchus der Liebe Weinpater mit andern Göttern einſtmals bei einem guten ſchlamp und wolleben gewesen ſei, und von dem Nektar, den der himmliſche Erbschenk Ganymed nach aller Genüge geſtrichen voll einſchenkte, ſo viel eingenommen habe, daß er davon erhitzt ſich bei der holdſeligen Libgöttin Veneri zu täppifch gemacht und ſie zu ainem Beifchlaf vermochte, welcher plinde beifchlaf bald alſo viel ſchaffte, das daraus über ain kurze Jarzeit die wirkung an der Geburt des zarten Töchterlins Podagra ausſprach. Ja aus diſen zwo leibsmächtigen Perſonen Baccho und Veneri iſt unſer auch leibmächtig Hildin Pfothengram, welches wir nach vermögen zu preiſen vorhaben's, erzielet.

Nascitur ex Venere et Baccho, solventibus artus,
 Filia, quae solvit membra, Podagra, virum,

eine griechiſche lateiniſierte Dichtung, die der gründliche Fiſchart noch einmal zur beſſeren Deutlichkeit ſo überſetzt:

Aus Baccho, der mit ſeinem Wein
 Die Glieder ſchwächt, wann er ſchleicht ein
 Und aus Venus, die mit dem gailen
 Die Glieder auch ſchwächt und thut thailen,
 Da iſt ain Tochter her geboren
 Die recht die Glieder kann erboren
 Haißt podagra, Fußgrammerin
 Ain rechte Gliderfölderin.

Diese schlaftrunkene und weingeile Beiwohnung beschäftigt den Autor noch seitenlang. Originell ist seine Wortableitung. Er meint, die Eh-mutter Venus hätte nach ihres Beischlafers Namen, der Liber Pater war,

EL AVARO, QUANTO MAS TIENE, MAS QUIERE.



Fig. 72. Die Hydropfie als Symbol des Geizes.

Aus einem spanischen Emblembuch des siebzehnten Jahrhunderts.

auch Libera und Libitina geheißen, welches so viel lautet wie libedina oder Liebdienerin.

In diesem Tempo wird Trost weiter verzapft, und alle von der Grimmhildin Podagra Heimgesuchten mögen sich im Trostbüchlein solchen verschaffen; es sei bemerkt, daß das seltene Büchlein, dessen Titelholzschnitt wir bringen, seinen Neudruck im Band X des Klosters erlebt hat.

Kommen die Gichtiger aber durch Fischart glücklich von den Schmerzen los, so liegt die Gefahr eines Rezidivs vor, wenn sie zufällig das 1661 erschienene »Solatium Podagricorum« des Jesuitenpaters und kühnen Münchner Sängers Jakob Balde in die Hände bekommen. Auch dieses Buch besteht, wie Fischarts Trostbüchlein, aus zwei Teilen, der erste ist Prosa, der zweite *lufus satyricus adversus Burchardum Sallium*



Fig. 73. Die Last des Reichtums.

Bei Fr. Campe.

ginthrionem, reine Poesie. Das Titelblatt zu diesem kleinen Buch ist ganz amüfant. Ein Gichtbrüchiger sitzt im Lehnstuhl fest; ein Eichhörnchen als Symbol der schnellen Beweglichkeit hockt auf dem Bettpfosten; Pfeife und Weinflasche sind weggesetzt und nur reines Wasser steht vor dem Kranken, daneben Arznei und eine Büchse mit der Aufschrift »Patientia«. Vor dem Podagriften aber steht, wie Apoll gekleidet, die Leier in der Hand, der Dichter, an seiner Seite ein gichtbrüchiger Hahn.

Ein Gemälde von T. Lane zeigt in seiner weitverbreiteten Litho-

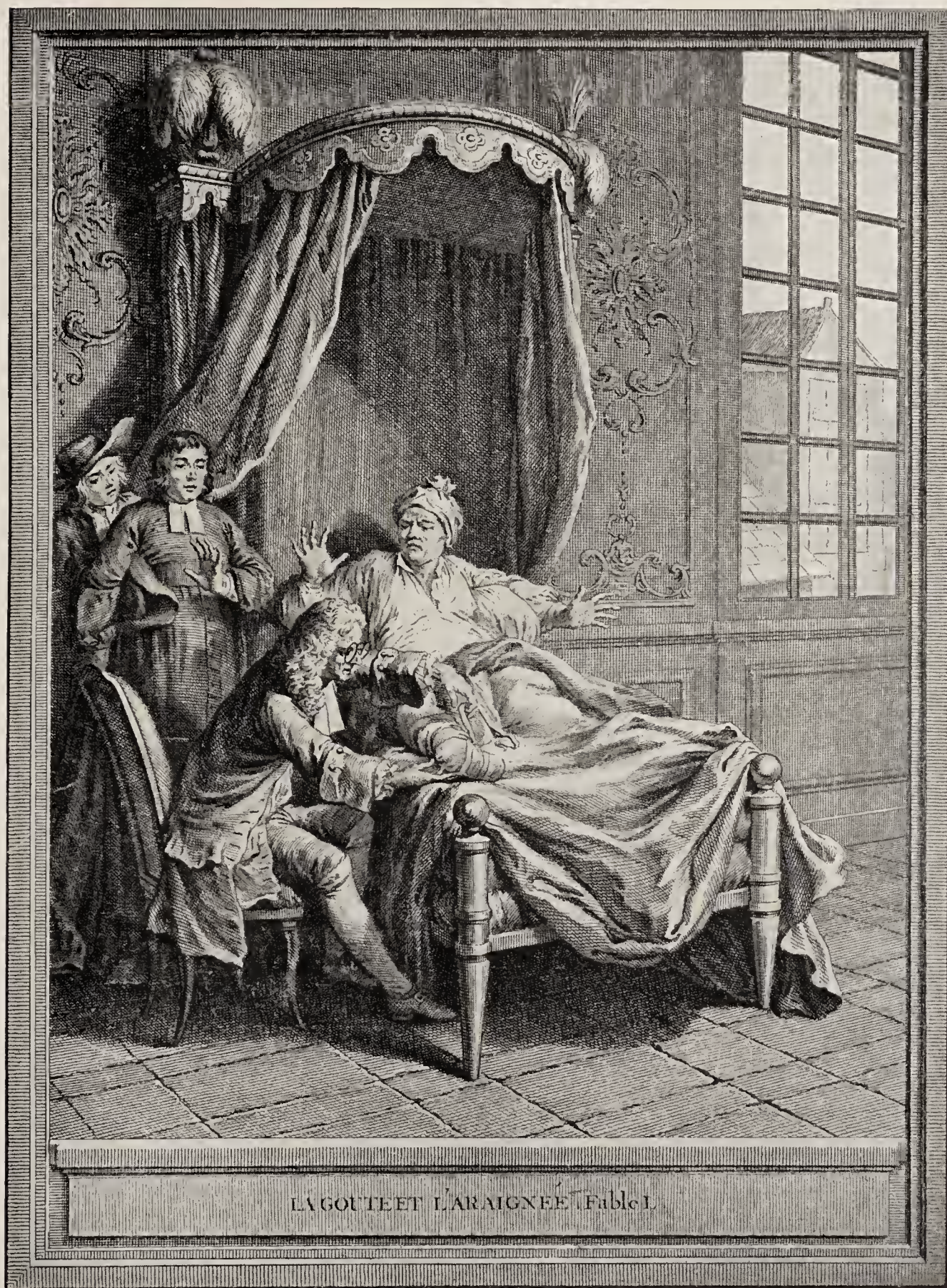


Fig. 74. Lafontaines Fabel Gicht und Spinne.

graphie, wie sich ein moderner Podagrammist Trost sucht. Umgeben von Arzneiflaschen sitzt der Kranke am wärmenden Kaminfeuer und wirft

die lange Angelrute in einen Riesenkübel aus, so in seiner Wohnung sich das Vergnügen seines Lieblingssports, den Fischfang, leistend.

Bellangé hatte schon 1822 eine ähnliche Idee, als er für das *Album comique de Pathologie pittoresque* die Gicht karikieren sollte. Er malte einen alten, gichtbrüchigen General, der sich auf seinem Krankenstuhl von seinen Lakaien herumziehen läßt und offenbar eine Attacke auf einen Feind oder etwas Ähnliches kommandiert. Im Hintergrunde bläst



Joh. Mart. Will exc.

Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Am Ende kommt der Tod zu meiner Ungeduld
Und dann bezahl ich ihm die lang geborgte Schuld.

Fig. 75.

ein Lakai auf einer Schnapsflasche zum Angriff. Als Gegenstück zu Baldes Eichhörnchen kriecht am Boden eine Schildkröte.

Aus der großen Zahl satirischer Blätter über die Gicht sei noch ein fliegendes deutsches Blatt aus dem siebzehnten Jahrhundert erwähnt, welches wiederum den traurigen Beweis dafür liefert, daß attisches Salz damals in Deutschland nur in kleinsten Mengen vorkam. Ein Gichtkranker liegt im Vorderplan auf einem Sessel und zwei Stühlen. Unter beiden dick verbundenen Beinen sieht man okkultistische und apotrophe Beschwörungsschnörkel? Zwei Ärzte

besuchen den Kranken. Der eine sagt: Es ist das Podagra. Der andere kennt bereits die Ursache des Zustandes, denn aus seinem Munde kommen



Fig. 76.
Französisches Flugblatt des achtzehnten Jahrhunderts.

die weisen Worte: Ihr habt zu viel getrunken! Der unglückliche Patient selbst sagt: Seht nur den Urin an. Im Glase schwimmen Zangen und Skorpione. Im Hintergrunde sieht man, wie der Tod den Kranken

richtig mit einer Zange totzwick, während der Bockteufel dazu sein Lied pfeift. Das Blatt ist von Versen umgeben; wir bringen die deutsche Übersetzung der danebenstehenden lateinischen Form *O vos Medica-* *tores etc.*

Ihr Aerzte! seht ihr nicht die Schmerzen im Urin?
 Giebts vor das Podagra den keine Medicin?
 Ihr wünscht mir stets Gedult: Ich will Euch aber sagen
 Der Teufel hab Gedult bey solchen Höllen Plagen
 Mich zwackt der blasse Todt und macht mir Angst und Graus
 Jetzt pfeift der Teufel recht, der Athem geht mir aus.

Gallischen Wit und kaustischen Humor atmet dagegen ein Patentbrief für Gichtbrüchige aus dem achtzehnten Jahrhundert, den ich hier in effigie bringe, weil er wohl zu den großen Raritäten zu zählen ist.

Das Patent beginnt mit den Worten: *Nous, par la libéralité du Dieu Bacchus et de la Déesse Venus, Grands-Maîtres de la très-illustre, très-fameuse et très-universelle Confrairie des Goutteux; à tous nos chers Confrères à pieds tortus et mains crochues, tant d'Eglise, de Robe et d'Epée, que du Tiers-Etat, Salut, le verre en main.*

Nachdem die Aufnahmebedingungen erfüllt sind, versichert der Patentbrief den Besitzer folgender Privilegien: *De porter l'habit fourré, les gants de peau d'agneau, la calotte, les bas et les chaufsons de castor, les béquilles à potence, la canne à bec de corbin.*

Wir gestatten ihm ferner, wie eine spätere deutsche Nachahmung sagt, sich Krücken, Polster und Tragsessel zu bedienen. In festlichen Zeiten, das heißt bei wütenden Anfällen, wenn Ihr von greulichen und unnennbaren Schmerzen des Teufels werden möchtet, ist es Euch herzlich gegönnt, mit den Zähnen zu knirschen und die schrecklichsten Grimassen zu machen, zu wüten, wie wilde Tiere zu schreien, im Hause zu poltern und den Eurigen an den Kopf zu werfen, was Euch gerade in die Hand kommt. Als Gage für diese Zugeständnisse, alles alternativ monatlich zu zahlen, verlangen wir *la Sciatique, la Colique néphrétique, les Révolutions d'humeurs, la Courte-Haleine, les Nodus aux mains et aux pieds, les Crampes et les Torticolis*, und zum Schluß als Gratifikation das *Miserere*. Gegeben ist das Ganze zu Gouttopolis à l'Hôtel des Incurables

le 33^e de la lune, signiert von Archipodachiragricus (et plus bas, par Monseigneur, de Nephretibus). Das Patent ist gratis zugestellt, extra der Wein für den Überbringer.

Bei Campe erschien eine deutsche Karikatur, die sich der Zeichnung nach an ein französisches Vorbild anlehnt. Die Last des Reichtums oder der von hungrigen Dichtern besungene, von Schmerzen gequälte reiche Podagrifft kann sich der Welt, des Weins, der Pferde, der Jagd und der



Fig. 77. The Gout.

Von James Gillray (1799).

schönen Natur nicht mehr freuen. Hätte er weniger – so hätte er mehr (Figur 73).

Doch all diese Selbstironie und Aufwand an Geist und Witß verblaßt vor der Schilderung eines Gichtanfalls durch James Gillray. Da liegt der durch Gichtknoten veränderte geschwollene Fuß wie ein Noli me tangere auf weichen Kissen. Aber der Teufel Podagra hat sich vampir-ähnlich in das Zehengelenk eingebissen und seine spizen Krallen in das Fleisch gesenkt. Das ist keine Krankheitsbeschreibung mehr, das ist die beste zeichnerische Onomatopoesie, die man sich denken kann, das ist der Anfall selbst (Figur 77).

INFEKTIONSKRANKHEITEN.

Der große Schrecken vor der Pest war im Mittelalter und bis hinein in die Neuzeit so überwältigend, daß jemand, der sich über diese göttliche Züchtigung lustig gemacht hätte, wohl einfach totgeschlagen worden wäre. Dagegen ärgerten sich die Überlebenden darüber, daß die Ärzte aus dieser Gottesgeißel noch Nutzen gezogen hatten und zum Teil durch die Pest auch zu Wohlstand gekommen waren. Wieviel Ärzte aber in Ausübung ihres unglaublich schweren Berufes zugrunde gingen, das

La patenostre

des Derofley. Avec leur com-
plainte contre les me-
decins.



Fig. 78.

vergißt natürlich der negierende Volksgeist. Diesen Kritikern sollte man das Bild von Mignard (siehe Figur 111 in »Medizin und klassische Malerei«) vorhalten, wo in hochdramatischer Weise die Szene geschildert wird, in der ein Arzt, der gerade einem jungen Weibe die Pestbeule in der Achselhöhle geöffnet hat, als Opfer der Contagion dahinfinkt. Boccaccio schildert schon in seinem Decamerone die Übertragung der Pest durch das Berühren der Kleider. Die Ärzte suchten sich infolgedessen bald durch eine abschließende Gewandung vor dieser Ansteckung zu schützen. Sie trugen eine Lederkleidung mit Handschuhen und eine Maske vor dem Munde und der Nase, in welche sie prophylaktisch wirkfame Specereien taten. Bei aller Lächerlichkeit des Aussehens wird eine solche Schutzkleidung nicht wirkungslos gewesen sein. Wir besitzen einen Stich von Columbina, der einen solchen Arzt gelegentlich einer Pestepidemie zu Rom im Jahre 1656 nach dem Leben zeichnete. Die berühmte Druckerei von Paulus Fürst, aus welcher eine Unzahl interessanter Einblattdrucke ins Land gingen, benutzte diese Vorlage, um daraus eine Satire gegen die Ärzte zu machen, den »Doctor Schnabel von Rom«. Wir geben die sprachlich amüfanten, den Charakter des Bildes verändernden Verse wieder. Das Bild selbst hat Fürst nur insofern gefälscht, als er statt des kleinen pulsführenden Stöckleins einen langen

vergißt natürlich der negierende Volksgeist. Diesen Kritikern sollte man das Bild von Mignard (siehe Figur 111 in »Medizin und klassische Malerei«) vorhalten, wo in hochdramatischer Weise die Szene geschildert wird, in der ein Arzt, der gerade einem jungen Weibe die Pestbeule in der Achselhöhle geöffnet hat, als Opfer der Contagion dahinfinkt. Boccaccio schildert schon in seinem Decamerone die Übertragung der Pest durch das Berühren der Kleider. Die Ärzte suchten sich infolgedessen bald durch eine abschließende Gewandung vor dieser Ansteckung zu schützen. Sie



Fig. 79.

Stab dem Arzt in die Hand gibt, der in Fledermausflügeln endet, so daß das Ganze zu einem Kinderschreck wird.

Vos Creditis, als eine Fabel,
 Quod Scribitur vom Doctor Schnabel
 Der fugit die Contagion.
 Et autert seinen Lohn darvon
 Cadavera sucht er zu fristen
 Gleich wie der Corvus auf der Miften
 Ah Credite, zihet nicht dort hin
 Dann Romae, regnat die Pestin.

Quis non deberet sehr erschrecken
 Für seiner Virgul oder stecken
 Qua liquitur, als wär er stumm
 Und deutet sein Confilium
 Wie mancher Credit ohne Zweifel
 Das ihn tentir ein schwarzen Teuffl
 Marfupium (Geldbeutel) heißt seine Höll
 Und aurum die geholte Seel.

Ebenfowenig wie mit der Pest war zu scherzen mit der großen Genitalpest, die seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die alte Welt heimgesucht hatte. Das satirische Material in Wort und Bild gegen diese Gott gesandte Seuche ist natürlich ein sehr geringes. Beichte und Buße waren die landläufigen Gegenmittel. Das Scherzen aber kam beinahe dem Lästern gleich und des Kaisers Maximilian I. Edikt gegen die Blasphämios, die Gotteslästerer, erkennt hierfür die bösen Blattern als Gottes strafende Abficht an. Es soll deshalb an dieser Stelle wenigstens das anonym gehaltene Paternoster erwähnt werden, welches nach Ansicht von Witkowski und Cabanès, welche es veröffentlichen¹⁾, von Nicolas Buffet in Paris um 1540 gedruckt wurde. Der Buchtitel heißt: La pate-nostre des verollez. Avec leur complaint contre les medecins.

Wir bringen nur einige Verse:

Pater Noster
 Tres glorieux
 Nostre faulveur commje croy
 Noublie pas les véroleux
 Qui dresent leur priere a toy.
 Qui es in celis.

¹⁾ Gayetez d'Esculape, Paris 1909.

Six nous souffrons de Grans maux
 Et croy si ne nous amendons
 De nos pechez et nos deffaulx
 Fauldra par force que ton nom
 Sanctificetur.

Les médecins ny voyent goutte
 Et ne nous laissent ung denier
 Et nous avons si fort la goutte
 Que presque nous faust regnier
 Nomen tuum.

Jay essayé maint médecin
 Autant que jamais jeune filz
 Et si ay ulcerez sans fin
 Encore ne doute que pis
 Adveniat etc.

Nur der »anmutige Geist« eines Rabelais konnte es riskieren, über diese furchtbare Seuche zu spotten und sein Buch den allerkostbarsten spanisch Feuerleuten, das ist den Syphilitikern, zu widmen. Wie die Welt sich in der Folgezeit verändert hat, und daß auch den schwersten Zufällen im Leben gegenüber der gallige Humor standhält, das sehen wir aus der Flut der Cholerakarikaturen. Doch zwischen Pest und Cholera kam mit Windeseile über den Erdboden gehuscht eine Krankheit, die schon Sydenham 1675 beschrieben hatte: die Influenza. War die bedeutendste der Influenza-epidemien des achtzehnten Jahrhunderts die des Jahres 1781 auf 1782 gewesen, so zeichnete sich die des Jahres 1803 durch eine besondere Ten-



Fig. 80. Die Löwin der Saison.

Cham aus Charivari (1858).

azität aus, nachdem diese merkwürdige Seuche eigentlich die letzten Jahre des Jahrhunderts kaum ganz verschwunden war; diese Eigenschaft sollte sich übrigens nach hundert Jahren wiederholen. Dann aber hatte die Welt



Fig. 81. Der Präservativmann gegen die Cholera.

zirka zwanzig Jahre Ruhe. Diesen Moment des Abschieds aus England hat J. West in seiner Karikatur dargestellt in Form einer Dankadresse der medizinischen Fakultät an Honorable Mr. Influenzy for his Kind Visit to his Country. Das Influenzagespenst, selbst zum Umfallen elend, sitzt auf dem

Stuhle der Nacht, umgeben von einer Kollektion von Medikamenten, unter denen James Powder, Laudanum und ein Riesenfaß mit Peruvian Dark die Hauptrolle spielen. Zu seinen Füßen legt der Sprecher der Fakultät ehrfurchtsvoll eine Dankadresse nieder. In ihm und den anderen acht Ärzten müssen wir zum Teil als solche namentlich bezeichnete bekannte Ärzte



Buntdruck 1832.

Fig. 82. Porträt eines Cholerapräservativmannes
oder strenge Diät, wie sie heutigen Tages leicht zu halten wäre.

Text von M. G. Saphir.

Londons erblicken, von denen jeder natürlich ein anderes Mittel gegen die Krankheit preist (farbige Tafel Nr. II). Der Hauptwunsch aber, der auch an erster Stelle angebracht wird, ist: Laß bitte einige Reminiszenzen an dich zu unserem Benefiz zurück. Die Karikatur ist wohl in Erinnerung an Holbeins berühmtes Gemälde: »Die Vereinigung der Chirurgen- und Badergilde« ausgeführt (siehe: Die Medizin in der klassischen Malerei, Seite 75). Leider Gottes war der Abschied der Grippe kein endgültiger.

Ein anschauliches Bild von den Zuständen, die die Influenza, la Grippe in Frankreich genannt, schaffte, lesen wir in »London und Paris« vom Februar 1803. Dasselbst ist auch ein Gassenbauer niedergelegt, den damals alle Bänkelfänger vortrugen; wir bringen eine Strophe, die sich auf die Ärztehauße bezieht. Der gewöhnliche Preis für den Besuch eines Arztes in der Epidemiezeit stieg auf drei Livrestaler:

Le médecin pour nous guerir
 Cherche lui même à nous survivre.
 Sans nous empêcher de mourir
 Nos écus le feront bien vivre.
 Gare à vous mes amis,
 Que la grippe ne vous agrippe
 Gare à vous mes amis
 La grippe est de mode à Paris.

Natürlicherweise fällt ein solcher Spaß mit einer Gefahr, die beinahe vorbei ist, auf fruchtbaren Boden, aber was war diese Epidemie gegen die Cholerapandemie des Anfangs der Dreißigerjahre und namentlich gegen die Furcht, die man vor derselben hatte! Diese Choleraphobie wurde unterhalten durch die dauernden Berichte aus der ganzen Welt, da bis zum Jahre 1837, in welchem Berlin noch einmal heimgesucht wurde, die Cholera auf unserer Erde herumvagierte.

In der Zeit vom 30. August bis 30. Januar 1832 starben in Berlin von 2274 Erkrankten 1423 und an diesem letzten Tage schlug man dankerfüllt den Erlöstaler. Auf der Vorderseite sieht man die Berolina vor dem Todesengel mit dem Schwerte hinfinken. Die Umschrift lautet: Demütiget euch unter der gewaltigen Hand Gottes. Auf dem Revers kniet die Berolina, Dankgebete verrichtend, darunter die Worte: Von der Cholera erlöst 30. Januar 1832. Die Unterschrift: Bei dem Herrn ist Gnade und viel Erlösung.

Man kann sich den erneuten Schrecken und die Aufregung vorstellen – und viele hängen ja mit diesen Ereignissen noch durch Vaters oder Großvaters Erzählungen lebendig zusammen – als schon im Juni desselben Jahres von neuem die Plage die Stadt erreichte und beinahe alle Erkrankten auch hinwegraffte. Liest man die Zeitungsnachrichten



Aus dem Album com. de Patbol. pittor.

L'Apoplexie foudroyante.

Der Schlaganfall. Von Ch. Aubry (1822).

aus jener Zeit durch, so zeigt sich in ihnen so recht das bange Interesse, mit dem man den Todeszug der Seuche verfolgte.

Zwei Dinge waren es, die die Gemüter am intensivsten beschäftigten. Was ist die Cholera, und wie schützt man sich am besten vor derselben? Diese beiden Dinge spiegeln sich auch in den Cholerakarikaturen wider.



Fig. 83. Porträt einer Cholerapräservativfrau.

Zunächst, was ist das Choleragift, so flüchtig, so giftig, so klein und doch so mächtig? Jeder Mann im Volke hat in jenen Tagen darüber nachgedacht und sich seine Meinung gebildet und doch wußte niemand die Wahrheit. Es war, wie die Karikatur (Figur 81) zeigt, eine große und harte Nuß, deren Schale erst im Jahre 1883 Robert Koch mit genialer Hand aufbrach.

Mich nach Vorschrift zu bepacken, unterließ ich nie,
Doch das Nüsschen dort zu knacken, heißt die Frage – wie?

Auf dem Nährboden der Todesangst wucherten natürlich üppig die unfehlbaren Mittelchen wie Schimmelpilze und ihre Anpreisung wurde selbst zur Plage. Darin aber war man einig, wenn die Krankheit erst



Fig. 84. Szenen der Cholerabühne.

Reisender einer Cholerapräservativniederlage von Einbildungshaufen empfiehlt etc.

Besitz ergriffen hatte, waren die Mittel für den Kranken und für den Lieferanten nicht mehr von Nutzen, man warf sich also auf die Präservative.

Auch ärztlicherseits stand man der Krankheit ziemlich ratlos gegenüber, ein Eingeständnis, welches sich am unverhülltesten in den Thesen



Fig. 85. Le ministère attaqué du Choléra morbus.

Politiſch-medizinische Karikatur auf die Cholera 1832. Fus La caricature (Journal) von Grandville.

der Cholerakonferenz des Jahres 1874 wiedergibt. »Mittel, welche mit Sicherheit das Choleraagens zerstören, sind bis jetzt nicht bekannt.« Noch 1882, ein Jahr vor Entdeckung des Choleraerregers, empfiehlt Häfer Chinin, frische Luft und Wasser. Faber spricht sich über die 1832 in Paris angewandten Mittel, die nicht verhindern konnten, daß in kürzester Zeit zirka zwanzigtausend Opfer starben, so aus:

Il (das Choleramonstrum) se rit de vos soins, joue avec votre vie
Irez-vous l'abreuver du punch de Magendie,
Ou comme Récamier, d'une glaciale eau
Inonder et crisper les pores de sa peau!
Qu'importe avec Breschet que le malade fue,
Que Broussais l'abandonne à l'avidie sangsue
Qu'on humecte à longs traits son estomac ardent,
Ou lentement promène un citron sous sa dent!
Ou de Petit enfin que le brûlant endos
D'un fer incandescent ait fillonné son dos!

War es da auffällig oder unnatürlich, wenn man sich prophylaktisch schützen wollte, und sich um die sogenannten Präservativmittel riß.

In dieser Zeit der Angst und der Panik brachte ein Blatt, das Porträt eines Cholerapräservativmannes, eine gewisse Beruhigung. Wenn man über etwas lachen kann, ist es schon nicht mehr so schlimm, und die Tatsache, daß dies Blatt, welches der berühmteste Witzling seiner Zeit, Saphir, kommentierte, an vielen Stellen kopiert und etwas verändert nachgedruckt wurde, spricht für seine Begehrtheit (Figur 92). In Tausenden von Exemplaren wurde es verbreitet, so daß es sich heute noch beinahe in der Mappe jedes Antiquars befindet. Die schwache Illustration wird folgendermaßen von Saphir erklärt.

»Ein Mensch, mit allen Präservativen versehen, muß folgendermaßen einhergehen. Um den Leib erst eine Haut von Gummi elasticum, darüber ein großes Pechpflaster, über diesem eine Binde von sechs Ellen Flanell. Auf der Herzgrube einen kupfernen Teller. Auf der Brust einen großen Sack mit warmem Sand, um den Hals eine doppelte Binde mit Wacholderbeeren und Pfefferkörnern gefüllt, in den Ohren zwei Stück Baumwolle mit Kampfer, an der Nase hat er eine Riechflasche von Vinaigre des

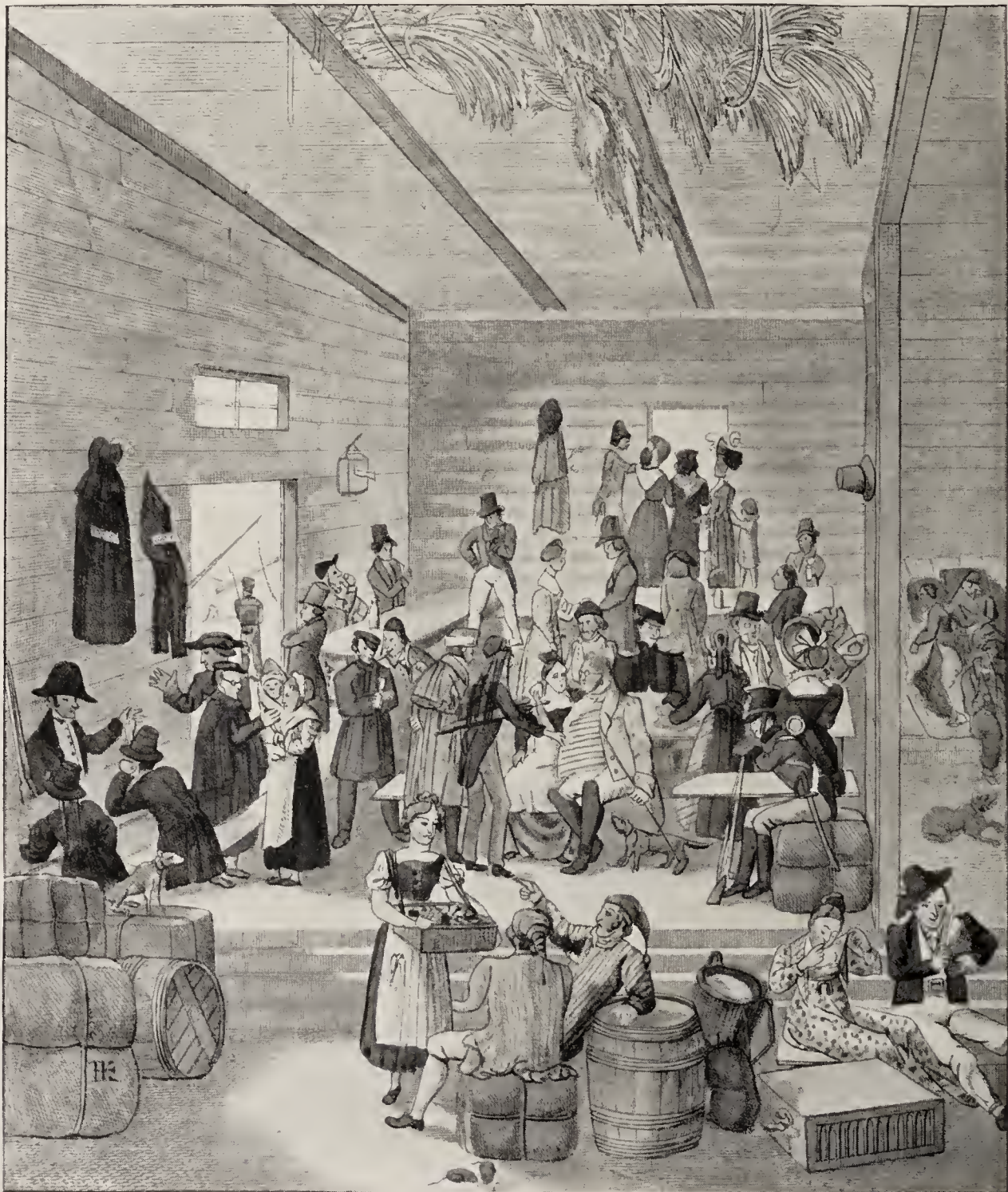
quatre voleurs hängen, und in dem Munde eine Zigarre. Über den Binden ein Hemd in Chlorkalk, darüber eine baumwollene Jacke, darüber einen heißen Ziegel und endlich eine Weste mit Chlorkalk. Fla-



Fig. 86. Die wohleingerichtete kleine Hausapotheke für einen seine Gefundheit liebenden Cholerapräservativmann.

nellene Unterbeinkleider, Zwirnstrümpfe in Essig gekocht und Schafwollstrümpfe darüber mit Kampfer eingerieben. Sodann zwei Kupferflaschen mit heißem Wasser gefüllt und Oberschuh darüber. Hinter den Waden hat er zwei Wasserkrüge hängen. Sodann einen großen Über-

rock mit Schafwolle und Chlor und über den ganzen Anzug einen Mantel aus Wachseleinwand und einen dito Hut. In der rechten Tasche trägt er ein Pfund Brechwurzel und ein halbes Pfund Salbei, in der



Buntdruck 1832.

Fig. 87. Die Leiden und Freuden einer Cholerakontumazanstalt.

linken Tasche ein Pfund Melissentee und ein Pfund Eberwurzel. In der Westentasche eine Flasche mit Kamillenöl und eine Flasche mit Kampferäther. Auf dem Hut eine Terrine mit Graupensuppe, in der linken Hand einen ganzen Wacholderstrauch und in der rechten ein Räuchergefäß,



Bunttruck, London 1831.

Fig. 88. An Attack of Cholera at the Horticultural Gardens.

worauf eine Tasse mit Essig und Gewürznelken. Hinter sich, an den Leib gegürtet, schleppt er einen Karren nach sich, auf welchem sich eine Badewanne, fünfzehn Ellen Flanell, ein Dampfbadeapparat, eine Räucherungsmaschine, acht Frottierbürsten, achtzehn Ziegel, zwei Pelze, ein Bequemlichkeitsstuhl und ein Nachtgeschirr befinden. Über dem Gesicht muß er noch eine Larve aus Krauseminzteig haben. So ausgerüstet und so versehen ist man sicher, die Cholera – am ersten zu bekommen.«



Cholera's Wahlverwandtschaft

Samml. Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 89.

Die Cholerapräservativfrau, in Nürnberg erschienen, ist schon viel feltener zu finden. Statt des Wagens folgt der Dame ihr Schößhündchen, angetan mit einer Cholera Leibbinde, den Schweif mit Fliederzweigen geschmückt und die Füße in Socken. In dem Munde trägt es einen Querstock, an dessen beiden Enden ein Lavementapparat und ein Waschbecken hängen. Um den Hals trägt es eine Kupferplatte mit der Inschrift: »Nur keine Furcht« (Figur 83).

Aus der Zahl ähnlicher Choleramänner wollen wir noch die ganz geistreiche Lithographie eines solchen mit der »wohleingerichteten kleinen

Hausapotheke« erwähnen. Zu den bereits genannten Requisiten kommen hier noch die bekanntesten Choleraautoren hinzu, wie Dr. Hahnemann, Jörg, Harleß, Ammon, Ruft, Leo, Antomarchi und andere, und die Szenen der Cholerabühne: Reisender einer Cholerapräservativniederlage von Einbildungshaufen (Figur 84).

Wie die Cholera inmitten fröhlichen Treibens unverfehens die Menschen faßt, das ist poetisch und dramatisch geschildert, aber auch als Satire be-



Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 90. A Cholera Doctor.

handelt worden. Eine englische Karikatur ist ganz amüßant, schon wegen des Kostümbildes. Ein Kavalier, der sich offenbar zu ganz anderem Zwecke den botanischen Garten in London angesehen, bekommt inmitten der Schönen seine Attacke. Die deutsche Karikatur erinnert sich recht geschmacklos der einst so beliebten Totentänze und zeigt uns einen Kaffeeklatsch, bei dem das cholerische Temperament der Kaffeetanten in echte Cholera asiatica sich verwandelt (Figur 89).

Obgleich eigentlich zu dem Thema der politisch-medizinischen Karikatur gehörig, bringen wir hier noch die französische Karikatur: Das

Ministerium von der Cholera ergriffen, von Grandville. Der Minister des Innern liegt bereits mit grünverfärbtem Gesicht entseelt am Boden. Der Minister der Landwirtschaft erbricht Dukaten, der für Justiz die Wage der Gerechtigkeit. Ein Teil der Minister will fliehen, auch Louis Philipp wird es furchtbar schlecht, es entgleitet seiner Hand die Zivilliste mit achtzehn Millionen Franken, und ein unerschrockener Bürger, den hohen Hut auf dem Kopfe, hat das Vomitiv für ihn in der Hand. Er soll die Liberté wieder von sich geben (Figur 85).



Fig. 91. Rauchen als Präservativ gegen die Cholera.

Ganz im Sinne einer Volkskritik war es auch, daß man sich über die Maßnahmen der Regierung lustig machte, da diese keinen Erfolg zeigten. So geht es zum Beispiel in der Kontumazanstalt, die unsere Abbildung zeigt, ganz lustig zu (Figur 87):

So drunter, drüber fieht es aus
 In dem belobten Reinigungshaus,
 Nicht wahr, das ist erbaulich?
 Zwar glaubt man, daß die Cholera
 Sich dadurch eh'r der Grenze nah',
 Doch man sagt's nur vertraulich.

Die unglaublichen Zustände beim Ausbruch der Cholera in Polen und das Treiben der nach Deutschland Flüchtenden hat ein zeitgenössischer



Fig. 92.

Maler, Joseph Pögl, 1832 zum Vorwurf eines Gemäldes genommen (erschienen bei Cotta).

Zum Schluß dieser Cholerakarikaturen bringen wir noch des berühmten Robert Cruikshank A Cholera Doctor (Figur 90). Was dem einen Eule, das ist dem andern Nachtigall. Da mißgönnt man nun dem durch die Epidemie reich gewordenen Doktor den wohlverdienten Lohn. Springen auch die Toten vergnügt um die Cholerapastete herum, der Patent Imperial Brandy des Dr. Daun hat ihnen sicher nicht als Sprung-



Fig. 93.

brett ins Totenreich gedient. Unser Kollege machte es nur wie der Doktor bei Geoffrey Chaucer um 1390 (Canterbury-Erzählungen 440) nach der Pest:

Er ritt in einem roth und blauen Kleide
Mit Taffetas gefüttert und mit Seide,
Doch war er kein Verschwender und hielt fest,
Was er gewonnen hatte bei der Pest.

Aus demselben Cholerajahr stammt die deutsche Karikatur: »Wie der Doktor in Krähwinkel seinen letzten Cholera-Patienten auf allopathischem Wege glücklich durchbringt und somit aus dem Krankenhause hilft« (Figur 93). Welch schauderhaft geistreiche Satire gegen die Ärzte, welcher Aufwand von Wit und Geist gegen einen Stand, der in der Kriegszeit des Cholerajahres seinen Mann gestanden! Aus dem Fenster eines jetzt vermietbaren Choleraspitals zieht ein im Pesthabit gekleideter Arzt den letzten Patienten mit einem Strick um den Hals so aus dem Fenster,



Vor'n Sechser Cholera, aber'n Bischen Morbus mang.

Fig. 94.

daß er gerade in den offenen Sarg fällt. Da lob ich mir das anspruchslose Blättchen goldigen Berliner Humors: Vor'n Sechser Cholera, aber'n Bischen Morbus mang (Figur 94).

Eine kleine Vignette unter François Fabres *Souvenirs du Cholera – Morbus*, vom genialen Daumier gezeichnet, zeigt uns zwei sich umarmende Bürger verschiedenen Standes oder Nation: als Illustration zu den feherischen Versen des Phokeers. Und diese Verse über die Gefahr der Seuchenvasion vom Osten her möchten wir mit nachdrucksvollem Pathos so laut deklamieren, daß sie im Westen mit Verständnis gehört werden;

was damals frommer Wunsch war, ist heute Wirklichkeit; geordnete Verhältnisse können Pest und Cholera aufhalten und töten, aber über das politische Chaos hüpfte triumphierend der Würgeengel. Die Schlußakkorde lauten:

Calmez, calmez aussi les haines politiques
 Que nourrit le dégoût de vos terreurs paniques,
 Ne vous irritez plus d'un cri de liberté,
 Écoutez la justice, aimez l'humanité.
 Nous, peuples, liguons-nous, mais par les ligues saintes;
 Nos gouvernants alors respecteront nos plaintes;
 L'abondance et la paix tûront le choléra
 Venez donc. Aidons-nous, le Ciel nous aidera.

NERVÖSE AFFEKTIONEN.

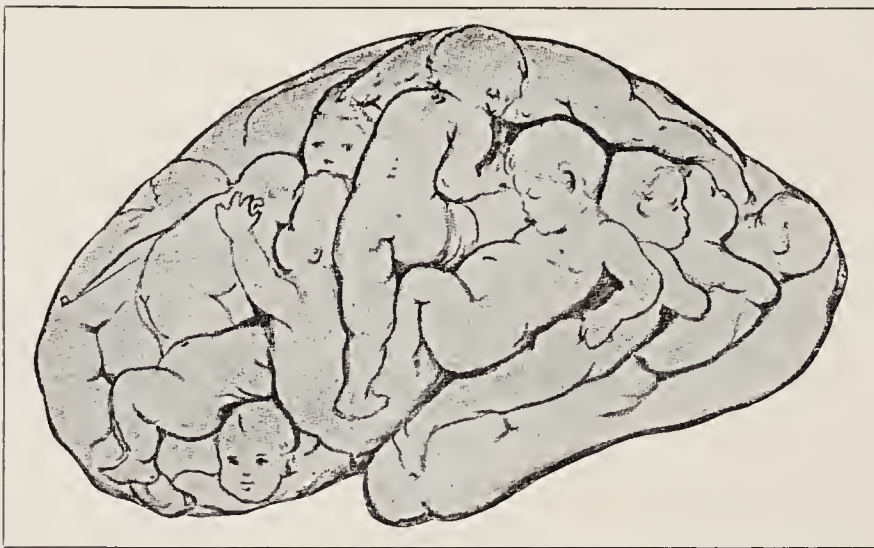
Aus dem Tohuwabohu der medizinischen Katarmusik läßt sich eine geschlossene Fuge herausnehmen, die zum Gegenstande der verspottenden Darstellung die nervösen Leiden hat; was dann noch kommt, ist ein Potpourri von Einzelheiten.

Die äußere Veranlassung zur Karikierung der großen und kleinen menschlichen Leiden war eine ganz verschiedene. Ein Teil solcher Störungen der Stoffwechselmaschine, Mensch geheißen, trägt an und für sich schon einen etwas lächerlichen Beigeschmack, wie die Migräne, der Bandwurm, die Hühneraugen, andere Leiden liegen den Schwächen des Charakters sehr benachbart und man hoffte diese wie jene durch das Mittel der Karikierung zu bessern. Dann kam eine Zeitperiode, in der Humoristen und Satiriker, die in der Schule der politischen Karikatur groß geworden waren, durch polizeiliche und imperative Gewalt dem »garstigen Liede« entfremdet wurden. Die durch das Bürgerkönigtum unterdrückte französische Künstlerschar fand andere Absatzgebiete ihres Humors und schuf unter anderem das Album comique de Pathologie pittoresque, von dem wir bald einige Proben bringen werden. Stehen diese Blätter auch nicht auf der Höhe früherer Kunstleistungen, so beweisen sie wieder das Interesse, das Frankreich jederzeit medizinischen

Dingen zuwandte. Wieder andere Blätter entstanden auf Grund lokaler, jetzt schwer kontrollierbarer Urfachen, und so müssen wir uns heute an Früchten erfreuen, die wir nicht gesät haben.

Die Migräne, oft das letzte, leider manchmal sogar das erste Mittel der streikenden Herrin des Hauses, ist häufiger und besser Gegenstand poetischer Satire gewesen als Zielpunkt malerischer Laune. Auch die Karikatur im *Album comique* ist nicht gerade geistvoll. Eine junge Frau sitzt mit gestügtem Köpfchen in dem Sorgenstuhl. Man ist beschäftigt, Hemd und Bett zu wärmen, trotzdem draußen helle und warme Julisonne ins Zimmer lacht. Der Mann schleicht verschüchtert auf den Socken im Zimmer herum, während das Söhnchen ganz ungeniert die Trommel bearbeitet. Im Gegensatz zu dieser Situationskomik, die den ganzen Reiz des Bildes ausmacht, steht eine Zeichnung Aubrys, die das Problem des Schlaganfalls mit bewundernswerter Künstlerkraft löst. Man versetze sich in die schwierige Lage eines Bildners, die Apoplexie, den Schlag aus heiterem Himmel, mit einer gewissen Realistik und trotzdem mit komischer Wirkung zu schildern: das Unästhetische und Grauensvolle mit witzigem launigen Einschlag. Sehen wir, wie glücklich und mit welcher Vollendung der geniale Künstler seine schwere Aufgabe löste. — Auf einem Sofa, in der Mitte der Szene, liegt der kurzhafige, untersetzte Mann. Sein schauderhaft widerwärtiges Gesicht ist blau gedunsen, der Mundwinkel hängt gelähmt. Die Perücke ist zur Seite gerutscht. Linker Arm und linkes Bein sind in ihrem gelähmten Zustand nach außen gedreht und zeigen gleichfalls bläuliche Verfärbung. Realistisch bis zur Unästhetik und ekelhaft, wenn man diese Person allein betrachtet (siehe farbige Tafel Nr. III). Die komische Wirkung liegt in dem Beiwerk, der Situation und dem Ausdruck. Der Künstler gibt uns die ganze Anamnese. Der alte Schlemmer hat sich in seiner Garçonnière eine kleine Orgie zurechtgemacht. Der Garkoch von nebenan ließ ein Souper auftragen, wie für eine große Hochzeitsgesellschaft. Da stehen sie noch herum, die Schüsseln mit Braten und Leckerbissen. Für die Anfeuchtung des Essens hat der Gourmand selbst geforgt, und dies nicht zu knapp. Eine Batterie von Flaschen steht auf dem Tische, lauter gute Tropfen. Clos Vougeot, Maraskino und Anisette und zum Schluß noch die dampfende

Punschbowle; alles Indizienbeweise für ein solennes Bacchusfest. Doch auch der Venus hat er gehuldigt. Im Hintergrunde etwas und doch als Hauptperson steht zu Tode erschreckt, schuldbewußt eine Pariser Grifette. Schnell hat sie sich noch ein Tuch umgeworfen, um ihre entblößten Schultern zu bedecken. Schließlich kann sie nichts dafür, daß es ein solches Ende mit dem alten Sünder nahm, und statt der versprochenen goldenen Berge hat sie jetzt noch polizeiliche Schikanen, denn ein herbeigerufener Revierkommissär nimmt soeben den Sachverhalt auf. Diesen Mann der Obrigkeit hat vor allem Aubry zum Träger der komisch-satirischen Idee gemacht. Mit seinem Gesichtsausdruck steht und



Samml. Roediger, Frankfurt a. M.

Fig. 95.

Aus dem Album Professor Edingers (1886).

entgleist der Charakter des Bildes; und in Wahrheit gibt das begehrlische Schnüffeln dieses Bureau-menschen die Auflösung des Rebus. Ohne ihn könnte die Antialkoholiga das Blatt in ihre Warn-tafeln aufnehmen. Es ist unzweifelhaft, es

steht ihm auf der Nase geschrieben: der Kerl säuft selbst und die aromatischen Bowlendämpfe haben ihn bereits sympathisch animiert. Mit lüfternem Blick sucht er in die Dekolletage der Grifette einzudringen, und während er selbst sich schon die Freuden des Genusses vortäuscht, wird es dem Beschauer der Szene klar, daß auch dieser Diener der Gerechtigkeit ein Opfer der Venus und des Bacchus sein wird.

Das Stubenmädchen treibt im Hintergrunde eine Art von Leichenfledderei, der Künstler überläßt es aber dem Leser des Bildes, sich mit dem herbeigerufenen Arzte abzufinden. Packt er sein Instrumentarium aus zum Aderlaß oder wieder ein, weil es schon zu spät ist?

In diesem Bilde Aubrys haben wir ein treffliches Vorbild, wie die komisch-satirische Tendenz zu erreichen ist allein durch die rein künst-



Buntdruck.

The Hypochondriac.

Der Verfolgungswahnfinn. Von J. Rowlandson, London (1792).

lerische Leistung, ohne daß durch burleske Zutaten oder groteske Verzerrungen ein natürlicher Vorgang vergewaltigt wird. Um die nüancierte Erzählungskunst der Franzosen richtig zu bewerten, werfen wir noch einen Blick auf eine englische Satire über den Verfolgungswahn (siehe farbige Tafel No. IV). Der Witß und die Erfindungsgabe des großen Rowlandson scheiterte an der offenbar leichteren Aufgabe, und statt einer satirischen Melodie brachte er nur einzelne Noten ohne Verbindung zu Papier.

Es ist eine interessante Tatsache, daß der Begründer der medizinisch-artistischen Schule in Frankreich, der geniale Charcot, zu dem Studium des Zusammenhangs der bildenden Kunst und der Medizin durch die Betrachtung der Epilepsie und der Tobfucht in der Kunst inspiriert wurde. Richer schildert das anschaulich, wie der Meister vor einem Rubensschen Altarbild zuerst diesen Gedanken festhielt, überrascht von der Realistik der Darstellung.

Wenn man nun berücksichtigt, daß die Auffassung von der übernatürlichen Ursache des Besessenseins und ihrer kirchlichen Sühne eines der stärksten Machtmittel der Kirche war, und daß noch zur Zeit der beginnenden Aufklärung und fortgeschrittenen Wissenschaftlichkeit das Licht, das der niederdeutsche Arzt Weyer entzündet hatte, kaum einem flackernden Kerzenschein gleichkam, so wird man verstehen, daß die Satire sich erst sehr spät an dies gefährliche Kapitel herangemacht hat. Unter der Unzahl von Gemälden und Darstellungen von Teufelaustreibungen und konvulsivischen Szenen kommt kein Künstler in den Verdacht, daß er, persönlich über der Situation stehend, wenn auch nur versteckt, eine Satire gemalt habe mit dem ironischen Lächeln der Ungläubigkeit.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts scheint die Behandlung von Geisteskranken noch in den Händen von wirklichen Ärzten gelegen zu haben, und man hat bei Tobfuchtsanfällen nicht wie später nach dem Priester geschrien, sondern zum Arzte geschickt. Beleg dafür ist eine Geschichte des Stricker aus den Streichen des Pfaffen Ameis. Diese Erzählung vom Juwelenhändler ist in kulturhistorischer Beziehung sehr bemerkenswert. Die Vorgeschichte ist kurz folgende. Der Pfaffe Ameis beschwindelt den Juwelenhändler, einen großen Pack Edelsteine

in sein Haus zu bringen. Den ahnungslosen Handelsmann läßt er dann fesseln und knebeln. Dann bereitet er seine Abreise vor und geht schließlich zu einem Arzt, bindet dem ein Märchen auf, daß sein Vater schon zwei Jahre stich und von Sinnen sei und daß er unter Toben immer schreie, man solle ihm sein Gut wiedergeben:

Ich soll ihm zahlen, schreit er immer
Und damit höret auf er nimmer.

Der Arzt verspricht, den Tobenden und von dieser fixen Idee Gepeinigten wieder herzustellen:

Wenn Ihr mir sechzig Mark wollt geben,
So will ich bessern ihm sein Leben,
Daß man ihn sieht verständig wieder,
Doch drücket mir den Preis nicht nieder.

Ist diese vorhergehende Verständigung über das Honorar nicht unzweckmäßig, so kann man leider das weitere Verhalten des Medikus nicht so bezeichnen. Alles geschah, wie der schlaue Pfaffe geahnt: der herbeigeholte Kaufmann fängt sofort an, nach seiner Entknebelung die Litanei seiner Vergewaltigung herzusagen und wird, als der Arzt ihm nicht glaubt, rabiät. Dieser läßt sich durch nichts beirren und beginnt seine Kur.

Er mußte sich entkleiden,
Es mocht ihm lieb, mocht unlieb sein,
Man zog ihm aus die Kleider fein
Und bracht ihn in das Higebad.
Daß er ein Haus hätt in der Stadt
Und daß daselbst ein Bürger er
Und auch ganz gut bei Sinnen wär,
Das schwor dem Arzt er immerzu.
Obgleich es wirklich nun so war,
So hielt der Arzt es nicht für wahr,
Er schor ihm ab das ganze Haar . . .
Zerstochen wurde ihm das Haupt
Mit einer Fliete ganz und gar,
Obgleich er doch nicht irre war,
Das Bad war ihm so heiß gemacht,
Daß er beinah da wär verbrannt etc.

Der Arzt ließ nicht locker bis in die Frühe. Der Kaufmann ist nun ganz mürbe, umso mehr als er wußte, daß der Gauner mit seinem Gut jetzt schon in Sicherheit sei. Der Arzt droht nun, daß die bisherige Prozedur ein Kinderspiel sei gegen das, was kommen werde, denn nur für den Heilungsfall war das schöne Honorar ausbedungen. Die kombinierte Schwißkur hat dem Kaufmann doch noch so viel Witß gelassen, daß er sich nun plötzlich geheilt stellt und die gewünschten Erklärungen abgibt.

Der Arzt: Gott sei gepriesen,
 Daß er mir diese Gunst erwiesen,
 Daß ich verständig Euch gemacht,
 O das war eine felige Nacht;
 Daß Ihr nun wieder habt den Sinn
 Und ich auch reich geworden bin.

Als nun der zu dem angeblichen Sohn geschickte Bote mit leeren Händen zurückkommt und es sonnenklar ist, daß der Arzt von einem Betrüger düpiert ist, da versteht auch jetzt noch der gelehrte Doktor nicht die Situation.

Bei der Treue mein,
 Verläßt er so den Vater fein,
 So will ich ihn denn damit schänden
 Und Euch zu dieser Stunde blenden.
 »Ach nein,« sprach da der Handelsmann,
 »Da ich mich selber lösen kann.«

Dieser geldgierige Doktor besteht nun auf das Lösegeld, trotzdem der Handelsmann fast sein ganzes Gut schon durch den Gaunerstreich des Pfaffen verloren hat und alle Nachbarn empört sind. Und die Moral? Wie hat sich doch die Auffassung in den sechshundert Jahren verändert. Man schämte sich damals nur der Blamage um des Verlustes willen.

Daß er dem Arzt muß Geld gewähren
 Und dessen sich nicht konnt erwähren,
 Das kam daher, wie man erzählt,
 Der war vom König auserwählt

Zum Arzt und hatte folche Macht,
Daß er den Kaufmann dazu bracht,
Daß er die fechzig Mark ihm gab.
Des fchämt fih jener bis ins Grab.

Und wir fchämen uns noch nach Jahrhunderten über unferen habgierigen und dämlichen Hofkollegen.

Starben nun wirklich geiftig Defekte nicht den Hexentod oder verfielen fie durch ihre Reden und Taten nicht dem folternden Hexenrichter, fo wanderten fie oft genug in die Gafthäuser oder in die Kafenhofpitäler, das find Tollhäuser, in denen jedoch von ärztlicher Fürforge nirgends die Rede war. So exiftierte fchon 1375 ein folches Irrenhaus mit dem fchönen Namen »Tollkifte« in Hamburg. Nur in Spanien gab es fchon im fünfzehnten Jahrhundert in Sevilla, Toledo, Valencia offenbar als Überbleibfel aus der arabischen Blütezeit Krankenhäuser für die Innocentes, wie fie genannt wurden (fiehe Ullersperger, Gefchichte der Pfyhologie in Spanien, Würzburg 1871). Im übrigen Europa wurden die Irren immer noch wie das Vieh gehalten, und es ift ein großes Verdienft des holländifchen Gelehrten Daniëls, in dem Amfterdamer Mediko-hiftorifchen Museum ein folches »Originalgafthaus« mit feinem zum Himmel ftinkenden Hohn und Spott auf Reinlichkeit und Hygiene erhalten zu haben. Als lebendigfte Erinnerung an vergangene Zeiten ftehen dort zwei Gitterkäften. Der eine ift ein Bett, von allen Seiten mit gepolfterten Stangen umgeben, das Bett für Epileptiker und Tobende. Eine wirklich humane Einrichtung. Der andere Apparat ift eine fchiebbare große Kifte, Rollkutfche genannt, mit Gitter von zwei Seiten und entspricht genau dem Modell, mit dem reisende Menagerien ihre Beftien befördern. In diefen Käfigen wurden noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein, Daniëls fagte mir fogar bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, die Geifteskranken in den Hofpitalgarten gefhoben zum Gaudium des Gefindels, welches die Ärmften fo lange durch die Gitterftäbe, nach Erledigung eines kleinen Eintrittspreifes, ftocherte und quälte, bis fie wirklich zu toben anfangen. So trieb man ihnen die böfen Geifter aus! In erfreulichem Gegenfaze zu diefem traurigen Treiben ftehen einige Verfuche, Seelenftörungen und folche der Intelligenz ärztlich zu be-

handeln. Dem Paracelsus wird eine Abhandlung zugeschrieben: »De morbis amentium«, und der Schweizer Arzt Felix Platter (1536 bis 1614) strebte schon eine individuelle Behandlung an und erklärte sich energisch gegen alle Zwangsmaßregeln. Doch diese Versuche machten keine Schule.



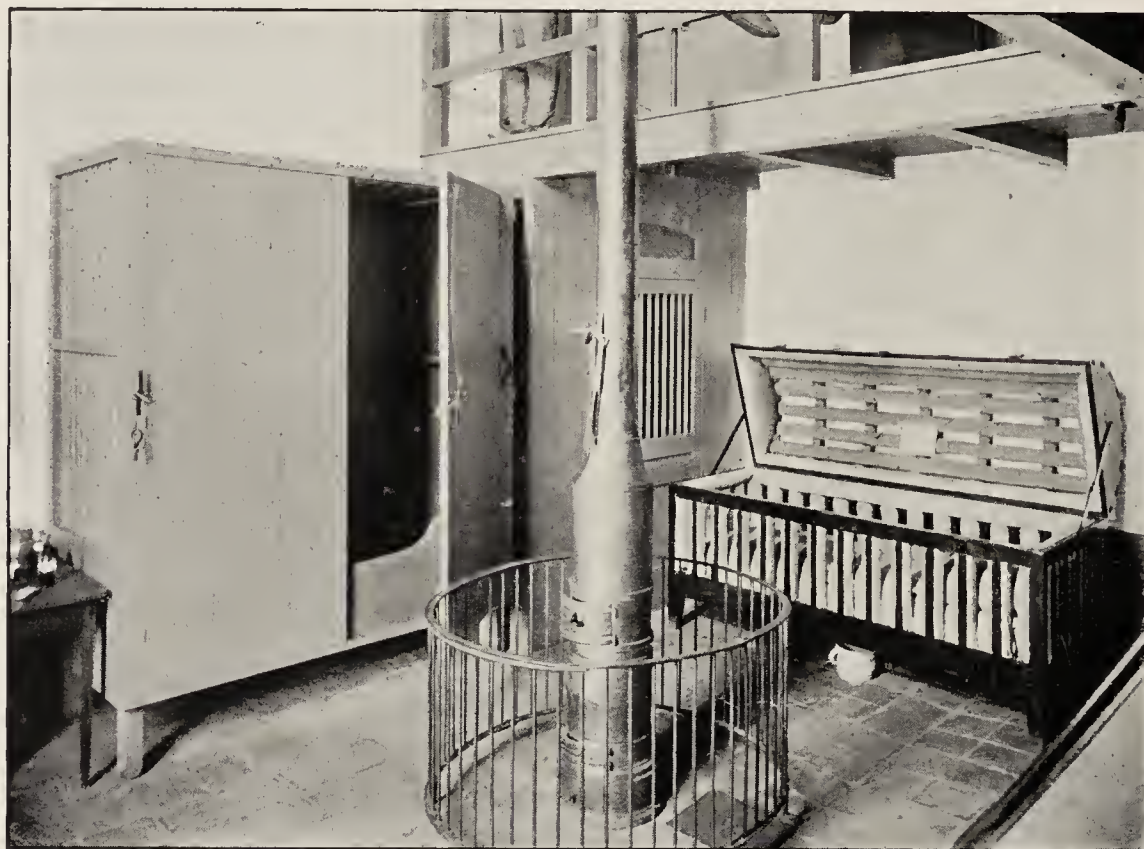
Buntdruck, London 1828.

Fig. 96. The Cramp.

Es scheint übrigens, als ob Geisteskrankheiten nicht gar so häufig vorkamen in einer Zeit, in der die Masse ein mehr vegetatives Leben führte. Lionardo da Vinci sagte von seinen Zeitgenossen, daß die groben Menschen eigentlich ein so schönes Instrument wie das Gehirn und die Vielfältigkeit der inneren Einrichtung gar nicht gebrauchten. In Wahrheit seien sie nichts anderes als ein Durchgang von Speise. Durch nichts hätten

seinen Anteil an der Spezies – Mensch – als durch Stimme und Gestalt, und alles andere sei viel weniger als Vieh (Entwurf zu seiner Anatomie).

Dieser ganz Dumme nahm nun mit Vorliebe die herumfahrenden Gaukler und Scharlatane an. Die alten Hippokratischen Vorschriften gegen die Epilepsie, am Kopf das Glüh Eisen anzusetzen oder die Stirnvene zu schröpfen – Aretäus empfiehlt sogar die Trepanation –, kamen wieder zu Ehren und wurden, wie alle modernen Mittel, über-



Mediko-hist. Museum, Amsterdam.

Fig. 97. Rolllutsche und Krampfbett.

trieben. Es bildeten sich die Steinschneidespezialisten, die bei Kopfkrämpfen und allerlei nervösen Zuständen angeblich Steine aus dem Kopfe schnitten. In der »Medizin in der klassischen Malerei« haben wir dies Kapitel bereits behandelt und gezeigt, wie Jan Steen diesem Thema schon allen Witz und kaustischen Humor vorweg genommen hat. Streiften diese gemalten Satiren gegen die menschliche Dummheit bereits auf das karikaturistische Gebiet über, so gab der Gegenstand auch noch Veranlassung zu den ersten wirklichen Karikaturen dieser Art. Henri Meige, der verdienstvolle und zielbewußte Hüter des Charcot'schen Erbes in Frankreich, hat in einer interessanten Monographie in der *Iconographie de la Salpêtrière* bereits die betreffenden Blätter veröffentlicht, die teil-

weise große Raritäten geworden sind. Das Bekannteste ist ein von Allardt geschnittenes Blatt, welches dadurch besonders in weiteste Kreise drang,



Fig. 98. Karikatur auf die Steinschneider und ihre Klienten.

daß die Zeichnungen und Stöcke desselben durch die Veränderung der Inschriften zu einer Verhöhnung des berühmten Kolonialaktienschwindels benützt wurden. Das Originalblatt trägt die Überschrift: Comt Mannen en Vrovwen alle bey – en laet v snyden vande key.

In der obersten Reihe sehen wir neben anderen grotesken Darstellungen wohl eine der frühen Karikaturen auf die erotischen Mönchsflagellationen, die später in der Affäre des Bruder Kornelius ihren Höhepunkt fanden. In der mittleren Reihe agiert eine ganze Steinschneideklinik: Groteske Operateure, noch groteskere Patienten mit dem Freß-, Sauf- und Raufteufel behaftet. Dazwischen sitzt, wie eine Hexe in einem Korbe, jemand, der die Eisen zur Operation glühend macht. Dem Geiste der Zeit vollkommen entsprechend, entledigt sich Hans Narr seines eigenen Steines auf natürlichem Wege. Diese Steinschneidemanier war schon im sechzehnten Jahrhundert in dem Maße als Libretto für die satirische Melodie beliebt, daß man sogar Sprichworterien nach ihr illustrierte. Aus dem Werke von John Grand Carteret, »Le Decolleté etc.« bringen wir ein Blatt des Golzius zum Nachdruck, weil dies mehr noch wie ähnliche den Karikaturcharakter zeigt. Bei einem Heilmeister befindet sich soeben ein Mann unter dem Messer. Eine bereits vom Stein befreite Frau sitzt im Hintergrunde, und soeben schleppt man mit Hilfe der Geistlichkeit unter heftigstem Sträuben ein junges Weib zu dem diplomierten Scharlatan. Während Carteret dies Blatt dem Golzius zuschreibt, beschrieb H. Meige das Blatt mit der beliebten Unterschrift: Nil opus Anticyras abeas, hic tollitur Aestrum mit Recht als Arbeit des Th. de Bry¹⁾ (Iconographie de la Salpêtrière 1898) (Figur 101).

Ein ganz grandioses Witblatt, für die eckige Bauernkomik der niederländischen Malerei so charakteristisch, daß diese Sonderkunst an Originalität mit den Kunstprodukten Japans verglichen werden kann, ist des Pieter Breughel des Älteren Karikatur auf die Gecken, die alle mehr weniger mit ihrem Stein behaftet sind, oder wie man am Rhein sagt, 'ne Fliege im Kopfe haben; die Karikatur, welche ich aus dem Amsterdamer Reichsmuseum durch die Güte des Direktors Dr. Moes erhielt, schildert uns in groteskester Form in der Art des Hieronymus Bosch van Hacken, des genialen Phantasten, das bewegte Leben bei der Ankunft eines solchen Steinschneidemeisters. Von allen Seiten kommen sie heran, die guten Leutchen aus allen Ständen, mit ihrer großen Beule am Kopfe: Ritter, Nonnen, Mönche, Metzger, Schuster und so weiter, alle vorzüglich charak-

¹⁾ Th. de Bry, Emblemata Secularia; Martin de Voß grav.

terifiziert. Auch über Schlepperpersonal und Affistenz verfügt der Operateur. Der Mann, der außerdem noch den Baß spielt, ein Vorbote zukünftiger ganzer Orchester, verkauft Mixturen. Ein altes Weib, an deren Gurt ein Besteck hängt, affiziert bei der Operation, ein anderer schleppt Kranke heran, wobei ihm das Malheur passiert, daß der Patient sich in seinem Widerstreben an der vollgespickten Geldkage festhält, so daß diese das



(Ben. Mouton) gal. Yero. 20000

Imp. d'Aubert 11

APPUEZ FORT ÇA FAIT RENTRER LA BOSSE - (L'ENFANT) OH! LA... OH!... LA LA LA... LA... C'EST ÇA APPUEZ TOUJOURS IL NY A RIEN D'MEILLEUR!... C'EST EXCELLENT!...

Fig. 99. Lithographie nach H. Daumier.

mühsam ergaunerte Geld wieder von sich gibt. Dem Operateur, der den Patienten zunächst durch die vor die Augen gehaltene Laterne zu blenden sucht, gucken allerhand Instrumente zur Tasche heraus; ihm zu Füßen liegt versteckt der Lieferant der Steine mit dem symbolisch ausgedrückten Schweigebefehl. Ihm gegenüber sitzt noch festgebunden ein soeben frisch Operierter. Ihm wird von einer alten Vettel Wasser über den Kopf gegossen. Vor seine Stirn ist ein Messer gebunden, nicht etwa als Symbol oder aus irgendeinem allegorischen Grunde, sondern gemäß der uralten Sitte, die bei uns am Niederrhein noch heute als blut- und

schmerzstillendes Mittel gilt. Jede Beule ließen wir uns als Kinder so mit einem flachen Messer oder Taler verbinden (Figur 99).

Das Aushängeschild zeigt Prachtexemplare exstirpierter Steine – natürlich haben die dümmsten Bauern auch hier die dicksten – und darunter als Gewerbeabzeichen: das Messer. Rechts unten liegt das Riesen-kuckucksei, in dem das Entfernen der Steine gerade en gros vor sich geht. Das privilegierte Blatt, welches auch von H. Meige in der Iconographie und von Briffaud in der Münchener medizinischen Wochenschrift 1904 reproduziert ist, stammt vom Jahre 1559.

Im Geiste jener Zeit stellte man sich die Dinge so vor, daß teils im Kopf und teils im Bauch der Sitz der menschlichen Ungezogenheiten sich befände. Das geht schon aus dem Fastnachtschwank des Hans Sachs, »Das Narrenschneiden«, hervor. Die verwünschten Schwächen der Sinne und des Fleisches, als da sind Hoffart, Geiz, Neid, Unkeuschheit und Völlerei, werden dem armen Patienten aus dem Bauch herausgeschnitten und zum Schluß noch ein Paket:

Allerlei Gattung, als falsche Juristen,
Schwarzkünstler und Alchymisten,
In Summa jene große Schar,
Die unser Doctor Brant fürwar
In seinem Narrenschiff läßt fahren . . .

Als weitere Illustration dieser Auffassung diene noch das frühe Blatt: Des Teuffels Garkuchen, von Hildenberg gestochen. Sucht man einen Gradmesser für die Erbitterung in der Reformationszeit, so kann man ihn in der Siedetemperatur dieser Pfaffenküche finden:

Der Teuffel tut sein Maistvieh schlachten,
Welches er bisher doch hielt in Achten
Mit sonderm Fleiß in Klöstern gemäst,
Gefüllt, gespickt aufs allerbest
Mit Unkraut lastern allerley
Wie er's gern frißt.

An der Wand hängt an einem Fleischhaken ein Pfaffe, kenntlich an der Tonsur; der Teufel hat ihm den Bauch geschlitzt und holt aus den Gedärmen die Embleme aller Laster heraus (Figur 100).

Doch der Sitz der Narretei faß auch, wie wir sahen, im Kopf. Der Schwindel mit dem Kopfschnitt tat bald keine Wirkung mehr, und so ahmte die Behandlung der Verworrenheit die neue chemische Richtung nach, mauferte und modernisierte sich. Der geniale Dubois, Franz de la Boe, am meisten unter dem Namen Sylvius bekannt, hatte nach dem Vorgang Helmonts neue bahnbrechende Gesichtspunkte für die Phyio-



Fig. 100. Des Teuffels Garkuchen.

logie geschaffen und Galens Einfluß zerstört. Dem Aderlaß verlegte er einen Stoß, an dem dieser selbst allmählich verblutete, und das Behandlungsbedürfnis vermehrte er durch eine Reihe meist chemischer Brechmittel. Neben diesen entleerenden Mitteln schuf er den Begriff der Alterantien. Die obersten Prinzipien seiner Kunst haben noch heute geltenden Schein: Virium conservatio, morbi sublatio, causae correctio, symptomum mitigatio. Die Lehren der neuen chemiatriischen Schule divergierten erheblich von der kürzlich erst statuierten iatrophysischen

Auffassung, welche, durch Harveys Entdeckung veranlaßt, alles Krankhafte in Stockungen des Blutes und der Drüsentätigkeit sah. Teilweise als Verspottungen dieser miteinander kämpfenden Theorien, teilweise als Karikaturen auf die Dummheit der Menschheit, teils auch als Brandmarkung der geldgierigen Ärzte und Aetherärzte, entstand eine Anzahl namentlich deutscher Flugblätter. Die Bühne der Scharlatanerie hat sich



Grand Carteret: Le Decolleté.

Fig. 101. Karikatur auf die Steinschneider.

Von de Bry.

toto coelo verändert. Statt schmutziger Spelunken mit primitivster Einrichtung betreten wir jetzt imponierende chemische Laboratorien mit luxuriöser Ausstattung. Dat Galenus opes. Wenigstens gilt dies Wort für die Glücksritter der Quintessenz. In langen seidenen, rauschenden Gewändern behandeln die Herren physikalisch oder chemisch, nur der Doktor aus Kalabrien auf Wunsch noch arabisch. Als diagnostische Erscheinung schwamm früher ab und zu in der Urinflasche ein Embryo, jetzt wuchs dieser Homunkulus zu einem Hansnarren aus.

Die Narreteien werden jetzt durch das Destillationsverfahren bekämpft. Der in den Brennhelm oder Brennofen hineingesteckte Kopf brodelnd und schwitzt allerlei Wahnideen aus; es entfleuchen durch den Kamin Zwangsvorstellungen und Kopfspein, und froh und geläutert zieht man den Kopf aus der Schlinge. Als Erinnerung an frühere krause Ideen von Würmern, Schlangen und ähnlichem Getier als Krankheitserreger, sieht



Fig. 102. Der Doktor von Kalabrien.

man den Abgang solchen Gewürms. Nach dem Wahlspruch »Suaviter in modo fortiter in re« stößt der Kalabrese einem zweiten Edelmann den Riesenspund in den Leib, während auf der Straßburger Karikatur der Arzt aus der Arzneiflasche »Sageffe« mit dem augenblicklichen Erfolge einer ausgiebigen Narrenentleerung einflößt. Von dieser Verhöhnung der chemiatriischen Schule, der Destillierkunst und der Uroskopie gibt es im Laufe eines Jahrhunderts mehrere Varianten. De Bry radierte 1594 eine Serie, der offenbar auch das Blatt 44 zugehört; der Neuherausgeber änderte nur die Kleidung der agierenden Personen und die untenstehenden Verse (Figur 104). Eine andere Auffassung desselben Doktor Wurm-

brandt zeigt ein Einblatt aus Nürnberg vom Jahre 1648 (Abbildung bei Peters Seite 111); eine noch andere das Flugblatt des weltstreichenden Arztes Simplicissimi (Figur 106).

Nur mit Gottes Hilfe gelangen den reisenden Chirurgen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts größere Operationen, wie der



Fig. 103. Von de Bry (1594).

Stein- und Bruchschnitt – kleinere kurierten sie auch ohne diese –; unsere Destillierärzte dagegen verlangen zweckmäßig als notwendige Vorbedingung den Glauben an den Erfolg:

Soll dich mein Ärgeney erlaben,
 So mußt du glauben daran haben,
 Der glaub bestättigt alle ding,
 Ohn ihn ist alle kunst und hilf gering;
 Doch komm wir wollen es versuchen
 In meiner Alchimistenkuchen,

Da ich den Brennhelm aufgericht,
Kom biet den kopff und fürcht dich nicht . . .

Begleitverse des Doktor Wurmbrandt (Figur 105).

Während nun der Patient den Kopf im Kasten hat, natürlich nichts mehr sehen kann und durch das Räucherwerk ziemlich benommen ist, erklärt der Meister dem »hasenmässig wüsten Tropff« das glückliche Entweichen seiner »Grillen, Mucken, Dauben«. Ob diese Manipulation heute



Fig. 104. Späterer veränderter Nachdruck.

noch glücken würde? Welcher Arzt kennt die Kraft der Suggestion so wenig, daß er nein sagen wird.

»Hasenmässiger Tropff.« Dies Wort bedarf der Erklärung, da wir heutzutage den Hasenvergleich nur im Sinne des Hasenherzens und des Hasenfußes heranziehen. Wir wollen konstatieren, daß der Kater hier den Hasen in der Neuzeit verdrängt hat, und es scheint dabei, als ob den Vorderen der Harung als Radikalmittel aus dem Tierreich vollkommen unbekannt gewesen sei. Wenigstens kommt er nicht in dem Rezept für das »vmblauffende Rädlin in den haspelhafften verwickelten

verzwickelten vnd verwirrten köpffen vnder den hasenhaaren« vor. Auf dem selten gewordenen Flugblatt aus dem siebzehnten Jahrhundert sehen wir den geplagten Ritter von Hasen umgeben und sich an den Doktor wenden:

Hör lieber Meister Domine
Und mein Anliegen wol versteh:
Mich thut in meinem kopff und hirn
Das hasenfieber hart fexiern
Darumb an mir kein fleiß nit spar,
Das ich abkomm der hasenhaar.

Das gegebene Rezept, bestehend aus zwei Lot Honigseim, Badstubenluft, neugefallenem Schnee, Mückenfett, Regenwürmerohren, Grillengefang etc., ist eine witzige Satire auf den Inhalt der Apothekerkästen des siebzehnten Jahrhunderts (Figur 107). Wer einmal nach Amsterdam kommt, verschäume nicht, sich im Mediko-historischen Museum den Apothekerschrank mit seinem absonderlichen Inhalt aufschließen zu lassen. Als letztes Mittel, welches sich allerdings nur die Reichsten der Reichen leisten konnten, wird dort zum Beispiel ein in Gold gefaßter Gallenstein eines indischen Schweins gezeigt, welcher in Weingeist getaucht statt Moschus gegeben wurde, die Einzeldosis zu fünfundzwanzig Gulden.

Das klassische Alter der Schwindelkuren und der Scharlatanerie im großen war das siebzehnte Jahrhundert. Je verrückter und mysteriöser die Heilprozedur war, desto mehr wurde sie begehrt, desto fester hing man ihr an. Es waren das die seligen Zeiten, in denen noch die königliche Berührung Tausende an einem Tage heilte. Panaceen konnte man schon für billiges Geld erwerben, die gleich wirksam waren gegen Schlagfluß und unrichtige Wochen. Keiner hat sich witziger über die Dummheit der wundergläubigen Patienten und die Frechheit der Scharlatane lustig gemacht wie Rabelais. Da schildert er in mehreren Kapiteln des vierten Buches des Pantagruel das gelobte Land der Quintessenz. Die Königin selbst hat die famose Spezialität, durch Musik zu kurieren, »und zwar ohne alle Berührung nur dadurch, daß sie den Kranken ein Stückchen vorspielt«. Diese Wunderkuren vollbrachte sie auf den merkwürdigsten Orgeln. »Dieselben waren ganz eigentümlich konstruiert, denn die Pfeifen



Comfort to the Corns.

Karikatur auf die holländischen Pedicuregemälde. Von J. Gillray (1800).

waren aus Quassiaröhren, die Windladen aus Guajakholz, die Register aus Rhabarber, das Pedal aus Turbit und die Klaviatur aus Skammonienholz. Sie spielte den Ausfägigen ein Stückchen vor und dann waren sie gesund. Darauf wurden die Vergifteten hereingebracht: ein ander Stückchen, und alle waren wieder frisch auf den Beinen. Nicht anders ging es mit den Blinden, Tauben, Stummen ...» Die Königin des



Sammlung Dr. Roediger, Frankfurt a. M.

Le Médecin guarissant Phantasie, Purgeant aussi par drogues la folie.

Auch in deutscher Ausgabe mit dem Titel:

»Doctor Wurmbrandt, der im ganzen Land, überall bekandt.«

Fig. 105.

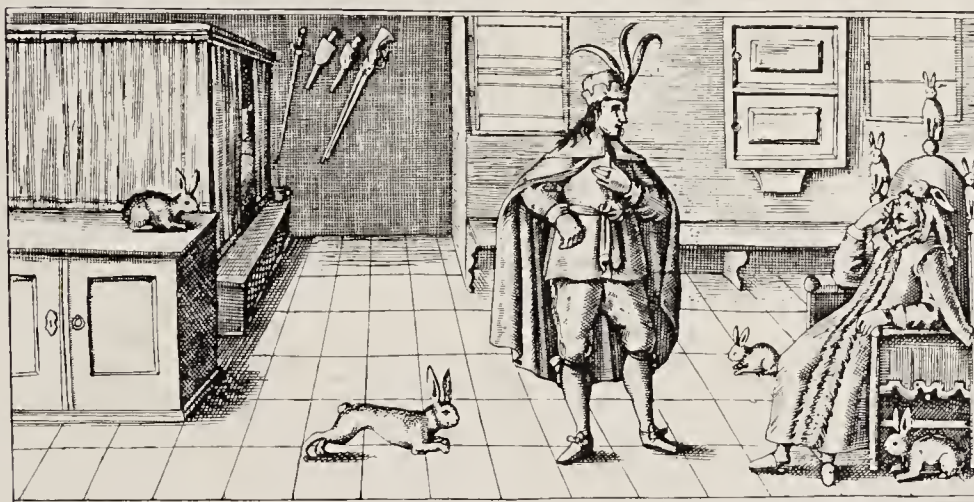
Von Matthias Greuter (Straßburg 1564 bis 1638).

Landes der Quintessenz beschränkte sich bei ihren Heilungen nur auf das Unmögliche und heilte ausschließlich das Unheilbare, die Kleinigkeiten überließ sie den Hofleuten und Dienern:

»... So sah ich, wie ein junger Parazone Venerische von der allerfeinsten Sorte, aus der Hauptstadt importiert, bloß durch dreimaliges Betupfen des zahnförmigen Rückenwirbels mit einem alten Schuhflick kurierte. Einen anderen sah ich Wasserfüchtige mit Tympanie, Ascites

viel ob warme, kalte, chronische oder akute, indem er die Kranken den Mund schließen und die Augen aufreißen ließ. Einer heilte in wenigen Stunden neun brave Edelleute vom St. Franziskusübel, indem er sie von allen ihren Schulden befreite und jedem eine Schnur um den Hals hing, an der eine Büchse mit zehntausend Sonnentälern befestigt war. Ein anderer heilte alle Arten von Schwindfucht, Auszehrung und Abmagerung ohne Bäder, Milchdiät, Pechereinreibungen oder sonstige Mittel bloß dadurch, daß er die Patienten auf drei Monate ins Kloster schickte. Wenn das nicht hülfe, versicherte er mir, so würden sie überhaupt nicht fetter,

Ein bewährtes Recept
Für das umbläuffende Qüädlin in den haspelhaften verwid'leten verzwil-
leten vnd verwirten köpfen vnder den hasenhaarer.



Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Fig. 107. Kopf des Flugblattes mit darunter stehenden Versen.

weder durch Kunst noch Natur.« — Einen besseren Historiographen des Landes der Quintessenzler kann man sich nicht wünschen. Schade, daß Rabelais nicht den Zulauf hat bewundern können, den jener biedere Menschenkenner in unseren Tagen hatte, der aus dem Haarschopf diagnostizierte oder mit Lehm kurierte. Schade auch, daß er die Bücher nicht mehr lesen konnte, die ein paar hundert Jahre später gedruckt wurden, über Heilung durch Musik, über Heilung und Altwerden durch den Anhauch junger Mädchen etc.; er würde sich über den Fortschritt der Menschheit totgelacht und geweint haben.

Das Lebenslicht dieser seltsamen Behandlungsarten nervöser Störungen war kein langes. Wie später trotz der ziemlich rapiden Entwicklung der Technik und der Naturwissenschaft die Kulturentwicklung Gefahr lief,

durch die Auswüchse des tierischen Magnetismus wieder in die uferloseste Reaktion getaucht zu werden mit den mittelalterlichen Vorstellungen



Fig. 108. Consultations gratuites.

Robert Macaire Médecin. Daumier (1830).

einer Verbindung von Krankheit und Religion, das werden wir noch bei der Besprechung der Karikaturen gegen Mesmer und den tierischen Magnetismus betrachten müssen.

Die komische Pathologie nervöser Krankheitszustände spielte schon

vielfach auf das Gebiet der Behandlung und der rein ärztlichen Satire hinüber; die »Consultations gratuites« sollen den Übergang bilden zu dem pathologischen Allerlei, das eine getreue Chronik noch registrieren muß.

Die Figur »Robert Macaires«, welcher der geniale Daumier die äußere Gestalt des nun gesetzlich unantastbaren Sohnes Philipp Egalités gab, ist von historischer Bedeutung. Philippon, der kühne und geistvolle Heraus-



Celle-ci n'est pas dangereuse.

Fig. 109. La consultation des piqûres.

Farbige Karikatur aus der Kaiserzeit.

geber des Charivari, bekämpfte unter dieser Maske die durch allerlei unsaubere Mittel zur Herrschaft gekommene Finanzaristokratie des Bürgerkönigreiches. Und unter den bestechlichen Richtern, den blutigen Finanzrittern, den feilen Journalisten durfte der Gaunerarzt nicht fehlen. »Consultations gratuites« prangte überall als Reklame; selbstredend ganz umsonst verzapfte der von Humanität triefende Arzt nur seinen Rat, die Medikamente jedoch mußte der Klient umso teurer bezahlen. Gewagt

und deutlich genug zeigte uns der Künstler, an welcher geheimer Krankheit der Ärmste leidet. Die Unterschrift und das Opiat klären auch den Harmlosen darüber auf. Im übrigen ist der Medikus in seiner Aufopferung noch dazu bereit, die leere Flasche für zehn Cents zurückzunehmen, natürlich um sie wieder für einen Louisdor neu zu füllen.

Die Unterschrift lautet im Original: *Diable! ne plaisantez pas avec cette maladie . . . Croyez moi buvez de l'eau, beaucoup d'eau. Frottez vous les os des jambes et revenez me voir souvent, ça ne vous ruinera pas, mes consultations sont gratuites. Vous me devez 20 fr. pour ces deux bouteilles; (ganz klein darunter) on reprend le verre pour 10 centimes.*

Daß der mokante Sinn zu allen Zeiten eine besondere Vorliebe für das Frivole hatte, braucht nicht erst durch das folgende Material neu gestützt zu werden. Für uns Ärzte gibt es ja Gott sei Dank keine verschiedene Bewertung der Gebrechen, und gleichmäßig suchen wir zu heilen, ohne Moralrichter zu sein. Wenn also besonders häufig Künstler die illegitime Gravidität als Vorwurf wählten und sich in allen Tonarten über die armen Opfer liebevoller Hingabe lustig machten, so trifft unseren Stand dafür keine Verantwortung. Trotzdem legt der Maler natürlich hie und da in den Mund des konsultierenden Arztes eine sarkastisch-frivole Äußerung, wie zum Beispiel auf dem Bilde Figur 109. In der Pose eines Ministers sitzt da der französische Arzt der ersten Kaiserzeit, und mit diagnostischem Scharfblick sagt er, auf den Leib des schönen Kindes sehend: *Allzu gefährlich ist das nicht, das wird nach einiger Zeit wieder gut.*

Meist aber fehlt dem Doktor natürlich das Verständnis für diese schwierige Angelegenheit, und wenn er wirklich schon das Ding erfaßt hat, verkennt er zum Beispiel die Ätiologie, die auf dem Bilde (Figur 110) vergnügt zur Türe hereinschaut. Der Arzt hält den alten Bauer für den Schuldigen und gibt ihm den Rat, sofort zu heiraten.

Mit wieviel größerer Grazie hat Steen dies weibliche gelegentliche Mißgeschick behandelt. Trotz der Flut solcher Darstellungen wollen wir, da in dem Thema nichts für die Geschichte der Disziplin oder des Standes Bemerkenswertes liegt, dies Motiv verlassen unter Anführung eines englischen Buntdruckes vom Jahre 1804. Ein Kollegium von vier kari-



Fig. 110. La Consultation. – Die verkaufte Ätiologie.

Caricature villageoise No. 1. (Zirk. 1820.)

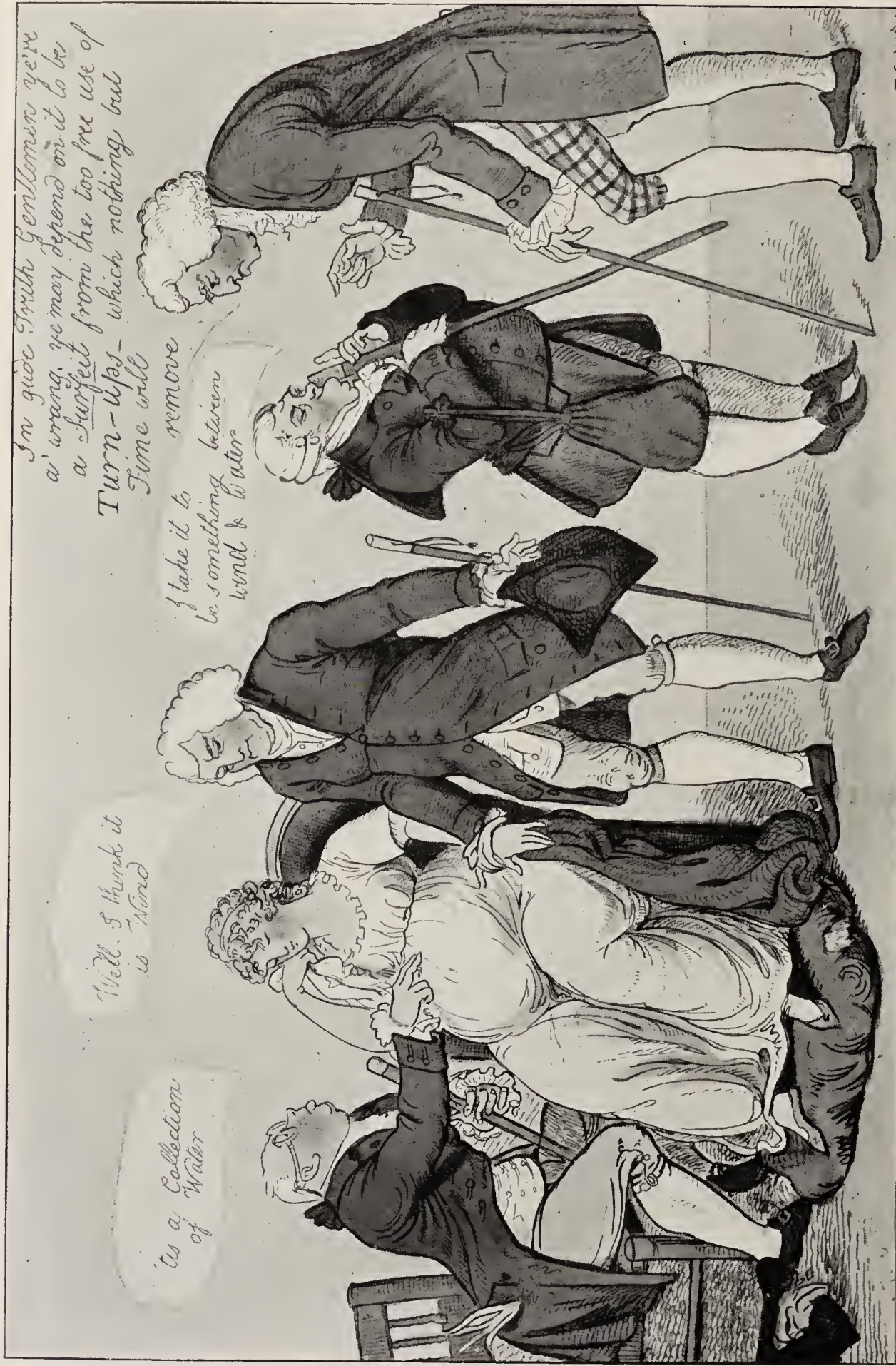


Fig. 111. Time the best Doctor. - Die Zeit als Arzt.

kierten Ärzten umgibt eine Patientin mit deutlicher Anschwellung. Wie stets, sind die Herren Kollegen als Männer verschiedener Ansicht dargestellt. Der erste meint, da ist Wasser drin. Der zweite hält es für Wind. Der dritte, ein geborener Diplomat, hält es für eine Mischung von beiden Elementen. Der vierte aber sagt unbewußt die Wahrheit und unbewußt eine Frivolität; denn Turn-ups heißt auch Brechmittel (Figur 111).

In einer Schwanksammlung deutscher Volkslieder aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir ein Gedicht von Castelli, »Das kranke Landmädchen«, mit einer kleinen, niedlichen Buchverzierung. In einer großen Arzneiflasche sieht man einen Bräutigam, den Ehering und den Pastor. Was will man noch mehr. Die lebenswürdigen Verse entsprechen dem gütigen Wirken des echten deutschen Landarztes, der seine Gemeinde liebt und von ihr geliebt wird.

Und als ich dem Doktor nun alles gestanden,
 Und er mit lächelnden Blicken mich maß,
 Da nahm er ein Blättchen Papier schnell zu Handen,
 Schrieb drauf und sprach: Gib der Mutter das!
 Ich bin auf dem Wege dann stehen geblieben
 Und habe gelesen – ein seltsames Ding –
 Seht Mutter, er hat mir den Pfarrer verschrieben,
 Den Michel und einen goldenen Ring.

IRRITAMENTA EXTERNA.

Nichts ruft bei dem ästhetischen Menschen solch Ekelgefühl hervor, wie der lebendige kriechende Parasit. Wenn ich nach eigenem Gefühl urteilen darf, so gilt das auch für den Arzt, dessen Auge und Nase sich an manches gewöhnen muß. Das zerfallene Karzinom und der fäulenteste Eiter erregt bald keine reflektorischen Abwehrbewegungen mehr, aber der bei einer Darmrefektion aus dem Lumen kriechende Askaris löst noch Würgebewegungen aus. Doch regen wir uns nicht darüber auf. Alles was da kreucht, fleucht und springt, gehört zu unserem Beruf, und mancher hat mit mir vor einer Operation am Schädel zunächst einen erfolgreichen Kampf gegen die treuesten Begleiter der

Menschheit führen müssen. Symbolisch hat Ostade auf das Apothekergefäß, welches vor dem Medikus in der Berliner Galerie steht, den Namen des Allheilmittels geschrieben: *Acetum Sabadillae*. Doch nicht immer hatten diese Tierchen im Volksbewußtsein den lächerlichen und beißend-komischen Charakter. Im Altertum und frühen Mittelalter waren die Läufe die graufigste Prüfung und Strafe. Die üble Nachrede, die man die Volksgeschichte nennt, läßt unsympathische Menschen an der Läufesucht sterben, im Altertum mit Vorliebe Feldherrn, Diktatoren und Wüftlinge, später Fürsten des Schwerts und des Kreuzes.

Sullas Tod an Ungeziefer beschreibt ausführlich Plutarch; der große Christenverfolger Herodes, der Vandalenkönig Honorius, der Gegenpapst Klemens II. und der Bischof Lambertus von Konstanz und vor allen Philipp II. starben an dieser Krankheit. Zu bemerken ist, daß alle diese unter dem Sammelnamen der Läufesucht gehenden Erkrankungen in der »*Phthiriasis interna*« bestanden, daß es sich um die Ansiedlung von allerlei Maden, Fliegen, Würmern und Parasiten in offenen, eiternden Wunden gehandelt hat. In die mittelalterliche Medizin ist die Auffassung des Aristoteles übergegangen, der den Begriff dieser Krankheit in seiner Abhandlung »*Hypo thon phtheirion*« niederlegte. Das verdorbene Blut wandelte sich nach ihm in Parasiten um: die *generatio aequivoca e corrupto et putrefacto sanguine*, wie das Paracelsus noch annahm. Dieser *deterrimus morbus* spukte in den Köpfen aller frühen medizinischen Autoren. Näheres lese man in Landois' Historisch-kritischer Untersuchung über Läufesucht (1864, Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie).

Die verfeinerten Sitten und der zunehmende Sarkasmus haben sich von den still und bescheiden in obscuro wirkenden Parasiten mit einem Degout abgewandt und dagegen den plötzlichen Stich des *Pulex irritans* in den Bereich der Darstellung mit Tinte und Pinsel gezogen. Und dabei hatte doch selbst ein Kaiser sich der Läufe angenommen:

Dies Tier, verachtet sehr und klein,
Kann zeigen uns, daß allezeit
Auch wir der Menschen Blödigkeit
Sind unterworfen, ob wir schon
Das Zepter tragen und die Kron'.

Dagegen seien die Flöhe nur das Ungeziefer der Hunde. (Die Begebenheit »Des Flohes Zank und Strauß gegen die stolze Laus« rührt



Fig. 112. Der Weiber Floh Scharmitzel.

vom König Ludwig XI. her und wird auch in Fischarts Flohhaß erzählt.)

In der ersten Ausgabe des spottwichtigen Rechtshandels der Flöhe mit den Weibern vom Jahre 1573 sehen wir als Titelblatt Weiber bei

der Arbeit, und in dieser Tätigkeit gestört »durch die Springer und schwarzen Knaben«. Offenbar war dieser Buchschmuck Veranlassung zur Herausgabe ähnlicher Flugblätter, von denen eins in Straßburg bei



Fig. 113. Wanzen.

Buntdruck von J. Rowlandson (1793).

Boudoirszenen genommen. Es gehört aber schon eines Rowlandson Talent dazu, ohne dies Beiwerk auszukommen und mit den geringsten Mitteln eine Figur aufs Papier zu werfen, die gleichzeitig Lachen und Juckreiz hervorruft (Figur 113).

Um dieselbe Zeit, als Goethe den Floh theater- und hoffähig gemacht

Johann Tscherning (Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) erschien. — Etwas weniger obzön ist das Blatt, welches wir reproduzieren (Figur 112). Der Weiber Floh Scharmützel. Die gelehrttuerische Klassizität der Zeit überlegt die unter der Abbildung stehenden langweiligen deutschen Verse noch ins Lateinische: *Velutatio Mulierum Pulicosa* etc. Die französische Schule des frivolen achtzehnten Jahrhunderts hat diese Jagd nach dem Springer massenhaft zum Vorwande ihrer galanten und freien

hatte, schrieb ein Fräulein von Stich an einen Arzt um ein Rezept gegen Flöhe. Dieser Brief ist mustergültig für eine Sammlung kurioser Briefe an Ärzte (siehe Vademecum für Ärzte, Stuttgart 1835). Die Ärmste kann sich, »da sie als Erbteil ihrer adeligen Herkunft zwei steife Ärme auf die Welt gebracht hat, namentlich in den Monaten Juley und Augusti der Flüh, die ihr adlig Blut laufen wie die Turquen, nicht erwehren«. Der Doktor hat ihr hoffentlich die schon 1727 erfundene und neu beschriebene cürieuse Flohfalle empfohlen.

Zum Schluß dieses irritierenden Kapitels noch eine geistvolle Hymne Camufets an den Phthirius pubis.

Phthirius pubis.

Rome va s'endormir aux pieds d'un nouveau maître
 En ce jour, aux fons clairs envolés de l'airain,
 Le pape Sixte a mis sur son front souverain
 La couronne du roi, du guerrier et du prêtre.
 Pensif, il est assis à la haute fenêtre
 Et goûte la fraîcheur du soir, dans l'air ferein.
 Or, la mystique voix d'un phthirius pèlerin,
 Dans un prurit dont la careffe le pénètre,
 Monte, reconnaissante, et dit: »O mon appui!
 Te souvient-il des temps lointains où, pauvres hères,
 Nous gardions les pourceaux en traînant nos misères,
 Nous que le monde acclame et révère aujourd'hui?
 Ah! celui-là fera plus qu'Hercule robuste
 Qui me détachera de ta personne auguste!

(Docteur Minime, Le Parnasse Hippokratique.)

Der Papst Sixtus hat sich wohl von dem Kirchenbann, mit dem im Mittelalter Würmer, Raupen und Flöhe bedroht wurden, für den eignen Leib nicht viel Erfolg versprochen (Lecomte, Annal. Eccles. Francor. tome VI).

Wir wollen das Kapitel der menschlichen Parasiten und ihre Verpottung nicht schließen, ohne noch einen kurzen Blick auf ein amüfantes Bild: Le ver solitaire, aus dem Album comique de Pathologie zu werfen. Man muß es lachend bestätigen, die Gauuloiserie hat es verstanden, dies lange Scheufal lächerlich zu machen. In seinem Bandgeschäft, wo eben

alles nach der Elle geht, sitzt der Chef der Firma auf dem Stuhle der Nacht mit heruntergeklappten Hosen, umgeben von der ängstlich gespannten Familie. Das Bandwurmmittel hat gewirkt, und wie eine Schlange entfleucht der Wurm. Da nun alles, wie gesagt, nach der Elle geht, so mißt der Kommissar sorgsam das Maß, bevor er die Tanie in den Topf mit Spiritus versenkt. Mit niedergeschlagenen Augen sitzen die



Fig. 114. La Gale (Die Krätze).

Von Bellangé (1823). Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

Verkäuferinnen hinter der Theke, scheinbar ohne Anteilnahme, aber nur scheinbar; die eine liest in des Vicomte d'Arlincourt »Solitaire«, die andere spielt für sich das gleichnamige Spiel. Alles richtet sich eben in einem gut geleiteten Laden nach dem Inhaber, sogar die Laokoongruppe, die in ihrem äußeren Verzweiflungskampfe an die inneren Leiden des Geschäftsinhabers erinnert. – Ähnlichen Geschmack verraten die Blätter: Indigestion, La Colique, La Courbature, L'asthme, La Danse de saint Guy; je nachdem sie von Aubry, Chazal, Colin oder Pigal gezeichnet sind, mehr oder weniger geistvoll.

Unmöglich können wir alle diese Einzeleinfälle wiedergeben, und bedauern, auch nicht auf das Buch selbst verweisen zu können, da daselbe zu einer großen Rarität geworden ist. Wir wollen nur an dem Beispiel der »Vapeurs« noch andeuten, wie französische Witbolde das Wesen krankhafter Zustände karikaturistisch zu schildern vermochten. Ja mein Gott, wie soll ein Zeichner die geräuschvollen Äußerungen des gereizten

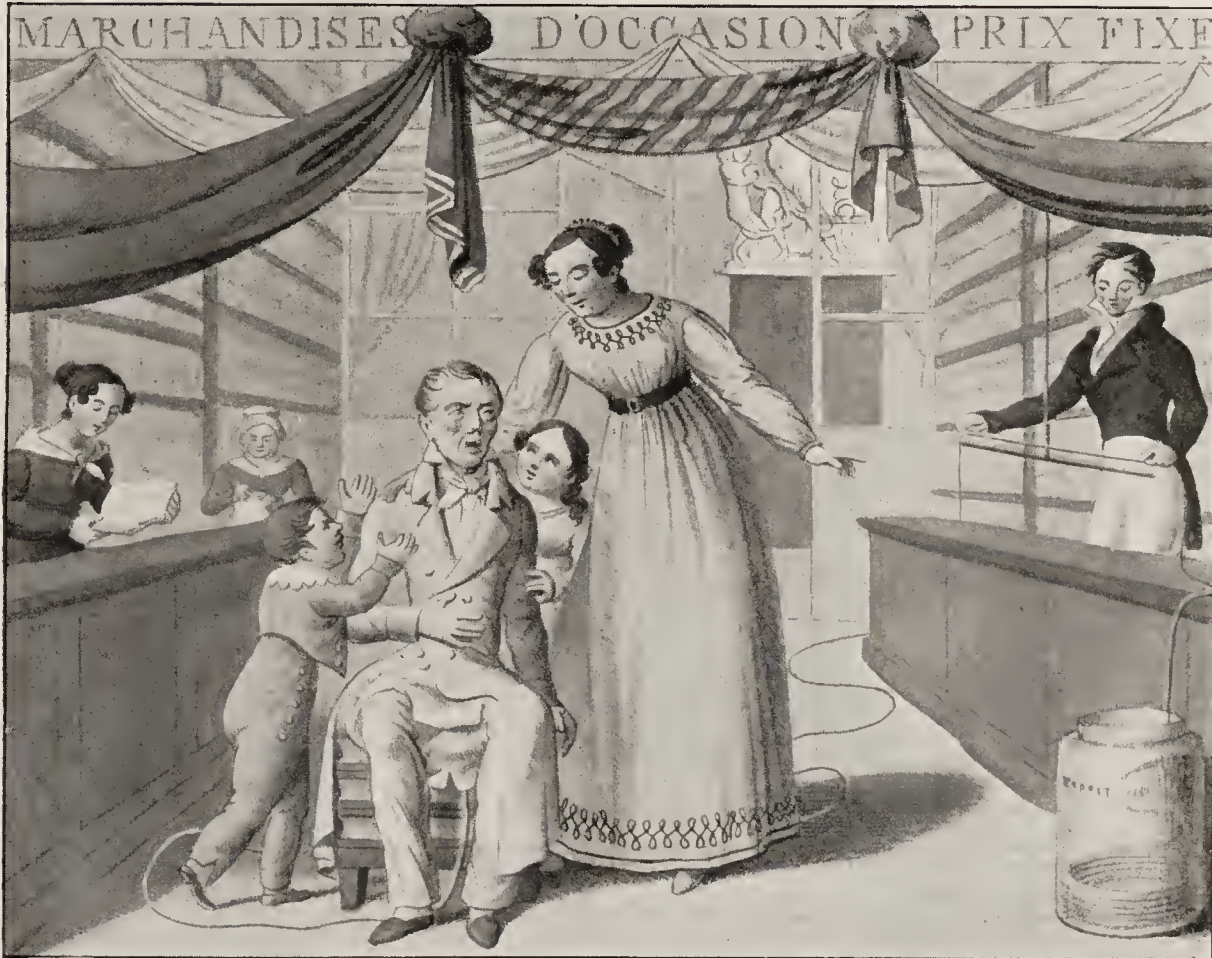


Fig. 115. Le ver solitaire. — Der Bandwurm.
Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

Intestinums witzig und eindeutig persiflieren, ohne dabei in differentiell diagnostischer Weise mit der Kolik oder der Indigestion zu kollidieren? Colin macht das so: In einem Himmelbett liegt halb auf der Seite mit dem ungnädigsten Gesichtchen von der Welt eine junge Dame. Ihre anmutigen Züge verraten innerliche Unruhe. Entsetzt weist sie den neuen Hut und den Schal zurück, welche Reizmittel offenbar genau wie die danebenstehende Medizin ableitend wirken sollten. Hinter dem Paravent steht der Bräutigam und markiert mit einer Handbewegung, daß jeder von der Geliebten ausgehende Ton Musik für sein Ohr ist. Zweckmäßiger-

weise hat man die Fenster geöffnet; man sieht durch dasselbe Paris und den Kai und auf der Seine eine Baggermaschine, welche durch den ausstoßenden Dampf in eine Art von unlauteren Wettbewerb zu treten gewillt scheint. – Ein Bild von Pigal in demselben Album: Les Loupes, die Grüßbeutel, führt uns in den Pariser botanischen Garten, wo einige Professoren mit Lupen an Kürbissen und ähnlichen Knollenpflanzen

Von der blindthayt/ Das XCVI. Capitel.



Fig. 116. Allegorie aus Petrarca-Sebastian Brants Arzney beyder Glück.

Auswüchse studieren und dabei selbst mit Warzen und Atheromen be-
fät sind.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Dies alte deutsche Wort hat, wie wir sahen, seine beste Illustrierung in Frank-
reich erhalten, aber auch England war zu Anfang des achtzehnten Jahr-
hunderts mit Karikaturen dieser Art überschwemmt, während Deutsch-
land erst in der Cholerazeit Versäumtes nachholte.

Eine Blindenkarikatur war in England so verbreitet wie in Frank-
reich und hat immer wieder Neuauflagen erlebt. Es beweist diese Tat-



Sammlung Roediger, Frankfurt a. M.

Ague and Fever.

Wechselfieber und Frost. Von J. Rowlandson, London (1792).



Bunddruck.

Fig. 117. Antichambre d'un Médecin. – Das Wartezimmer. (Musée Grotesque No. 33.)

fache am besten den Geschmack der Menge. Nach der allgemeinen Freude, zunächst am Groteskkomischen, nachher Brutalgemeinen, war man der Nacktheit und der Enthüllung überdrüssig geworden und fand Vergnügen an der Verhüllung. »A! l'il voyait.« Vincents Blatt verhüllt nun allerdings mit großer Grazie, und die Bewegung der Dame, deren leichtes Empirekleid durch des Blinden Ungeschicklichkeit gerade an der fatalsten Stelle zerreißt, ist vollendet gezeichnet. Diese Darstellung der Blindheit mag vom moralischen Standpunkt noch verwerflicher sein als die täppische Art der Darstellungen hundertfünfzig Jahre früher. Wir erinnern an die beinahe karikaturistischen Gemälde der Blindendarstellungen Breughels und Teniers': Blinde Musikanten zur Kirchweih ziehend, von einem Hunde geführt, fallen einer nach dem andern ins Wasser. In dem Trostbuch Brants fällt die Burgkmairische allegorische Darstellung der Starblindheit (Figur 116) auf durch die pointierte Fassung des Gedankens.

Zum heiteren Schluß dieser eigentlich mehr künstlerisch als medizinisch interessanten komischen Pathologie blicken wir in das gefüllte Wartezimmer eines Arztes aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Auch die Anfänger der Kunst des Äskulap und Galen, welche ja beide als Schmuck im Vorraume zum Orakel thronen, werden schon auf den ersten Blick diagnostizieren können, was dem einzelnen Klienten fehlt und was er zu viel hat.

DIE KARIKATUR DER UNTERSUCHUNGS- METHODEN UND DER DIAGNOSE.

Beinabe von den frühesten Zeiten der christlichen Kulturperiode an sehen wir den Arzt charakterisiert in der Stellung des Untersuchenden oder des Behandelnden. Mit der Untersuchung war es nun zunächst ein recht einfaches Ding. Die diagnostischen Methoden konnten an den Fingern abgezählt werden. Wie das klassische Altertum für die Personifizierung des ärztlichen Heilgedankens den Götterarzt Asklepios in typischer Stellung fand und dauernd festhielt, so auch die christliche Zeit für die Patrone der Medizin Cosmas und Damian; die Haltung des antiken Heilgottes war die, daß er den einen Arm in die Seite gestützt, sich mit der andern Hand auf einen langen Stab lehnte, um welchen von der Erde aus eine große Schlange emporringelte; wir haben die Entstehung dieser Formengebung in der »Plastik und Medizin« ausführlich besprochen und behandelt. Cosmas wird typisch so dargestellt, daß er meist in der rechten Hand ein großes Glas im durchfallenden Lichte betrachtet. Der andere Bruder der beiden ohne Entgelt heilenden Pioniere des Christentums, Damian, hält in der Hand eine Apothekerbüchse oder einen Spatel. In den Augen der Laien und vor allem der Patienten lag eben in der Betrachtung des Urins die hauptdiagnostische Kraft des Arztes. Es hatte sich die Uroskopie zu einer ganz detaillierten Sonderkunst entwickelt. Da nach der Galenischen Auffassung der Harn das Abbild des Leberblutes ist, so war die Farbe, die Konsistenz, der Bodensatz, der Geruch des Urins von größter diagnostischer Bedeutung und alle Krankheiten wurden aus dem Urin erkannt. Ein dem Byzantiner Theophilus zugeschriebenes Buch über den Harn war für das ganze Mittelalter maßgebend. Die Araber hatten diese Uroskopie neben der Pulslehre noch ganz übertrieben in ihrer Bedeutung gesteigert und es gab kaum etwas, was man aus ihm nicht diagnostizieren und prognostizieren konnte. Es wird berichtet, daß der arabische Arzt Abu Koreisch mit dem Zunamen Sidalani zu einer glänzenden Stellung erhoben wurde, weil er aus dem Urin der Beischläferin des Kalifen Almohdi nicht nur ihre Schwangerschaft, sondern auch die zukünftige

Geburt eines Sohnes prophezeit habe. In den frühen botanisch-pharmakologischen, meist Hortus genannten Kräuterbüchern ist oft als Anhang schon ein Traktat über den Harn zugefügt. In ihm wird von allen Farben des Harns abgehandelt, aus ihm erschließt man die Temperamente des Menschen: »ist der Harn rot und dünn, so ist der Mensch hitzig und dürre und Cholerikus. In dem fündiget die Galle und wird leichtlich in Zorn bewegt und in die Geelfucht. So der Harn weiß und dick ist, so bedeutet es eine kalte Natur und der ist Phlegmaticus«. Die Krankheiten erkennt man aus den Schichten des Harnes im Glase: »der Harn wird geteilet in vier Teile; das erste ist der Zirkel, der bedeutet Krankheit des Hauptes, der andere ist nach dem Zirkel und bedeutet Krankheit der Brust und Lunge, das Dritteil oder das Mittel des Harnes bezeichnet Krankheit des Magens, Lebern und Milz, das vierte Teil, das ist der Boden des Harns, bedeutet Krankheit der Nieren, der Blasen und der Matrizen. Der Harn soll warm untersucht werden, am Morgen, wenn er frisch gelassen ist; bekommt man ihn aber nicht frisch, so muß man ihn vorher wieder in warmes Wasser setzen und ihn sich von neuem niederschlagen lassen. Die Harnfarbe wird nun in vierundzwanzig oder in zwanzig Nuancen geteilt. Der rote Harn zum Beispiel und danach bleifarbene und das um den Zirkel Körner hangen, bedeutet die Lungenfucht, genannt peripleumonia und ein apostem um die Brust genannt pleuresis.« Der Autor des mir vorliegenden Hortus von Johann Prüß (1506), Buchdrucker zu Straßburg, schließt seinen Traktat mit den Worten: Alledies vorgeschrieben Meinung des Harns seint die würdigen Meister Avicenna, Egidius und Yfaac und anderen bestetigen.

Manchmal illustrieren diese komplizierte Wissenschaft sogenannte Harnglascheiben, wie eine solche zum Beispiel schon in der schönen Buchausgabe des Fasciculus medecinae des deutschen Arztes Johannes de Ketham vorkommt. Hier sind die zwanzig einzelnen Urinfarben den im Kreise gestellten Zylindergläsern aufgetragen und der Praktiker kann dieselben ablesen. Nach Sudhoff kommen solche Harnglascheiben schon früher als Einzeltafeln in den Handschriften vor.

Es entspricht nun auch der modernen ärztlichen Beobachtungskunst, daß wir manche Krankheiten schon durch die Betrachtung des Urins

allein diagnostizieren können. So habe ich mich immer damit gerühmt, Nierentuberkulose allein aus der Betrachtung des Urins feststellen zu können. Ein alter Stationswärter des Krankenhauses diagnostizierte die irgendwo im Körper sitzende fragliche Krebserkrankung aus dem Geruch des Urins; aber es liegt auf der flachen Hand, daß die Uromantie im großen und ganzen ein empirischer Schwindel war, der von den Ärzten weidlich ausgenützt wurde. Infolgedessen heftete sich an diese Afterswissenschaft schon frühzeitig Satire und Karikatur und besonders belustigte man sich über die Kunst, aus dem Urin die Jungfernschaft nach Mangel und Vorhandensein diagnostizieren zu können. So sehen wir schon auf einem Augsburger Flugblatt des Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts (Figur 118) die Urinschau durch einen Katerarzt und Ziegenbockpatient karikiert. In allen Totentänzen wird auch auf die Ohnmacht der ärztlichen Harnschau hingewiesen. Als Periflage derselben Art kann das Augsburger Flugblatt des Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts gelten aus der Werkstatt von Jeremias Wolf (Figur 119). Die lange Nase des Doktors ist als Entwicklungsfolge anzusehen der jahrhundertlang betriebenen Urinschau. Wie man dann nach Paracelsus auch aus ärztlichen Kreisen der Uromantik zu Leibe ging, das haben wir an andern Stellen des Buches schon auseinandergesetzt.

Das zweite Atout in der Hand des mit falschen Karten spielenden Arztes war das Pulsfühlen. Auch hier konnte der große Diagnostiker seine schauspielerischen Talente in noch viel höherem Grade entfalten wie bei der Urinschau. Denn aus fast allen Darstellungen entnehmen wir, daß der Urin dem Arzte zugetragen wurde, den Puls aber mußte er notwendigerweise in Gegenwart des Patienten fühlen. Die Pulslehre, über dessen Qualitäten sich schon Asklepiades, Rufus von Ephesus aussprechen, wurde im Altertum besonders von dem Pneumatiker Archigenes gefördert. Er nahm acht allgemeine Gattungen des Pulses an: die Größe, Stärke, Schnelligkeit, Häufigkeit, die Völle, die Ordnung, die Gleichheit und den Rhythmus. Diesen Generalgattungen ordnete er noch Unterarten bei. Der starke Puls zerfiel wieder in den heftigen, schwachen und gewöhnlichen sowie den gereizten Puls, der besonders nach der Mahlzeit gefühlt wird; den ameisenförmigen hielt er unter den gefunkenen Pulsen

für den gefährlichsten. Galen benutzte die Vorarbeit der Pneumatiker und des Herophiles und statuierte zusammenfassend in seinen vielen diesbezüglichen Schriften die Bedeutung der Pulslehre für die ganze nächste Zeit. Einen neuen Aufschwung erhielt nun die Pulslehre auf merkwürdige Weise durch die Kenntnis, welche der Mönch Mercurius über die Pulslehre der Chinesen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem Abendlande übermittelte. Dieser lehrte den Sitz der Krankheit aus dem Pulse zu fühlen. Der Puls selbst wurde mit vier Fingern



Fig. 118. Katerarzt und Ziegenbockpatient.

Aus einem Augsburger Flugblatt. Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.
(Peters, Arzt und Heilkunst.)

betaftet, der Zeigefinger entdeckte die Krankheiten des Kopfes, der Mittelfinger die der Nieren, der dritte die Zufälle der Brust und der kleine Finger die Krankheiten der unteren Gliedmaßen. Wir sehen hier die Parallele mit der Urinschau. Eine genaue Kenntnis von der Bedeutung der Zahl, Ordnung, Fülle und Härte der Pulsschläge war natürlich nötig. Nach Sprengel ist nun der Weg, den diese Pulskünstelei zurücklegte, folgender: Aus den falschen hippokratischen Schriften fand sie den Weg von den Alexandrinern zu den Nestorianern, von diesen zu den Bactriern und Perfern. Von dort kamen sie nach China und aus China brachte sie ein zurückkehrender christlicher Mönch, vielleicht Plano Carpini, wieder



*Für Gesunde Leüth bin ich ein Arzt, Gott helff den Krancken,
 Mein großer Hut umfasset die Vielheit der Gedancken,
 Mein gantzes Kleid zeigt an die Kunst die in mir steckt,
 Was der Urin verbirgt, mein Lange Nas entdeckt.*

Fig. 119.

Buntdruck von Jeremias Wolf. Augsburg zirka 1700.

nach dem Abendlande, verstümmelt, zurechtgeputzt und verändert. Auf der Basis von Uroskopie und Pulslehre baute der Praktiker ein einbringliches System auf, welches der Charlatanerie so verwandt war, wie



Fig. 120. Verpottung der Uroskopie.

Handzeichnung von Pieter Breughel.

ein Ei dem andern. Die karikierenden Darstellungen des Pulsfühlens sind viel seltener wie die der Harnbeschauung. Es liegt das zum Teil darin, daß die Aufgabe als solche dem Künstler größere technische Schwierigkeiten bereitete. Die ganze Nichtigkeit und die Irrtümer dieser Puls-

lehre werden witzig karikiert durch eine Anekdote, welche man von einer königlichen Untersuchung erzählt. Der Wiener Kaiserliche Leibarzt, welcher diskreterweise dem schwitzenden Patienten unter der Decke den Puls



Eques. P. L. Gherzi delin

Matthaeus Oesterreich sculps. Drexle

*Il Sig. Dottore, che Tasta il Polso
Nell Gabinetto di S. M. il Re di Pol. Elet. di Sassonia*

Fig. 122.

fühlen wollte, geriet an die falsche Stelle und wurde erst auf seinen Irrtum durch die majestätischen Worte seines hohen Klienten aufmerksam: »Hoc est membrum nostrum Caesareo regium.« Auf der andern Seite aber geht durch die ganze Literatur und durch die darstellende Kunst der Jahrhunderte der diagnostische Triumph des Erasistratus, der

aus dem plötzlich einsetzenden Galopprrhythmus des Pulses des kranken Antiochus die Liebe des Königsohnes zu seiner Stiefmutter diagnostiziert hatte.

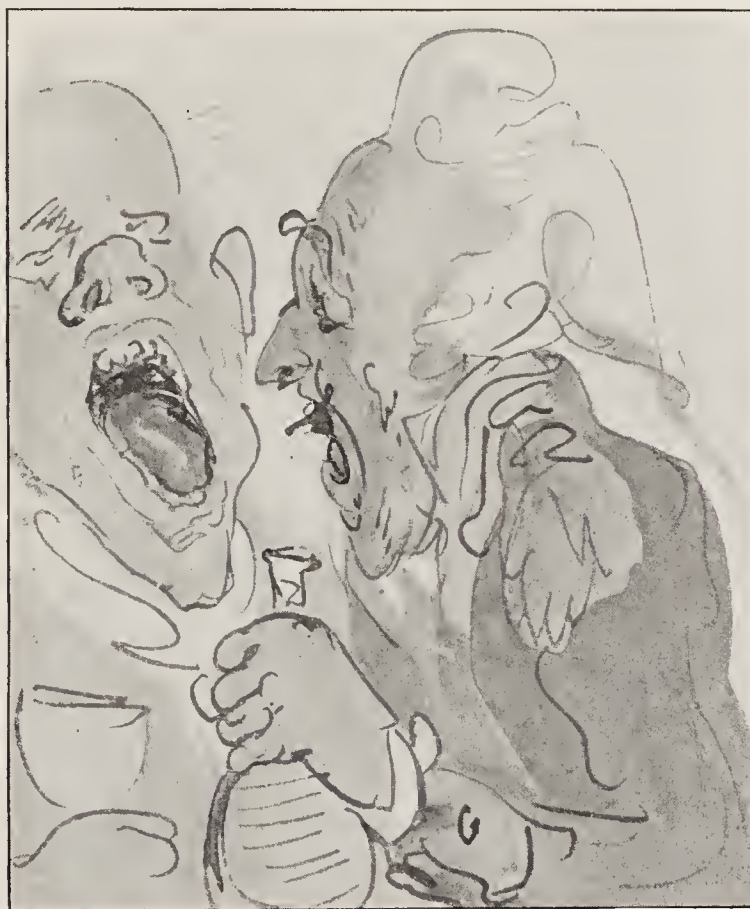
Blamage und Ruhm der Harnpropheten wird in vielen Anekdoten gefeiert; hier nur zwei Proben.

Ein Bauer brachte Urin zu einem Stadtarzt; ehe sich der Arzt auf die Urinschau einließ, legte er dem Bauer verfängliche Fragen vor. Nuncmehr nahm er die Miene des Forchers an, betrachtete tieffinnig den Harn und orakelte: ich sehe, Euer Patient ist eine Mannesperson und Euer Sohn und er ist eine Treppe heruntergefallen und hat ein Bein gebrochen. Der vergnügte Bauer fragte wieviel Treppen? Der Arzt riet zehn; nein, rief triumphierend der skeptische Bauer, der Urin trägt, es waren zwölf; der Arzt, geistesgegenwärtig, fragt: habt Ihr denn den ganzen Urin aufgefüllt. Nein, antwortet der Bauer kleinmütig. Das glaube ich auch, sagte der Arzt, denn sonst hätte ich die zwei Stufen auch noch bemerkt.

In einem Dorf — es mag wohl Schildhorn gewesen sein — herrschte eine Epidemie. Die Bauern, um die Einzelkosten der Harnschau zu sparen, gossen den gesammelten Dorfurin in ein Faß, und fuhren mit demselben zum Stadtdoktor.

Nach Harveys Entdeckung sehen wir ab und zu den Arzt in der Stellung des Pulsfühlers verewigt.

Noch etwas förderte und erleichterte die Technik des Pulsfühlers;



Rowlandson.

Originalzeichnung.

Fig. 123.

zirka 1500 hatte man in Nürnberg die ersten Taschenuhren hergestellt, dieselben kamen allmählich so in Mode, daß Cusanus 1565 die Kontrolle des Pulschlagens nach der Uhr empfehlen konnte.

Malte Jan Steen seine Liebeskranken schon mit Vorliebe so, daß der junge Doktor ihnen den Puls fühlte, so finden wir diese Stellung zweifelsohne karikiert auf der Radierung »Il Signore Dottore, che tašta il Polso« von Ghezzi (Figur 122). Ungleich hübscher als das erstaunte Gesicht dieses Kollegen ist das würdige Antlitz des das Perpetuum mobile entdeckt habenden Gelehrten (farbige Tafel No. VII).

Eine der frühesten satirischen Darstellungen der Pose des Pulsfühlers nach der Uhr finden wir auf einem holländischen Flugblatt, welches eine große Konsultation bei einem Schlafkranken (Figur 121) zeigt. Neben dem Doctor Horologicus wird uns der Doctor Excrementarius vorgestellt.

Von jeher hat man die ärztliche Notwendigkeit, die Exkremente zu untersuchen, bespöttelt. Besonders Agrippa von Nettesheim nimmt in dieser Richtung kein Blatt vor den Mund. So sagte er: »Dadurch, daß die Ärzte alle garstigen und unflätigen Sachen ansehen, der Patienten Gerölpe und Farzen anhören und riechen müssen, bekommen sie selbst die abscheußlichsten Totengesichter. Sie ziehen allen giftigen Gestank und Atem an sich, kosten mit ihren Lippen und Zungen die scheußlichsten tödlichen Tränke und wühlen mit ihren Händen in der Purgation und Dreck herum. Mit traurigen Gesichtern streichen sie in der ganzen Stadt herum und fragen von einer Apotheke zur andern, ob nicht einer ein Uringlas oder einen Dreck zu beschauen gebracht habe und drehen sich, wie die Geier um ein Aas, um des Menschen Kot herum. Auch Hippokrates pflegte vom Urin zu kosten, damit er von der ganzen Eigenschaft der Krankheit besser hat publizieren können. Und dieses wird auch von dem Aeskulapio, welchen Aristophanes darum einen Dreckfresser genennet, gesagt. Und dieser Name ist nachher auf die Medicos kommen, daß sie Dreck-Inspektoren und Dreckfresser sind genennet worden; daher wird auch die Skatomantia die Oromantia Drimymantia eine Wahrsagung genennet, die aus dem Drecke und Urin ihren Ursprung hat.«

Wir verweisen auf das feine Porträt von Robert Nanteuil (Abbildung Medizin in der klassischen Malerei Figur 189), welches den erregten

Antimonstreit in drastischer Weise durch einen leckermäuligen Doktor mit dem Topfe der Nacht bössartig aber geistvoll karikiert.

Eine naheliegende zeichnerische Aufgabe ist es, die Situation der Inspektion der Zunge ironisch und witzig zu behandeln. Merkwürdigerweise hat dieses Sujet die Künstler nur ganz selten einmal gereizt. Es kommt hinzu, daß der Zusammenhang der Beschaffenheit der Zungenoberfläche mit einer Anzahl innerer Krankheiten klinisch erst im letzten Jahrhundert in seiner großen diagnostischen Bedeutung erkannt wurde.

DIE ALLGEMEINEN ÄRZTLICHEN BEHANDLUNGSMETHODEN.



Schon im Altertume spottete man, wie wir sahen, über die allgemeinen Absonderlichkeiten ärztlicher Beratung. Des Martialis bösesartiges Epigramm über den Wein verbietenden und selbst nach reichlichem Weingenuß duftenden Ärzte

ist noch in Erinnerung. Ein moderneres Gegenstück ist das französische Blatt aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts *Le Gastronomes égoïste et le Gourmand à la Diète*. Die Gefräßigkeit ist an und für sich ja schon eine unschöne Angewohnheit, sie wirkt aber direkt beleidigend, wenn man ein Apostel der Mäßigkeit – für andere ist. Der Zeichner dieser Szene hatte vielleicht den Tränchendoktor aus Rabelais' Vorrede zum vierten Buche des *Gargantua* in Erinnerung, der seinen Kranken die Keule und das Hinterteil von gemästeten Kapaunen als äußerst schädlich verbot, natürlich um es selbst zu schlucken, ihnen dagegen den Hals zu essen erlaubte, natürlich ohne die Haut aus dem gleichen Grunde (Figur 124).

Vom Ärztestand forderte man von jeher bis in unsere Tage hinein alles mögliche, was jenseits von Heilbestrebung und wissenschaftlicher Erkenntnis liegt. Der Arzt sollte auch, wenn er das Messer aus der Hand gelegt, und das Krankenhaus verlassen hatte, noch allerlei Verpflichtungen erfüllen. Vom Arzte erwartete man, was man vom Geistlichen verlangte, daß er möglichst ein Musterbild vollendeter Bürgertugend sei, und als Mensch zunächst sich das Vertrauen erwerbe, welches dem Arzte zukomme. Während bei ihm selbst die Diskretion Vorbedingung ist, muß er gewärtig sein, in jeder Lage unter die Lupe einer öffentlichen Kritik genommen zu werden. Wenn man auch heutzutage nicht mehr so anspruchsvoll ist, wie zu den talmudischen Zeiten und denen *Suscrutas*, vom Arzte Schönheit und vollendete Grazie zu verlangen, so sind doch wenigstens in unserer Ära der Asepsis die sauberen und gut-

Tod gefunden habe, so würde sie ja gewissermaßen im Schutze berechtigter Interessen gehandelt haben; so aber machte man sich zu allen Zeiten auch über den Charakter und über allgemein menschliche Schwächen der Ärzte lustig. Wenn wir die Moralprediger der Medizin, Hufeland an der Spitze, um Rat fragen, so berühren seine Ermahnungen und Lehren manchmal komisch. Sei enthaltsam, sei mäßig, sei kein Trinker, kein Spieler, kein Wollüstling, sei verschwiegen, gehöre keiner Partei an, führe ein gutes häusliches Leben, sei verheiratet und zeige vor allem keinen Hang zu Wit und Satire, denn der größte Teil des Publikums vertraut sich lieber einem hohlen und beschränkten Kopfe an als einem Spötter und Witling. Mögen diese Eigenschaften, wenn man sie hat, dem Berater und Freunde der Familie zu statten kommen; sie haben



Fig. 125.

Vignette von Daumier.

aber doch, scheint mir, im ganzen nur den Wert einer Lektüre eines napoleonischen Feldzugsplanes vor einer Schlacht oder einer Operationsbeschreibung vor einer Operation. Ein schlechter Operateur wird ebensowenig durch solche veredelt, wie ein ahnungsloser Feldherr.

Wem diese Vorbedingungen nicht in die Wiege gelegt sind – aus Büchern läßt sich die Anständigkeit der Gefinnung nicht erlernen, und künstlich Angenommenes ist Tünche, die beim Kratzen abbröckelt, und vom Leben gekratzt werden, gehört zu den täglichen Erfahrungen des Mediziners.

Hatte sich auch äußerlich die Trennung zwischen Priester und Arzt vollzogen, sehr zum Vorteil der sich entwickelnden Wissenschaft, so war doch so eine Art von Wahlverwandtschaft geblieben, sehr zum Nachteil des Standes. Der Arzt galt und fühlte sich oft gewissermaßen als Verbündeter des Seelforgers, doch in dieser Rolle lag die Gefahr der Lächerlichkeit. Der Priester hatte das nicht zu kontrollierende Jenseitsdogma hinter sich, mit den grandiosen Versprechungen, die er nie in die Lage kam zu erfüllen, und selbst in den Augen der schwer und gar nicht Gläubigen sprach das kleinste Fragezeichen zu seinen Gunsten.

Der Arzt jedoch spielt eine gar zu klägliche Rolle, wenn er statt



Englischer Farbendruck ca. 1800.

Doctor Blowbladder discovering the Perpetual Motion.

Die Entdeckung des Perpetuum mobile.

handeln reden muß, auch dann, wenn er aus Gründen der Humanität Priesterwechsel ausgibt, von denen er weiß, daß er sie nie einlösen kann



Engl. Buntdruck, zirka 1790.

Fig. 126. Medical Dispatch
or Doctor Double dose Killing two Birds with one Stone.

und braucht. Das brachte ihm ja schon im alten Rom das Beiwort des Lügners: *Omnis medicus mendax*.

Aus rhetorisch-philosophischer Umarmung früherer Jahrhunderte löste sich allmählich die exakte Wissenschaft und wuchs zu einer innerlich

begründeten Therapie. Dem modernen Forscher steht das ironische Lächeln nicht so schlecht, wenn er seiner Kollegen aus der Kinderstube der Medizin gedenkt, die mit dem mephistophelischen Prinzip von den fehlenden Begriffen und den rechtzeitigen Worten Heilkunde betrieben und die Devise befolgten: »Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.«

Eine Auseinandersetzung darüber, daß die Ärzte nicht frei von allgemeinen menschlichen Gebrechen und Charaktermängeln sind, ist wirklich überflüssig; vergeblich wird man auf der Straße nach einem Manne suchen, der die Qualitäten eines sogenannten Idealarztes in sich vereinigt. »Enthaltfamkeit eines Casas, Kaltblütigkeit eines Fabricius, Kraft und Mut eines Gustav Adolf, Klugheit eines Oxenstierna, Gewandtheit eines Talleyrand, den Edelmut eines Phénélon, die Konsequenz eines Richelieu.« Der einzige Mann, der diese geforderten Eigenschaften einmal in sich vereinigte, soll übrigens kein Blut haben sehen können, und sich deshalb lieber auf die akademische Seite geschlagen haben, allerdings ohne Pfründe und Stellung zu erhalten, da ihm die wesentlichste Eigenschaft trotz alledem noch völlig abging: die Protektion.

Im übrigen hat sich heutzutage das Band, welches den Stand einst fester umschloß, erheblich gelockert, und der Professor der pathologischen Anatomie und der Landarzt aus der Eifel, der Stabsarzt eines Garderegiments, der Kassenarzt aus dem hohen Norden, und der fein Viergespann lenkende Spezialist haben kaum noch gleiches Standesgefühl. Die Satire, die den einen schmerzlich verwundet, läßt den anderen gänzlich unberührt.

In neuester Zeit scheint es, als ob das Unkontrollierbare aus dem Stande immer mehr verdrängt würde und daß eine Umwertung der Leistung einträte. Mit der Vermehrung des positiven Könnens hat sich der moralisch-ästhetische Nimbus zum Teil verflüchtigt, und namentlich die außerordentlichen Leistungen der Chirurgie gaben der ganzen Disziplin den imponierenden Einschlag. Allmählich kommt man dazu, die Leistung des Arztes von seiner Bürgertugend und Charakter unabhängig einzuschätzen und einzusehen, daß jemand ein guter Chirurg und ein schlechter Musikant sein kann. Die Nachwelt lag ja ohnehin schon lange

den Bahnbrechern dankbar zu Füßen und vergaß über der Leistung des Riesen seine kleinen und großen menschlichen Gebrechen und Schwächen.

Da fällt mir gerade die Rede Dieffenbachs in die Hände, mit der der berühmte deutsche Chirurg den Hingang Dupuytren's begleitet (Berlinische Zeitung 1835). Er beginnt: »Einer der größten Männer, Dupuytren, ist nicht mehr unter den Lebenden . . . er war nicht nur einer der größten Chirurgen neuerer Zeit, sondern der größte, welcher je gelebt hat, nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen Welt, nicht bloß in einem Zweige der chirurgischen Heilkunde, sondern in allen ihren Zweigen.« Und Dieffenbach, der große Trauerredner am offenen Sarge, ist kein Schönredner. Ich kenne kaum eine Grabrede, in der so schonungslos die Gesamtrechnung quittiert wird. Denn der auch äußerlich imponierende chirurgische Übermensch



Fig. 127.

scheint eine Mißgeburt von Charakter gewesen zu sein. »Um Dupuytren müßten alle Ärzte der Welt wenigstens einen Tag Trauer anlegen: so wie Larrey das Kaiserreich mit seinem Absolutismus auf blutigen Schlachtfeldern repräsentierte, so erscheint Dupuytren als Repräsentant der Wissenschaft. So wie Larrey aber noch von seinen Feinden geliebt wird, so wurde Dupuytren noch von seinen Freunden gehaßt. Wer in seiner Nähe lebte, war sein Feind, und seine begeistertsten Schüler wurden als Kollegen seine Feinde.« Hochmut, Eigennuß, Heuchelei, Habsucht und Geiz, Börsenspekulation und vor allem Grausamkeit werden dem großen

Manne schonungslos ins Grab nachgeworfen, aber als Gelehrter gilt er dem Trauerredner als »Vater der Chirurgie«.

Die Schlußfäße aber lauten geradezu vernichtend. »Der in der Wissenschaft Unsterbliche hatte keine politischen Grundfäße. Er hing dem Gouvernement an, von dem er sich die meisten Vorteile versprach, und in Glaubenssachen sahen wir ihn bald unter den Frömmern mit dem Gebetbüchlein in der Tasche, bald unter den Freigeistern, bald im juste milieu. Zum Mittelgut gehörte er aber am wenigsten.« Die Geschichte

hat diese Schwächen des Charakters vergessen und legt nur dankbar Kränze der Verehrung an seiner Säule nieder.

Stürmer, der federgewandte Anhänger Hahnemanns, hat in seiner »Vermittlung der Extreme in der Heilkunde« die Behandlungsarten der Ärzte – natürlich aus den Reihen der Gegner – einer ganz witzigen, wenn auch boshaften Kritik unterzogen. Amüfant schildert er den gelehrten Arzt. Zunächst hält er sich an die Totenliste des Küsters aus Rabeners Satiren: »Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer



Fig. 128. Der Arzt Misaubin.
Zeichnung von Watteau.

unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrfragen als ein Zigeuner aus der rechten Hand. Wenn er jemand den Puls fühlte, so war das ein sicheres Zeichen des heranahenden Todes. Er war Leibmedikus von allen denen, welche alte geizige Witwen oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurierte er auf Griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreien Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der

**Selbame vnerhörte Doctor Prob/ Eines zwar Armen jedoch Gelährten Medici/ vnd
eines Reichen doch vngeschickten Kälber Arztes.**

K. H. 56



Es begibt sich in dieser zeit/
In der ganz: werthen Christenheit.
Bald nah/ bald fern/ bald der/ bald da/
So viel vnd manch Historia.
Welche bisweilen geschicht in mu:stern/
Auff manche art vnd manche weis.
Bisweilen geschicht sie ohn gefel:rd/
So wol bey Gschick/ als vngel:rt.
Von Hoeherefahrenen Leuten/
Begibt sich auch etwas in Zeiten.
Ob es schon scheint was lächerlich/
Ist doch der Ehr nichtis hinderlich.
Hergegen wolcher nur stolzet/
Im Grotano hat stndet.
Dem geht es nicht stels gl: All: d:man/ß
Zu lege: wird ihm sein Ehr auch drauß.
Wie diese Figur vnd Gschicht/
Kürzlich anzeigt vnd vns berich:

Es ligt am Rhein ein Echöne Stadt/

Darinn es zween Doctores hatt
Die waren Medic: zuhandt/
Ihr beyder Nam: ist wol bekande.
Die Ich icken zu dieser zeit/
Ehrenhalben nicht nennen wil.
Der Eine wahr sehr hochgel:rt/
Der ander vngeschick: vnd verlehrt.
Der Gl:rt was arm: v: selber gleich/
War der Vngl:rt: mechtig reich.
Der Gl:rt: Doct: stels stndet/
Sein Pauen: recht euer.
Helt sich gering in Kledern sein/
Wien: sein schlecht vnd gerecht: herein.
In seiner Cur Er zu der stant.
Al:gen viel Pauen:en heit.
Dargegen der ander wol klafft/
Mit gülden: Kerten war geziert.
Sunderer: nich: wie man ihn soll/
Besuch: sich nur des Planders woll.
Vnd war verschlagen zu der stund/
Vnd sich auch woll auff: Geld verstu:ndt.
Der Gl:rt: heit Tag vnd Nacht zu schaffn/
Das macht den andern gar zum Affn

Da selchs der Vngl:rt Doctor spühet/
Den Gel:rt: Er Visitir.
Vnd gieng in ihm selbst in sein Haus/
Vnd fragte ihn sein alles auß/
Wie es doch l:am das jederman/
Ihn in der Stadt zum Arz: wol han.
Was krank war/ beide groß vnd klein/
Welen von ihm curir: sein
Bath:hn/ Er selts ihm sagen her/
Was doch selchs die ersach wer.
Darauff der Gl:rt: Doct: sprach/
Mein Herr/ Ich euch die Ersach sag.
Wen man sich heilims Kran:den Haus/
So seh: Ich alle Wun:el aus.
Send: h: wo hat der Pauen:/
Da seh: Ich ey:endi vnd behendi.
Ob Ich seh: Depst/ Vn: oder Viss/
Als dann den Pulß/ Schlaff vnd die Züß.
Begriff: Ich vnd seh: dann herum/
Ob Ich was mer: zu sehn bestim.
Von vngesunder: oder fremder Speiß/
Das mer: Ich h:innen mit allem seiß.
Wenn Ich dann von D:schwer: vorab/
Etwas geseh: vnd gemer: hat hab.
So sprech: ich ledlich vnd vermessen/
Ihr hab: diß oder Jent: gezeßn.
Da l:ombi: Euch Ewer Kran:th: her/
Als dann veruunder: Sie sich sehr.
Bedenck: das ist ein Weißer Man/
Der was man geseh: vrraichen kan.
Der vngl:rt: Doctor gieng dahin/
Vnd die: Regel wol in Sinn.
Was der Gl:rt: ihm ih: sag/
Vermem: es auch darauff zuwagn.
Nach Dreien Tagen/ ohn gefel: r/
Ward zu ein Kran:ten glorder: Er.
Denselbigen solt Er cur: n/
Der Doctor: st: bald sehn vnd spärn.
Das vernem: Bett ein Eßelshau:
Da lag/ welch: Er ein wenig schau.
Er sah in: Guach: sonst kin vnd her/
Vnd sah von D:schwer: doch nichts mehr.
Darauff sprach er zum Pauen:en/
Ewer Kran:th: soll sich bald enden.
Dann ihr hab: von ein: Eßel geßn/
Welch: ihr nicht ihm seßn so vermessen.
Der Kran: sprach: hebr: Herr Doctor mein/
Was müß: ich für ein vnfl: sein.
Wann ich so gar muetwillig weß/
Ein Eßel solt: Eßen für mein seiß.
Da beß: mich mein Ven: darfür/
Ich Oh: mich so ein aren:lich: Thier.
Auff diß maß: hab: ihr nicht erraichn/
Was da thut meiner Gsundheit: schaden.

Also der Doctor vngel:rt/
Durch den Gl:rt:en vollen: war bihört.
Heu: er sich k:riessen auch der Kunst/
So heu: ihm brach: lob: Ehr vnd Sunst.
Hergegen heu: er Spott vnd Hoh:
Vnd iog mit greßter Schand: darvon.

Drumb sichstu/ Lieber Leser mein/
Ahter den Gl:rt:en D: Do: sein.
Welcher fleißig ist vnd stndet/
Sein Pauen:en recht euer.
Der mu: rechter Ar:nen v: bgeß/
Auff Edle: Kreutter: sich verfleß.
Der von dem Nam: recht l:ad: er/
Durch Gottes hüß: den Schmers: abj:ur.
Der ander aber/ so st:ler:
Mit Gülden: Ketten: ist geziert.
Ist vngeschick: vnd vngel:rt/
Mit plaudern: mit der Kunst: vmbteht.
Führt einen Seßel in der Hendt/
Darauff sein beste: Kunst: Er wend.
Mag aber wol durch selchen schei/
Ein Redner: Kälber: Doctor sein.
Wie dann in al:dem hin vnd her/
Selt:her Kün: Arz: man find: er mehr.
Für selch: h: sich manigfalt/
Vnd Reich: Arm: Mann: Graw: Jung vnd Al.
Hiermit ein ieder nemb: Ach/
Vnd sein Gschick: er wol betrachte/
Der St:rt: ist durchaus nicht veracht.
E N D E

Fig. 129. Flugblatt.

German. Museum, Nürnberg.

Küster, und andere Totengräber diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.“ Stürmer hat daran noch nicht genug, er führt den Totengräber

noch weiter aus. »Deine Gattin befällt eine hitzige Krankheit. Doktor Jugo beweist ihr, sie dürfe nicht in einem gemalten Zimmer liegen, indem sie durch die Gegenstände an der Wand leicht zu Phantasien angereizt werde, wie Antyllus, ein Arzt des dritten Jahrhunderts, beim Oribasius zuerst anführt. Deine Kinder leiden an Würmern; er beweist dir, daß schon Alexander von Tralles Spulwürmer, Springwürmer und Bandwürmer angenommen, daß Herodot den Bandwurm für ein krankhaftes Produkt der inneren Darmhaut angesehen. Einer deiner Diener wird vom Hunde gebissen, der Doktor rät, Weizenkörner in die Wunde zu legen und sie Hühnern zum Fressen vorzulegen, nach Dioscorides ein sicheres Zeichen, die Tollwut der Hunde zu erkennen.«

»Die Titularärzte oder die Leidenschaftlichen.« Diesen ist die Heilkunde weder die hohe himmlische, noch die melkende Kuh, sie ist ihnen bloß das Mittel zur Erlangung von Nebenzwecken. Sie treiben alles mögliche mit Enthusiasmus, nur nicht ihre Kunst. Sie lieben die Medizin, wie Börne sagt, die Astronomie, mit Ausfluß der Kometenlehre, weil diese Krankheit bringe; Geographie, mit Ausnahme der Kur- und Badeorte, Naturkunde, mit Ausnahme der Lehre von der Elektrizität, Mechanik, Ethik, Mathematik und alles auf ik, außer Therapeutik und Makrobiotik. Am unangenehmsten scheint diesem Autor der Abschnitt über die Eitelkeit bekommen zu sein, denn Trinks hat in seiner Broschüre »Der erste apostatische Homöopath« ihn maßlos angegriffen, so daß er kleinlaut eingestehen mußte: »Allerdings trug ich einst einen französischen Frack, weit aufgeschlitzte Weste und tanzte in leuchtenden Ballschuhen; aber seit vier Jahren sind diese Parerga meines Lebens verschwunden. Ich trage nur noch zwei Ringe, einen einfachen Amethyst, den ich jener alten Dame auf der Totenbahre abzog, die mich zu meiner Moralheilkunde begeisterte, und einen Demant, den mir mein Herrscher und Kaiser für mein Buch über moralische Künstlerfreiheit gegeben.«

Eine höchst naive Vorstellung von der Qualität des Arztes verrät ein Flugblatt des Germanischen Museums: Seltzame vnerhörte Doctor Prob. Eines zwar Armen jedoch Gelährten Medici / vnd eines Reichen doch vngeschickten Kälber Arztes (schon reproduziert in Peters, Arzt und Heilkunst) (Figur 129).



Buntdruck.

Fig. 130. Amateurs exécutant une courante. - Ärztliches Instrumentalkonzert.

Es ligt am Rhein ein Schöne Stadt,
 Darinn es zween Doctores hatt.
 Die waren Medici zuhandt,
 Ihr beyder Nahm ist wolbekandt.
 Die Ich jeß und zu diefer ziel,
 Ehrenhalben nicht nennen will. . . .

Der reiche Arzt hät gar nichts zu tun, der arme die ganze Praxis.
 Der sich darob wundernde Kollege besucht den armen und gelehrten
 Doktor und fragt nach dem Grunde seiner Beliebtheit.

Mein Herr, Ich euch die Vrfach sag.
 Wen man mich holt ins Krancken Hauß,
 So seh Ich alle Winckel aus.
 Sondrlich wo ligt der Patient,
 Da seh Ich eylendt vnd behendt.
 Ob Ich seh Oepffl, Birn oder Nüß,
 Als dann den Pulß, Schlaff vnd die Füß.
 Begreiff Ich, vnd seh dann herumb,
 Ob Ich was mehr zu sehn bekumm.
 Von vngefunder odr frembder Speiß . . .

Der dumme reiche Doktor machte es beim nächsten Besuche ebenso
 und findet unter dem Bett eine Eselshaut liegen und behauptet nun,
 ihr habt zuviel von einem Esel gegessen. Dieses Beispiel lehrt schon,
 daß man bei einer spezialisierten Behandlungsmethode schön hereinfallen
 kann, und so hielten es die damaligen Ärzte im wesentlichen mit jener
 berühmten Trias, bei welchem sowohl der Arzt wie der Chirurg und
 Apotheker auf die Kosten kamen: Der Purgation, dem Aderlaß und dem
 Kliftier. Wir haben bereits bei Molière die illustre Satire auf diese Gene-
 ralthérapie. Was auch nur im Examen dem Doktorandus für knifflische
 Fragen bei den verschiedenen Krankheiten vorgelegt wurden, er ant-
 wortet immer wieder auf die Frage, was er in dem Falle zu tun gedenke:

Clysterium donare
 Postea feignare
 En fuita purgare.

Und wenn das nicht hilft

»Refeignare repurgare et reclysterificare«.



Fig. 131. »Vôtre homicide Faculté.«
Nach einem Gemälde von H. Watteau und F. Joullain gestochen.

Bereiteten sich auch in aller Stille Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts die Ansätze zu der großen Entwicklung und dem wissenschaftlichen Aufschwung der Disziplin vor, wurde auch in Holland und namentlich in Leiden das Feuer schon geschürt, das bald mit heller Lohe ganz Europa erleuchten sollte, legte auch zum Beispiel jener bedeutendste Praktiker mit internationalem Weltruf, Boerhave, damals schon den Grundstein zu seinem Ruhm, so hatte die Heilkunst als solche und das Durchschnittskönnen des praktizierenden Arztes das tiefste Niveau er-



Fig. 132. Mort de Pouppe.
Chirurgien de Mr. de Voltaire.

reicht. Das Mittelalter mit seiner arabischen Medizin sah Heilkünstler voller doktrinäer Gelehrsamkeit, das systematische Zeitalter der Medizin sah Heilnarren in der Pose und dem Mantel der Akademie. Bei der fehlenden wissenschaftlichen Unterlage und dem Kampf der schnell aufeinander folgenden Systeme gab der Praktikus bald die Mitarbeiterchaft auf; er wurde zum Handlanger, Schauspieler, Lakai und geldmachenden Betrüger. Stand man in früherer Zeit noch auf den Schultern der Alten, deren genaue und intime Kenntnis wenigstens ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis in sich schloß, so sprach man jetzt nur noch nach Papageienart die Sprache der Alten; man sprach sie nicht mehr richtig



LE PETIT GLOUTON
*Grave d'après le Tableau Original d'un pied cinq pouces de hauteur sur un pied deux pouces de largeur.
 Fait par J. E. Schenau, premier Peintre de S. M. S. E. de Saxe.
 A Paris chez l'Auteur, Place Maubert, chez M. Bellot M^d Bonnetier au signal d'or.*

Fig. 133. Der kleine Vielfraß.

und rein und nicht etwa zum Zweck einer Verständigung, sondern man sprach sie ihrer selbst willen. Aus Sylvius', Helmonts, Cartesius', Bontekoes, Craanens, Boerhaves, Hoffmanns Lehren und Systemen, mochten sie iatrophysisch oder chemisch sein, mehr oder weniger paradox, holte man sich drei Panazeen heraus, die man alle in einen Topf warf; in deren Kombination und Dosierung bestand das ganze Geheimnis des Erfolgs und der Kunst:

Avez-vous la fièvre quartaine
Des cors aux pieds – ou la migraine
Mal à l'esprit ou mal au corps,
Mal au dedans, mal au dehors
Purgé, saigné prenez force clystères
Vous creverez ou bien vous sortirez d'affaires.

Welche Ausdehnung dies Trifolium nehmen konnte, das sehen wir aus den amtlich registrierten Eingriffen dieser Art, welche an den französischen Königen gemacht wurden. Ludwig XIII. hieß angeblich der Gerechte, weil er im Zeichen der Wage geboren war. Er trägt aber seinen Namen ungerecht durch die falsche Diagnose seiner Nativitätssteller. Die Wage, unter der er geboren war, war die Apothekerwage. Allein in den letzten zwölf Monaten seines Lebens wurde er 215mal purgiert, 212mal klisiert und 47mal zur Ader gelassen; dabei war er von dieser Methode, die ihn zum Skelett abmagern ließ, begeistert. Auch Ludwig XIV. erreichte trotz einer Unzahl von Aderlässen, Purganzen und Klistieren, die im Journal de Santé genau registriert und nachzulesen sind, ein hohes Alter. Die Unmenge Karikaturen aus dieser Zeit füllen allein ein ganzes Buch; wir finden das Material dieser Art ziemlich vollständig in mehreren französischen Werken vereinigt¹⁾. Es kam den Meistern des Stiftes und der Nadel bei den oft witzigen Darstellungen dieser Art aber weniger darauf an, die Ärzte oder das Verfahren, als vielmehr die sonst verdeckt getragenen weiblichen Körperteile bloßzustellen. Aus diesem Grunde fällt das ganze erotische Bilderwerk für uns weg. Der Witz der Mehrzahl dieser oft mit der großen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts gemalten und gezeichneten Vorgänge besteht darin, daß der Liebhaber

¹⁾ Gayetez d'Esculape par Drs Witkowski et Cabanès. Paris 1909.



Fig. 134. Les Remèdes à tous maux.

hinter der Gardine der Vornahme des Eingriffes heimlich zuschaut. Wir begnügen uns, eine Reihe von geistvollen Darstellungen zu bringen, die

mehr oder weniger als Illustrationen zu Molières Stücken gelten können. Wir erinnern nur noch daran, daß auch Watteau diese Pourgons mehrfach porträtiert hat (siehe Figur 128); zum Teil sind diese Zeichnungen von Apothekern wohl als Studien zu dem großen Gemälde Watteaus (siehe Figur 131) aufzufassen. Wir bringen den Stich von Joullain.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß der Arzt selbst das Kliftier nur verordnete und der Apotheker es ausführte. So finden wir auch als wahrscheinliches Aushängeschild eines Apothekers im Brügger Museum eine höchst seltsame Holzskulptur des schwindenden fünfzehnten Jahrhunderts, welche die seltsame Verabfolgung eines Kliftiers durch ein Fenster darstellt (siehe Figur 136). Gelegentlich spielt der Arzt insofern eine klägliche Rolle, als er das Resultat des Eingriffes untersuchen will und dabei von dem Produzenten übel zugerichtet wird. Auf dem schönen Blatte von Schenau, genannt *le petit Glouton* (der kleine Vielfraß), auf welchem der Operateur die Züge Voltaires trägt, verläuft die Prozedur technisch nicht einwandfrei (siehe Figur 133).

An Stelle der großen mächtigen Kliftierspritze, wie wir sie auf der Figur 134 (*les Remèdes à tous maux*) abgebildet sehen und wie sie auch die Apotheker vielfach im Wappen führten, tritt später zuerst die mechanische Seringue, die Klisopompe, und noch später die Irrigation. Auch diese geben Gelegenheit zu Darstellungen für Szenen ehelichen Familienglücks.

Gleichzeitig eine Satire über die Kliftierwut und die Hundeliebhaberei ist die der Zeitschrift *Paris und London* entnommene Karikatur (siehe Figur 135).

DER ADERLASS.

Im Gegensatz zum Kliftier ist der Aderlaß von altem Adel, beide sollen allerdings nach den antiken Schriftstellern ihr Vorbild in der Tierwelt haben. Der ägyptische Weisheitsvogel, der heilige Ibis, mit seinem langen Hals und gekrümmten Schnabel dazu leicht fähig, zeigte den Menschen, wie man sich kliftiert; das Nilpferd aber schligte, wenn es zu vollblütig war, angeblich seine Fußadern am scharfen Schilf. Die Spritze selbst erfand der berühmte arabische Arzt Avicenna, und Gatinaria,

Professor in Pavia (Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts), popularisierte dieses Instrument, von dem er in seinem Werke noch sagen konnte, daß die wenigsten Menschen die Form der Klistierspritze kannten. Früher wurden Einläufe in Knieellenbogenlage gemacht. Den Aderlaß dagegen finden wir in seiner Wertschätzung technischer Vollkommenheit schon bei den Alten. Die Schriftsteller von Hippokrates an streiten sich nun über die Stellen, an denen die Lässe anzubringen sind. Daß



La folie du Jour.

Fig. 135.

der Aderlaß selbst nützlich und eins der Hauptmittel bei Erkrankungen und namentlich auch zur Vorbeuge derselben sei, darüber war man einer Meinung. Die Notwendigkeit der periodischen Blutentziehung war im Mittelalter und in der neueren Zeit allgemein anerkannt, sie war sogar in den Mönchsklöstern obligatorisch. Der Mann, der die Tonsur vornahm und die Aderlässe, hieß Minutor. Diese Blutverringerung durfte nach manchen Ordensregeln fünfmal im Jahre stattfinden, nach anderer Vorschrift durften Weltgeistliche bis zu zwölfmal im Jahre sich aderlassen.

Wir hören auch, daß Laien mit ihren Familien sich zum Aderlaß in die Klöster begaben. Nach Aulus Gellius (130 nach Christus) wurde der Aderlaß als Strafe bei römischen Soldaten angewandt, aber der Schriftsteller meint, daß hier die Strafe mehr Medizin war. Auf einem (Medizin in der klassischen Malerei auf Seite 199 abgebildeten) griechischen Tongefäß, dem Aryballos Peytel, sehen wir einen Arzt eine ganze Reihe von Aderlässen vornehmen.

Dem Geiste der mittelalterlichen Zeit entsprechend, gab es bei der



Fig. 136.

Häufigkeit dieses Eingriffes besondere Vorschriften; so war es allen den Aderlaß ausführenden Praktikern verboten, Schweine zu halten, das Blut mußte innerhalb vierundzwanzig Stunden in einen bestimmten Blutbrunnen entleert werden. Wir erfahren, daß die Stadt Brügge ihren Blutbrunnen, weil er mit der Zeit zu klein geworden war, 1336 vergrößern mußte. Das Gefühl für die Zweckmäßigkeit und die Notwendigkeit des Aderlasses war so intensiv in das Volk eingedrungen, daß, als die Buchdruckerkunst ihren Siegeszug

durch die Welt begann, zu den ersten und zahlreichsten Erzeugnissen die sogenannten Aderlaßkalender gehörten, auf welchen Zeit und Nützlichkeit des Aderlasses genau notiert waren. Meist schmückte die Mitte des fliegenden Blattes die Aderlaßfigur, das sogenannte Aderlaßmännchen. Sudhoff¹⁾ hat die Entwicklung der Laßstellenschemata, ebenso wie die der Schröpfstellen mit wissenschaftlicher Genauigkeit abgehandelt. Unter den deutschen medizinischen Inkunabeln finden wir einen auffallend großen Besitz von Aderlaßkalendern in Einblattgedrucken. Aus

¹⁾ Beiträge zur Geschichte der Medizin im Mittelalter. 1914.



Metallic-Tractors.

Karikatur auf den Perkinismus. Von J. Gillray (1801).

diesen Laßzetteln gingen die späteren Kalender hervor; in den einzelnen Monaten war die geeignete Tageszeit sowie auch die astronomisch angezeigten Laßstelle genau angegeben. Bis hinein in unsere Zeit retteten sich stellenweise diese Bauernregeln und Praktiken. Es ist nun interessant, daß selbst in dieser frühen Zeit schon Verhöhnungen der so intensiv mit dem bürgerlichen Leben verwachsenen Gewohnheit vorkamen. Wir publizieren hier aus der früher Kaiserlichen Hofbibliothek von Wien einen solchen satirischen Aderlaßzettel aus den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts zum ersten Male. Ein kleiner Holzschnitt schmückt das Blatt: ein Esel läßt einem affenartigen Menschen am Knie zur Ader. Der Patient sitzt dabei auf einem Stuhle und stützt sich mit der Hand auf einen Stecken. Wir finden diese Stellung typisch, aber nur bei der Operation am Arm, manchmal sitzen die Leute auf einer besonderen Aderlaßbank, an der bereits ein fester Stab angebracht ist. Der Patient hat oberhalb und unterhalb des Knies die festschnürende Aderlaßbinde angelegt. Die Operation selbst wird mit einem großen



Engl. Buntdruck.

Fig. 137. A German Quack Doctor.

Hand auf einen Stecken. Wir finden diese Stellung typisch, aber nur bei der Operation am Arm, manchmal sitzen die Leute auf einer besonderen Aderlaßbank, an der bereits ein fester Stab angebracht ist. Der Patient hat oberhalb und unterhalb des Knies die festschnürende Aderlaßbinde angelegt. Die Operation selbst wird mit einem großen

fichelförmigen Messer ausgeführt. Am Himmel sieht man gleich zwei Neumonde. Zunächst folgt ein ironischer Aderlaßkalender nach den zwölf Monaten. Unter Jenner steht folgendes: »Das erst new wirt auff sant Brandorffs tag drey heller gescheyt auß der arßkerben zwey stund nach dem glocken gedöhn / und vier minuten / und wirt güt lassen auff



Fig. 138. Das Brechmittel.

Von J. Rowlandson.

Originalaquarell.

sant schyrus und scharus der zweyer bader tag / ein span̄ unter dem nabel / und an der farb̄ ader. Am nechsten tag darnach wirt es güt an knye schewben im untern fach in der rauhen taschen.« In diesem Tone wird einerseits die astronomische Indikationsstellung, anderseits der Ort des Aderlasses nach der Gepflogenheit der anderen Laßzettel karikiert. Wir wollen noch den etwas stark gepfefferten Weynmond herausnehmen. »Weynmond wirt neu zum Pumperlurl im Bach offen bei dem großen Weinfäß neben dem Eselstall zwei Stund

hinter in der Halbspach, als der Pfarrer zu Kalenberg sein Kellnerin auffweckt in der IIII Minuten als er dy hackmesser schlyff / da er yr so füß fydlet / und ist guet lassen an der farb̄ oder als man in die arßkerben fert und im kwst̄al / do er dy gruch wusch.« Der zweite Teil lautet: »ein gar nützlich gefunte ertney nach dem Aderlaß«. Die schalkhafte, stellenweise fogar wißige Ermahnung lautet folgender-

Dyselafzedel ist gemach

Ach dem als etliche iar

Das ist die Schillinge neuer Plaphare wän des alten gldz ist wenig/ vnd in dem dürren summer dween ein kumel. Die gülden zal ist bey armen leuten. Das gelt ist hewr nit wol gerathen. Die wochen zwyschen weynachten vñ fastenacht sein. vi. kapparn/ vnd. iij. plüßel wol gespilt. Ein viertel malmaßers/ vnd. vi. maß des besten frantzosen weyns/ Dar an sol nichts abgan. Die gepundten zeyt aert ein die meyl hinter kunderlein wo das mar an der ketten hengt. Darinnen sol man den jecten nit in die wesen spannen der gewten hochzeit sein gann vergangen.

Folgen hernach die new monde vnd aderlassung artzneyung nach der bequenen zeyt als hernach auß weyß.

Janer. Das erst new wirt auff sant Brandoffs tag die hellere gescheyt auß der arßkerben. ij. stund nach dem glocken gedn/ vnd. iij. minut/ vñ wirt güt lassen auff sant schyrus vñ scharus der zweyer bader tag/ ein span vnter dē nabel/ vnd an der satz ader. Am nechsten tag dar nach wirt es güt an Enye schewben im vntern fack in der rauhen taschen.

Februng. Wirt new am kalten mōtag vor sant Ganshartz tag der tod ist zu sant Martas tag vñ den tod erlitten hat zu mitternacht im sonnē schein iij. minn. zu roldian in dem esels stal bey dem melck lōßwel vñ wirt güt lassen an der messer schade auff sant Menz tag dy dē pelz vñ plant in der eyßgrubē.

Maz. Wirt new am nechsten tag nach dē kēder tang frw vor mitternacht als man die geiß scheyt im fladen hauff/ vñ wirt güt lassen im kellersthalß bey der frant thunen an sant Stölpians tag frw.

April. Wirt new am gelben freitag vor sant Rappans tag des würdigen schweins mayster. iij. den neben der spindel menz bey dē effig fast nach der stürm glocken in der offen grubē. vñ ist güt lassen an dem linden stocken an sant Volwerts tag des würdigen wein trinkers.

May. Wirt new an dē groen mitwoch noch sant rapols tag. ij. meyl yessend der rüben gruben. iij. minn. als er in dē keler mie funff schusseln ein gefüllter hant frist viel vñ wirt güt lassen am hintern stollē des linden holzschuchs.

Junij. Wirt new auff den ploß dinstag dñ. iij. ore zu mitternacht als dē mayd yrlappin beschat zu der linden handt so man in die arßkerben greyffte/ vñ am nechsten tag dar nach ist güt lassen auff lyncen hosen nestel bey dem puch bendel.

Febrmond. Wirt new auff sant Karnoffs tag/ des andechtigen spylers tag/ vier tagereß noch dem kēder tang/ vnd. xiiij. minuten güter geßmilch vñ wirt güt lassen hynten am fathelbogen hynter dem doiff auff dē selb bey dem Herman schneyder im im kyrchfouster do dy hennen hecke zu der linden hand auff dem pelzmarkt.

Augstmond. Wirt new auff den hungerigen freitag/ drey pfunde vor mit tag. xij. minuten nach dem oigel gefanck/ als die boßkugel gepioren ware. vñ wirt güt lassen den jungen leuten mit dem großen haren in der schmeltzbutten als Frya seydrick gen pfingsten reyth.

Herbstmond. Wirt new auff den tag Zug schellentreyt/ der dē schlegel straff sechs agerlaster scheyt hinter dē kaler offen bey der gauckel puchsen/ do man das saltz seht im roten bach/ vñ wirt güt lassen am eyßten finger in der kny kelen/ do man den weyn dryß neben der gruben/ hinter dē hauff/ bey dē scheyß fenster/ do schup auff.

Weynmond. Wirt new zu pumperlur im pach offen bey dē grossen weyn fast/ neben dem esels stal/ zwu stund hinter inderhalbs pach/ als der pfarrer zu kalenperg sein kelerin auff weckte in der. iij. minnen als er dy hackmesser schlyß/ do er yr so süßes fydler/ vñ ist güt lassen an der farg ober/ als man in die arßkerben fat im kēstal/ do er dy puch wusch.

Wyntermond. Wirt new am nechste ploßen montag vor sant Stolpians tag des loblichen baders/ vñ zweyer seiner vñ lasser. v. esels spüß vñnd. iij. minuten affens standens in der ersten stund/ als dy mayd das seyduch wusch/ vñ güt lassen am vnder zapffen des liden effigfast am lyncen schynbein neben der fachel taschen.

Wolffmond. Wirt new zu hintertst in der gassen gesezt das Morgen luffz acht pfunt spynnen glanz bey dem rauchfast/ als man die schwein scheyt. v. minnen nach dem göckel reyen im melkasten bey dē hasen geschey/ als anß milchfydel den myst hert ein gefilert in den fütterkasten/ vñ wirt güt lassen in der arßkerben neben dem pütterfast vor dem holz in dem lölan/ do die hasen singen/ vñ mit der hohen diumelen pfaffen im eyßten thon.

Ein gar nutzlich gesunte artzney nach dem aderlassen.

Item man sol sich hütten zu weynachten vor großer sonnen hyß/ vor großer reichthum/ vor kleinen frunden/ vor magern suppen vñ sol sich auch ge-

vnd clauß vnd alle iar

vñ daryunen nymant mocht zu gelt kommen.



prauchē des rauchs auß einer daraffbuchsen/ dē von dem hymel/ vñ baden vñ erschwynen einer fischrauffen/ dar ein sol man thūn ein pfesels witz/ vñnd ein halbspfund krapff kolen/ grosser lügen von dem hertzog vñ burgundia/ hertz von einem schrotpeyl/ das milz von einem roten rocken/ die lebern von einem ampaff/ vñnd mit einem affenzagel zusamen binden/ vñnd in bad legen/ vñnd sich über den dunst halten/ dñ h wol für den schwyndel in der arßkerben/ vñ für fuzel in der kny kelen.

Item hieist zumercken die hochgeschriben kunst der warm artzney für den ploß hufst/ vñ den schwindel in der taschen/ vñ für ander gebrechlichkeit der menschen iunger vñ alter dy an lygent/ vñnd die artzney haben beschriben vñ gefunden die ersamen vñ hoch gedachten ster vñ Erz der Berumpten stat schynvlin/ vñ auß yren besten puchen lesen an dem zürissen/ als sy in dē hasen zusamen schiffen. Do merckes

Item zum ersten nempt die lungel von einem marmel stain/ das hymen einen ampaff/ das hertz von einer schrothacke/ das milz von einem garcken/ das plüt auß einem schwertz knopff/ dy gallen von einem alten vñnd des traurens von zweyen geysen an einem wog schayd/ vñnd durch einander mit. iij. lot sonnen scheyn/ vñnd geiß dar an. iij. maß tag haruff/ vñnd nuz das nuchtern zwyschen pfinsten vñnd esling.

Item ob das nit hilfft/ so nempt ein lot vogel gefange. ij. lot schwarz flugs. ij. lot lurdums auß einer alten geigen. xij. lot kyslings schmalz/ des rauchs des dem alten mian von den hosen stengt. ij. lot schallen von einem erumeten/ vñnd. vj. lot fastenacht tang/ vñnd mach an reß ferer dar vñnd dar ein thut ein virdung schneß das es fluchs pryn/ der vñnd die sind w gefallen ist/ vñnd dert die materi es eine ferer/ vñnd esset zu nacht in dē erer auch schlaffent habe gelegt.

Item ob das nit hilfft/ so nempt des glanz von dē kytchen kn des ploßen von dem hymel ein wannē vol/ des schnellen von einem haff pfund. iij. lot agerlaster scheyt. vj. lot steyglis reysen/ vñnd ein par gesul holzschuch. ij. pfund schneckschmeß. ij. lot pemon vnfliz. ij. lot muck schmalz/ vñnd der baumwollen dy die krebs auß dem ruckē eragen zwendung. Von den stucken macht ein bad/ vñnd gyß das in ein syb/ vñnd verddas oben gar wol mit einem fisch garn/ das der dampff nit dar von mug wart nyet ein besser bade.

Item zu dē magē vñ für dē arymē im lab/ so nempt ein quinten eselgesel nempt sein nit zuhil wā es ist groß. xij. pfund junck fraw gedack. x. lot re nen gefanck/ vñ so vil glocken klacke. xij. lot des gerumpels auß dē loem r. ceter newer mer vñ dē schwarzer. x. center großer lüg vñ schwarzer fry v. center venediger armit. x. quinten nürnbergger hoffart/ vñ pynd dy tery mit einem affenzagel/ vñnd stoff daz in einem glesem moiser mit einē gl ten eyßen strempel/ vñnd misch das durch anander mit alter geßmilch/ o funck fraw milch/ vñnd lege es zu mitternacht in den keller an die heissen son so wirt es durr/ dar nach legt es in ein stroene pfanne vñ syet es in eine roß ferer das von langen eyßapfen gemacht sey/ vñnd nuz das des morgens fr nuchterlin wā yr wol geessen habe vñnd trinket auß einem pecher der kelen den haß/ vñnd trinket vngerisch wein der gewachsen ist an reyn/ vñnd macht pflaster von. xij. karren gestellen. vñnd nempt. xij. herolatheren/ die h zwyschen die nasslocher/ so genest yr vñnd wirt alle gefune an allen zwey pleyß allweg gesunt vñnd nichts. Vñnd die artzney stet geschriben am plat des. xj. kappenzipfel hinter der thür bey dem scheyßhawß.

Gepraectirt vñnd gar hoflich getichte
Vñnd yzund zu dem newen jar zu getichte
Auch alle jar war vñnd gerecht
Sagt affenschmalz der frumcknecht.

ca. 1500. Wiener Staatsbibl.

Fig. 139.

maßen: Item soll man sich hüten zu Weihnachten vor großer Sonnenhige, vor großem Reichtum, vor kleinen Trunken, vor mageren

Suppen und so weiter. Der Schluß des Zettels ist eine Ironisierung der Mönchmedizin. »Item, wenn das nicht hilft, so nimm ein Lot Vogelgefang, zwei Lot Schwalbenpflug, ein Lot Lurdums aus einer alten Geige, vier Lot von dem Rauch des dem alten Mann von den



Encore quatre-vingt-dix Sangsues . . . et continuez la diète!

Fig. 140. La Médecine dans les Hôpitaux.

Hofen fliegt, ein Lot Schall aus einer Trompete, sechs Lot Fastnachtstanz, macht daraus ein groß Feuer, tut Schnee darauf, daß es schnell brennt und effet zu Nacht, nachdem ihr euch schlafen gelegt habt.« Unterschrieben ist das Flugblatt, welches scheinbar den Rabelais zum Vorbild nahm:

gepraktiziert und gar hoflich geticht
und jegund zu dem neuen Jahr zugericht
auch alle Jahr wahr und gerecht
fagt affenschmalz der fromme knecht.

Der Aderlaß kehrt immer wieder in den Totentanzgesprächen der Ärzte bis hinauf zu der nachdenklichen Karikatur von Daumier, der seinen Arzt darüber grübeln läßt, wiefo sich seine Patienten, trotzdem er wahrlich an Aderläffen nicht gespart habe, so schnell empfehlen.

Nachdem das fürchterliche Aderlassen etwas aus der Mode gekommen war, übernahm das Schröpfen die Rolle der Blutentziehung. Nachdem die Schröpfkunst ihre dominierende Rolle ausgespielt, kam im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Egel, den schon Nikander von Kolophon im zweiten Jahrhundert vor Christus in die Therapie eingeführt hatte, in Mode und entwickelte sich schnell zum Vampir. »Noch neunzig Blutegel und fahren Sie mit der Diät fort,« heißt eine Karikatur aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Man sieht den Professor mit apodiktischer Sicherheit die Verordnung treffen, die Studenten drängen sich um das Krankenbett, in dem ein jämmerlich blutleer aussehendes Individuum mit eingefallenen gelben Wangen liegt. Der hier immer wieder geschröpfte Patient mit der Jakobinermütze ist La France und der eifrig sich zur Blutentnahme drängende Arzt der Bürgerkönig. Die Zeiten haben sich geändert, die blutige Mode blieb dieselbe, jetzt liegt unser liebes Vaterland auf dem Krankenbett und wird bis zum Weißbluten geschröpft.

CHIRURGIE.

Der satirische Stoff, wenigstens aus den früheren Jahrhunderten, gegen die Chirurgie ist auffallend knapp bemessen und verschwindet beinahe unter der Masse übler Nachrede, die sich gegen den Arzt schlechthin angeammelt hat. Das liegt einmal in der Tatsache, daß Operationen größeren Stils relativ selten vorkamen, und daß die kleinere Chirurgie mit ihren zahlreichen blutigen Eingriffen mehr von den Domestiken der Heilkunde, den Badern und Balbierern ausgeführt wurde. Andere typische Operationen wie der Bruchschnitt, der Steinschnitt und die Star-

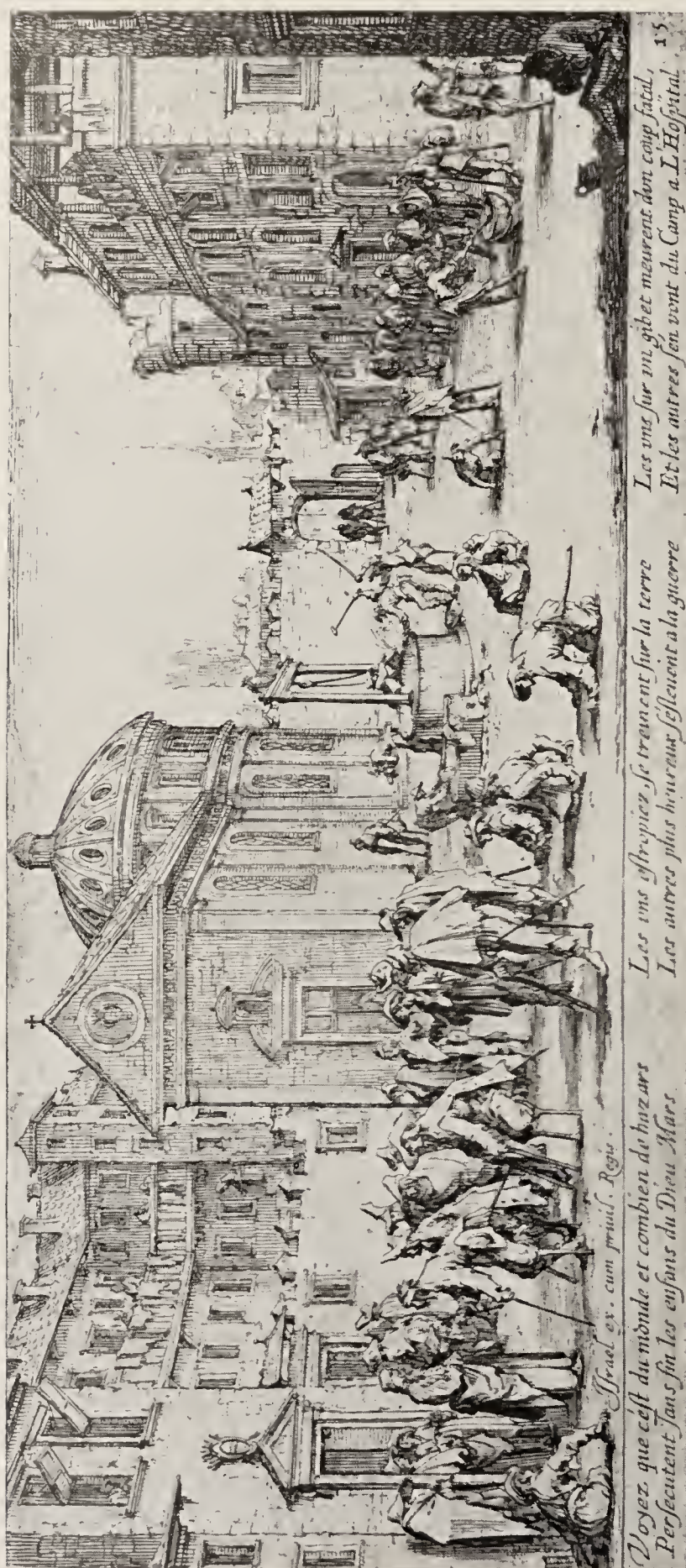


Fig. 141.

operation wurden vielfach von reisenden Spezialisten ausgeführt. Erst mit der Einführung der Anästhesie wurden die Operationen wirklich populär, und von dieser Zeit an häuften sich auch die satirischen Urteile in der Presse, deren unterlegter Text fast immer die Umschreibung der Behauptung ist, daß die Operation ganz vortrefflich gelungen ist, der Patient leider aber dabei ums Leben kam.

Als eine frühe Satire gegen die Amputationsneigung der Chirurgen mag Blatt 15 aus der Callotschen Serie »Misères de la guerre« dienen. Auf diesem Blatte sehen wir eine Reihe Invaliden, die teils doppelseitig amputiert auf ihren Holzstelzen und Sitzprothesen mit den

Handbänkchen zum Hospitale rutschen. Wir müssen uns hierbei (siehe Figur 141) erinnern, daß durch die Verbesserung der Amputationstechnik



La Chirurgie sans Chirurgien
1 vol. in-32.

Ouvrage destiné à ruiner le Charlatanisme, en enseignant la manière simple et facile de se couper soi-même, les bras, les jambes, etc.....

L'Editeur qui n'a d'autre but que d'être utile à l'humanité donne avec un Exemple de cet ouvrage, un cure-oreille et un passe-lacet.

Fig. 142. Karikatur von Ch. Philippon.

einerseits und durch die schlechten Erfahrungen der konservativen Wundbehandlungsmethoden anderseits die Chirurgen des siebzehnten Jahrhunderts auch schon bei relativ geringen Schußverletzungen die verstümmelnde Operation vorzogen.

Die richtige Operationslust kam erst in die Welt für Ärzte und Patienten mit der Erfindung der Betäubungsmittel, und seit dieser Zeit finden wir auch die Vorliebe mancher Operateure mit draufgeherischem Charakter oder mit der Neigung zu Finanzoperationen verspottet. Wir bringen die deutsche Karikatur aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts mit der Unterschrift:

Bertrand. Oh nein, die Kranke ist zu schwach, die Operation nicht möglich.

Roland. Nicht möglich! Hör Freund, bei einem Anfänger muß nichts unmöglich sein. Mißglückt die Operation, so bleiben wir, wer wir sind – fällt sie aber zufällig glücklich aus, so ist unsere Reputation gemacht, unser Ruf gegründet.

Beide. Ans Werk, ans Werk!

Es existiert in wenig Exemplaren eine kleine Berliner Bronzegruppe (siehe farbige Tafel Nr. X), aus fünf Tieren bestehend. Ein Schaf hält in der Hand eine Flasche, auf welcher das Wort Chloroform steht. Diese Bronzegruppe hält die Erinnerung an die Einführung des Chloroforms in Deutschland wach und stammt von dem Bildhauer Wilhelm Wolff, der wegen seiner vielen im Berliner Tiergarten aufgestellten Löwen usw. der Tierwolff genannt wurde, die Gruppe hat folgende Entstehungsgeschichte. Professor Schönlein wollte an Tieren die Wirkung des neuen Mittels probieren. Friedrich Wilhelm IV. gab die Erlaubnis, einen erblindeten Bären in dem von ihm gestifteten Berliner Zoologischen Garten zu chloroformieren mit der gleichzeitigen Absicht, daß Professor Jüngken ihm während der Betäubung den Star stechen sollte. Die Operation gelang nun vortrefflich, aber der Bär schlief aus seinem Chloroformschlummer in den ewigen hinüber. Ganz Berlin amüsierte sich ebenso über das Mißgeschick der Kliniker, als es den Meister Petz bedauerte. Der Bildhauer Wolff modellierte nun diese Gruppe, indem er zugleich den Tieren die stadtbekannten Physiognomien der Berliner Professoren

gab. Der Bär zum Beispiel ist Professor Schönlein selbst, der Affe Jüngken. König Friedrich Wilhelm verlangte nun zu dem Bronzeguß eine Erläuterung in gebundener Rede. Der Bildhauer setzte für die beste dichte-



Fig. 143.

rische Leistung als Preis eine Kopie der Gruppe aus. Folgender Vers wurde als gelungenste Unterschrift angesehen:

Der Bär ist nun ein toter Mann,
 Das Chloroform hat Schuld daran.

Ein ärztliches Kollegium
 Ging mit dem Vieh zu menschlich um.
 Das Füchselein greint, das Bärlein fiennt,
 Der Wolff setzt ihm dies Monument.



Fig. 144. Karikatur auf einen Chirurgen, der Ohrlöcher macht.

Ein damals ganz unbekannter junger Student mit Namen Paul Heyse war der Verfasser dieser Zeilen.

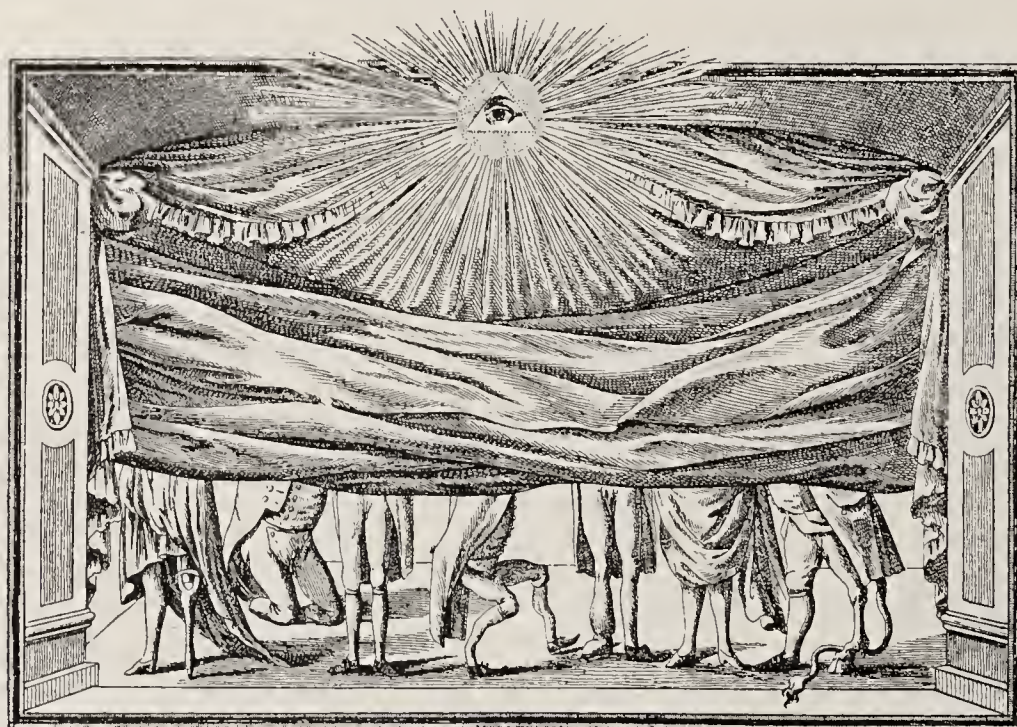
Was auf den vielen holländischen Genregemälden schon den naiven Betrachter erfreut und den Maler gereizt hatte, das war der Kontrast in den Gesichtern der Beteiligten bei einer Operation. Man betrachte auf



Engl. Buntdruck 1811.

Fig. 145. Das Examen eines jungen Chirurgen.
Satire auf die Fakultät von G. Cruikshank.

den Gemälden dieser Art (siehe Figur 241 ff. in Die Medizin in der klassischen Malerei) den über seine Handleistung zufrieden lächelnden Operateur und daneben das schmerzzerrissene Gesicht des Patienten. Grotesk wird das Ganze nun, wenn es sich nicht um eine kleine Operation, wie die Zahnextraktion oder das Aufstechen eines Geschwürs handelt, sondern um einen großen und lebensgefährlichen Eingriff. Was aus einem solchen Vorwurf an Gemüt herauszuholen ist, das zeigt uns auf einer brillanten Karikatur Rowlandson (die Amputation 1793). Mit derselben



Orthopédie.

Fig. 146.

Meisterschaft zeichnete Daumier die oft in der Kinderzeit erlebte Szene. Hatte man sich irgendwo eine dicke Beule gestoßen, so wurde ein Taler kräftig daraufgehalten und der Bluterguß verschwand (siehe Figur 99).

Die seltsame Zeichnung: *Nouvelle manière de poser et de percer les Boucles d'oreille à la Créole* zeigt uns einen Chirurgen zusammen mit einem Goldschmied (Figur 144). Es führt uns dies Blatt in die Zeit der Marie Antoinette mit ihren Modeextravaganzen. Das große Ballett *Mirza* oder die *Kreolin* von Gardel aîné machte die Riesenfrisuren und Riesenohrgehänge zur Mode, welche Modekrankheit natürlich von den Chirurgen einerseits, von den Karikaturisten anderseits ausgeschlachtet wurde.

Der Orthopädie dagegen hat man vielfach übel mitgespielt. Das



Reichsmuseum, Amsterdam.

Fig. 147. Karikatur auf die Steinschneider. Von Pieter Breughel (1559).

ironische Lächeln über den Gegensatz zwischen der Zufriedenheit des Geraderichters und der Geringfügigkeit des augenscheinlich Erreichten ist auch heute noch nicht ganz verschwunden. Unwillkürlich denkt man an den armen Diodoros, den Socles in so hervorragender Weise gerade



Les Malades et les Médecins.

Fig. 148. L'Orthopédiste.

gestreckt; am liebsten läßt man den Vorhang herunter über die ganze Szenerie (Figur 146). Die Unterschrift zu dem witzigen Blatt aus der Serie Les Malades et les Médecins (Figur 148) lautet: »Mein Herr, hier ist Ihr Sohn, welcher dank meiner Sorgfalt radikal von seiner beklagenswerten Gibbosität kuriert ist; im übrigen ist sein Allgemeinzustand vor-



Fig. 149. Transplanting of Teeth. – Karikatur auf die Zahnüberpflanzung.
Von J. Rowlandson.

zöglich, ja zu vorzüglich, denn auf den ersten Blick könnte man glauben, er habe seinen Buckel noch, das kommt aber allein daher, daß er hinten zuviel Fett angelegt hat.« Solchen Patienten sei die Lektüre »Buckeliana« empfohlen¹⁾.

Eine medizinisch ungleich interessantere Karikatur stammt aus dem Jahre 1787; an der Linienführung, an Farbe und Komposition erkennt man sofort Rowlandson als den Künstler: »Transplanting of Teeth«. Dem Kau- und Schönheitsbedürfnis entstanden schon im Altertum spezialistische Helfer. Martial (X, 56) erwähnt neben Ohrenärzten und Frauenärzten auch den Cascellius, welcher Zähne zieht oder solche ergänzt. Cui auro dentes juncti escunt, ast im cum illo sepeliet uretve, se fraude esto. Diese Bestimmung stammt aus den zwölf Tafelgesetzen des Numa 450 vor Chr. Die arabische Medizin empfahl eine möglichst konservative Behandlung der Zähne, da, wie Abulkasim mit Recht betont, die Zähne nicht wieder wachsen. Der Ersatz eines Zahnes erfolgte nach demselben Autor durch entsprechende Bearbeitung eines Stückes Rinderknochen und Befestigung desselben mit Gold. Doch waren die Alten, wie es scheint, in der Fabrikation künstlicher Zähne schon weiter. Das beweisen Martials Verse:

Thais habet nigros, niveos Lecania dentes
Quae ratio est? Emptos haec habet, illa suos.

Die schneeweißen gekauften Zähne entstammten: ossibus Indicoque cornu. Elfenbeingegebisse solcher Art wurden in der Renaissancezeit von einer besonderen Gilde, den »tabletiers et remetteurs de dents d'ivoire« angefertigt.

Die Transplantation der Zähne, die Ambroise Paré zwar schon vom Hörensagen kennt, aber nicht anerkennt, wurde zuerst wissenschaftlich erprobt von L. Guyon (*Le miroir de la beauté et santé corporelle*, 1615). Si l'on a arraché une dent pour une autre, il faut la remettre soudain dans son alveole et qu'on l'attache avec un filet à la prochaine. Man sieht hiermit wieder Rabbi Akibas Wahrspruch bestätigt. Dieser relative Hochstand der technischen Zahnheilkunde wurde durch die reisenden

¹⁾ »Buckeliana« oder Hand-, Trost- und Hilfsbuch für Verwachsene. Leipzig 1826.



Tierischer Magnetismus.

Eine ernste Beschäftigung für tiefe Denker und gläubige Gemüter.
Karikatur von Michael Volz (?).



Le Médecin: »Pourquoi, diable, mes malades s'en vont ils donc tous? . . . j'ai beau les saigner, les purger, les droguer . . . je n'y comprends rien.«

Fig. 150. L'imagination.

Von Daumier. Farbige Lithographie.

Scharlatane auf den niedrigsten Pegelstand zurückgedrängt. Wir sehen in der »Medizin in der klassischen Malerei« die verschiedensten Spezies

dieser Reißer und machten mit Vergnügen noch die Bekanntschaft des kavalleristischen Vertreters dieses Standes.

Einen neuen Aufschwung sah dieser Teil der Heilkunde in England



Fig. 151. Habit de Médecin. — Das Kleid des Mediziners.

durch die Arbeiten des genialen John Hunter (The natural history of the human teeth, 1771, und Practical treatise on the diseases of the teeth, 1778). Hunter fand neben seiner rastlosen Tätigkeit als praktischer Chirurg, Anatom

und Physiologe noch Zeit und Muße, ein hervorragender Sammler aller möglichen Kunstobjekte zu sein. In seinem Museum befanden sich neben Altertümern, Gemälden, Raritäten auch Naturprodukte und eine große



Fig. 152. Habit de Chirurgien. — Das Kleid des Chirurgen.

Anzahl meist von ihm angefertigter, vergleichend-anatomischer Objekte. So hat er einmal einem Hahn einen menschlichen Zahn in den Kamm transplantiert. Nach dieser Vorgeschichte des Zahnerfages war es für



Hier bei den Venen, Venerierte, Doch dieses kleine Alexanderfchwert
 Da sitzt der Knoten, der gefchnürte, Zerschneidet gut das, was sich nicht erklärt.
 Fig. 154. Originalzeichnung von Haller v. Hallerstein (zirka 1820).

fon (Figur 149). Ob sein wirklicher Name Baron Rom war, wie es das Plakat zeigt, habe ich nicht mehr eruieren können. Alles übrige ergibt sich von selbst. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachtet das junge Mädchen die Guinee für ihren schönen Schneidezahn. Die dicke Baronin parfümiert sich und wird beinahe seekrank vor Ekel, so dicht neben einem Schornsteinfeger sitzen zu müssen, dessen Zähne sie demnächst im Munde tragen wird – Schornsteinfeger, weil diese natürlich immer wie die Neger die glänzendsten weißen Zähnen haben.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einen kurzen Blick werfen auf die vielen Karikaturen gegen die Zahnbrecher. Der Typus, den die holländischen Kleinmaler schufen, ist ganz verlassen. Die feine Tragikomik des Gesichtsausdrucks, die den hohen Reiz dieser gemalten Bonmots ausmachte, mußte der derbkomischen Situationskomödie weichen.

Ist der, wie es scheint, fälschliche Hofzahnarzt (Figur 155) eine gewollte oder unbeabsichtigte Karikatur? Und auf wen bezieht sie sich? Jedenfalls ist der extrahierte Zahn von respektabler Größe. John Weßler in Stockholm hat mir die Frage beantwortet; es handelt sich um den Gros Thomas, den großen Charlatan auf dem Pont neuf in Paris ca. 1720, von welchem noch manche andere Flugblätter existieren. Amüsanter ist schon die französische Karikatur »Sans efforts« (Figur 156).

Grotesk-komisch wirkt auch die Karikatur The Dentist vom Jahre 1778, dem Erscheinungsjahr von Hunters Lehrbuch. Die Unterschrift bezieht sich auf die Fähigkeiten dieses frühen Spezialisten, der verspricht, in einer Minute ohne Schmerz jeden Zahn zu ziehen, und außerdem natürliche und künstliche Zähne zu machen aus einer von ihm erfundenen Substanz (Figur 157).

Es schießt zu weit vom Ziel dieses Buches, wenn ich auch nur Stichproben der verschiedenen Schulen und Variationen über das Thema der Zahnchirurgie geben wollte. Die Blätter von Anton Maulpersch 1785 und dem Deutschen Dietericy 1767 zeigen uns, von der komischen Seite aufgefaßt, Szenen aus dem deutschen Städteleben an Markt- und Kirmetagen, wo neben den Klapperschlangen und Messerschluckern der fahrende Chirurg und Zahnbrecher sein Zelt aufschlug. Doch der Harlekin, Aus-

rufer und die Werbetrommel ist schwache Reklame gegen den Zahn-
athleten, der sich auf einem belebten Pariser Platz häuslich niedergelassen
hat (Ch. Aubry in der Pathologie pittoresque). Im Sturm siegte dieser



Fig. 155. Reklameblatt eines Zahnarztes.

Zahngeneral und hat nicht einen einzigen Gegner im Maule des Feindes
zurückgelassen. Das Steckenpferd gemieteter Witlinge ist die Tragi-
komödie eines zahnärztlichen Eingriffs. Statt des schmerzenden hohlen
Übels wird der kostbare gesunde Beißer entfernt. Zu der feinen Litho-

graphie Geygers »Sie haben den falschen Zahn gezogen« (Figur 159) bringen wir noch die Unterschrift aus Robert Macairès Dentist: »Saprebleu



Fig. 156. Sans efforts. — Ohne jede Anstrengung.

Buntdruck 1817.

Mr. le Dentiste, vous m'avez arraché deux eux bonnes dents et vous avez laissé les deux mauvaises! R. M. (à part) Diable (haut) sans doute et j'avais mes raisons; nous sommes toujours à temps d'arracher les mauvaises, quant aux autres elles auraient fini par se gâter et par vous faire mal.

Un ratelier postiche ne vous fera jamais souffrir et c'est bien meilleur genre, on ne porte plus que ça – «



Engl. Buntdruck 1778.

Fig. 157. The Dentist.

Von der Wende des siebzehnten Jahrhunderts besitzen wir ein von einem Anonymus gestochenes Blatt: Les Médecins Botaniste et Minéralogiste écrasés par le Médecin à la Mode. Das Blatt ist dem Andenken

des unsterblichen Tournefort gewidmet. Joseph Pitton de Tournefort (1656 bis 1708) war ein bedeutender Vorgänger Linnés, der später Pro-



Fig. 158. Le mal de dent. – Der Zahngeneral.

Von Ch. Aubry. Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

fessor der Medizin am Collège de France war. Das Blatt bedarf kaum der Erklärung. In einer vornehmen Galakutsche fährt der moderne Arzt. Sein unaufmerksamer Kutscher lenkt die medizinische Staatskarosse ohne

Sorgfalt, er sieht zur Seite und wird den schönen Wagen bald umwerfen. Dabei ist schon ein Unglück geschehen. Zwei Ärzte überfuhr er soeben.



Fig. 159. Sie haben den unrechten Zahn erwischt.

Lithographie von And. Geyger.

Diese krümmen sich unter den Rädern und sind dabei in ihrem Eifer weniger auf eigene Rettung als auf die der Kostbarkeiten bedacht, die

sie in den Händen haben – auch noch im Tode getreu. Offenbar unbeabsichtigt hat der Künstler den Botaniker in eine lächerliche Situation gebracht. Sein Unfall wirkt tragikomisch, denn er stirbt nicht in Schönheit; er hat kein Weinlaub im Haar. Gegenüber vom Louvre ist der Stand eines Drogengeschäftes. Die schöne Verkäuferin weint, weil niemand mehr von ihren Mittelchen kaufen will. Alles wendet sich dem *Médecin à la Mode* zu. Wir erinnern uns, daß der Einfluß Sydenhams noch das therapeutische Können beeinflusste, der ja seine meisten Spezifika aus dem Pflanzenreich holte; Chinarinde, Sarsaparilla, Ipecacuanha, Jalape, Opiate, *Ara foetida*, Manna usw. waren damals neben dem Eisen, Antimon und Kalomel die beliebtesten Mittel (siehe Figur 160).

GYNÄKOLOGIE.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts passierte in England eine Geschichte, welche sehr lebhaft die Gemüter zuerst der Gelehrten, später ganz Englands erregte. Die Geschichte der Maria Toft von Guilford ist so recht geeignet, den Stand der Naturwissenschaft in jener Zeit zu illustrieren und zu zeigen, daß auch die ersten und bedeutendsten Gelehrten und Ärzte jener Zeit noch tief in mittelalterlichen Vorurteilen steckten und ihr Ohr gern und willig den Erzählungen von Wundererscheinungen liehen.

Wenn man diese Kaninchengeburtsgeschichte richtig beurteilen will, so muß man allerdings bedenken, daß erst zwanzig Jahre später in England die erste Professur für Geburtshilfe errichtet wurde und daß es gerade die Zeit war, in der Jean Palfin, der Genter Professor, bestrebt war, die von ihm erfundene Geburtszange zur allgemeinen Anwendung zu bringen.

Am 26. Dezember 1726 schrieb Lord Onslow in Clandon an den berühmten Sir Hans Sloane in London: »Mein Herr, das Gerücht von einer Weibsperson, die mit Kaninchen schwanger sein will, hat fast ganz England beunruhigt und sogar verschiedene Leute von gesundem Verstande verleitet, die Sache für wahr zu halten. Es hat mich einige Mühe gekostet, die Wahrheit herauszubringen, glaube aber doch, nun meinen Zweck erreicht zu haben, wie Sie aus der vor mir geschehenen Aussage,

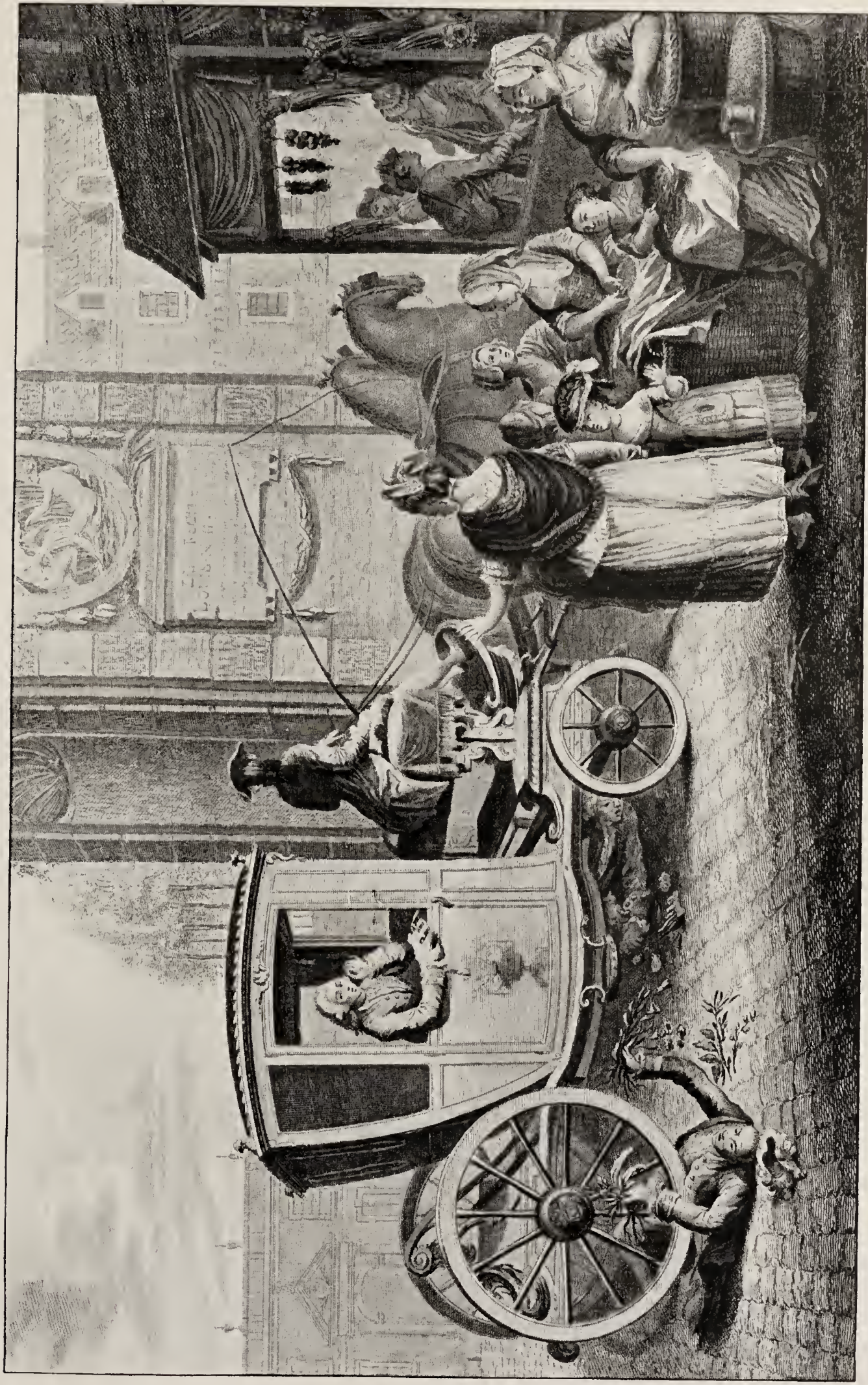


Fig. 160. Les Médecins Botaniste et Mineralogiste écrasés par le Médecin à la Mode.

die in ein paar Tagen öffentlich bekanntgemacht werden soll, erleben.« Bald nachher schrieb der Chirurg St. André an denselben Gelehrten, übrigens den Nachfolger des unsterblichen Newton auf dem Präidentenstuhle der Royal Society und den Gründer des Britischen Museums: »Mein Herr, ich habe die Weibsperson von Guilford herein nach Leicesterfields bringen lassen, woselbst Sie, wenn's Ihnen beliebt, Gelegenheit haben können, bei ihrer Entbindung gegenwärtig zu sein.«

Das geschah nun in der Tat, und alle Anwesenden, zu denen noch der berühmte Wundarzt Sir Richard Manningham (B) und auch Sainthill auf Wunsch des Königs Georg I. hinzukamen, wurden von der Schwindlerin düpirt.

Die Sache regte John Bull ungemein auf, da diese Dinge von dem Wundarzt Howard in die Zeitungen gebracht wurden. Die Leichtgläubigkeit des englischen Volkes hielt solchen Argumenten gegenüber nicht stand, und der bekannte Geistliche William Whiston schlachtete sofort die Situation in der Weise aus, daß er ein Buch schrieb über wunderbare Empfängnisse und erklärte, daß das Buch Esra bereits diese Geschichte prophezeit habe. Der Schwindel wurde erst durch den berühmten Wundarzt Cheselden, der sich in der Geschichte der Medizin durch seine Steinschnittoperationen und durch seine künstliche Pupillenbildung ein Denkmal gesetzt hat, aufgedeckt, und nun folgten Satiren in Wort und Bild, in denen sich das um seine Sensation gebrachte Albion natürlich über die düpirtten Ärzte nach Kräften lustig machte. Vier solcher Karikaturen über diesen Gegenstand sind mir bekannt geworden, und Nicholls erwähnt in seiner Beschreibung der Hogarth'schen Blätter, daß die eine dieser Zeichnungen nebst acht Abhandlungen über diesen Gegenstand kürzlich (1781) schon für drei Guineen verkauft seien. Um das Raffinement zu zeigen, mit welchem englische Ärzte damals schon Reklame trieben, will ich ein Inserat aus: *Mist's Weekly Journal* vom 11. Januar 1727 zum Abdruck bringen. Anzeige: »Der Vorfall mit der Kaninchengeschichte in völliges Licht gesetzt, nebst den Bildnissen der vorgeblichen Kaninchengebärerin Maria Toft selbst, der Kaninchen und der Personen, welche sie bei ihren vorgeblichen Entbindungen gewartet haben; wobei zugleich alle, die von ihr hintergangen wurden oder nicht, angezeigt



Cunicularii or The Wife men of Godliman in Consultation.

Fig. 161. Der Geburtsschwindel der Maria Toft.

Von William Hogarth (1726).

werden. Dieses Blatt wird umsonst ausgegeben, aber nirgends anders als eine Treppe hoch im Zeichen der berühmten schmerzstillenden Halsbänder, die Doktor Chamberlen den Kindern verordnet, wenn sie Zähne kriegen.«

Ich bin nun in der glücklichen Lage, drei von diesen Kupferstichen und Flugblättern vom Jahre 1727 aufgefunden zu haben, von denen das Jugendwerk Hogarths als verschollen galt und auch in keiner der Hogarth'schen Kupferstichausgaben vorkommt. Hogarth selbst scheint auf seine Arbeiten vor der Herausgabe seines »Leben einer Buhlerin« keinen besonderen Wert gelegt zu haben.

Das Hogarth'sche Blatt, das auch Witkowski als verschollen bedauert, trägt den Titel: *The Wife men of Godliman in Consultation*, und darunter die ironischen Worte: *They held their Talents most Adroit—for any mystical Exploit*. Der langperückte Untersucher, der das in heftiger Wehentätigkeit liegende Weib gynäkologisch untersucht, ist Sir Richard Manningham (B), der die Worte ausstößt: Es wölbt sich, es schwillt, es öffnet sich, es kommt! Hogarth bezeichnet ihn als dunklen Philosophen, weil er in der Tiefe des Dings nachforsche. Im Vordergrund steht Doktor St. André (A), der die Worte von sich gibt: O! welch große Geburt! Hogarth zeichnet diesen Nathanael St. André in tanzender Pose, eine Geige unter dem Arme, da er als guter Musiker und glänzender Tänzer bekannt war. An der Tür steht der Wundarzt Howard (D) aus Guilford, der in dem Verdachte stand, mit der Karnickelträchtigen unter einer Decke zu stecken. Hogarth läßt ihn jedenfalls an der Tür einen Bauern, der in seinem Rocke ein Kaninchen trägt, mit den Worten abweisen: Es ist schon zu groß. Am Boden hüpfen eine große Anzahl Kaninchen herum, ungefähr so viel Stück, wie Geburten vor sich gingen.

Ein zweites Blatt, vielleicht das, welches der Kinderdokter als Reklameblatt verausgabte, zeigt nach Art der Mordgeschichten den ganzen Vorgang drastisch geschildert, und man darf annehmen, daß wahrscheinlich die Verse nach bekannter Jahrmarktsmelodie höchst schaudervoll heruntergeleiert wurden (Figur 163). Ein drittes Blatt führt uns nach Lincolnsfield, wo Frau Toft gerade Vorstellung gibt und Karnickel gebiert (Figur 164). Man kann sich übrigens ruhig vorstellen, daß diese wunder-



Karikaturistische Plastik auf die erste Chloroformnarkose in Berlin.

tätige Dame aus ihrem Zustand Kapital schlug und sich, wie dies berichtet wird, den trächtigen Leib für Geld befühlen ließ. Die Hebamme zeigt triumphierend den frischgeborenen Karnickel einem Ärzte, der aber eine ungläubige Geste macht. Die Unterschrift wendet sich an die Adresse der Ärzte, denen gleichfalls als Strafe Pranger und Ohrverlust gebührten. Hogarth hat dann noch einmal am Schlusse seines Lebens (1762) auf dem Blatte der Leichtgläubigkeit die Kaninchengebärerin in den Vordergrund gestellt. Dies bekannte Bild, welches übrigens auch Witkowski



Fig. 162. Der Geburtschwindel der Maria Toft.

Auschnitt aus W. Hogarths *Credulity* (1762).

in seinem Buche *Anecdotes et Curiosités histor. sur les accouchements* erwähnt und wiedergibt, sicherte bisher der Maria Toft und ihrem Schwindel die Unsterblichkeit (Figur 162). Im übrigen traf dieser Humbug das Volk nicht unvorbereitet. Schon aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammt eine ganze Anzahl Flugblätter von den abenteuerlichsten Geburten und Geburtsmonstrositäten (Figur 165). Das zum Beispiel bei Peters abgebildete fliegende Augsburger Blatt kündigt die feldame Erzeugung eines Schweines und eines fischähnlichen Wesens an. Ein anderes Mal wird die Geschichte noch dadurch pikanter, daß es eine

The DOCTORS in Labour; or a New Whim Wham from Guildford.
Being a Representation of if Frauds by which if Godlinan Woman, carried on her pretended Rabbit Breeding; also of if Simplicity of our Doctors, by which they assisted to carry on that Imposture, discover'd their own Skill, & contributed to if Mirth of His Majesties Liege Subjects.



Poor Mary Toft in Ignorance was bred
 And ne'er betray'd a deep designing head.
 Never seem'd cut out for plots: yet never did refuse
 Like her impostor to grossly on Man Midwife.
 Who joining Reason Common Sense and Nature
 Placed all their faith in such a stupid Creature.

When I says Moll five weeks was gone in child
 And hard at Work was nursing in the field.
 Up starts a Rabbit: To my grief I view'd it,
 And vainly tho' with eagerness pursued it.
 The List was strange: But is the Womb that barren
 For that can ne'er be made a Honey warren.

The Rabbit all day long ran in my Head.
 At Night I dreamt I had him in my Bed:
 Methought he there a Burrough try'd to make
 His Head I patted and I stroak'd his Back.
 My Husband wak'd me and lay'd Moll for shame
 Let go - What was he meant I need not Name.

Help help good people - fetch another Neighbour
 Her pains are strong - she'll quickly fall in Labour.
 Poor Doctor here good women - help to hold her
 Poor thing she faints - take care you hurt her shoulder
 Hold me! - What's this you've brought to town. O Mary
 Three late legs, and a long Skin all hairy.

Take Notice Gentlemen how from her breast
 The Milk squirts out as soon as her - he profe
 From whence with Reason it may be believ'd,
 A strange unnatural Felus is conceiv'd.
 What can it be dye think - Why man of Reading
 Will soon conclude that She's a Rabbit breeding.

Yes - tis as I suppos'd - for let me tell ye
 I feel the Rabbits leaping in her Belly
 Say feel your -elves - observe the motion truly
 Such Evidence must needs convince ye fully
 The Devil's in't if this can be a boy
 Or you can longer doubt my notion's right.

Now Mary struggles with a Second Pain
 The Doctor now attends her thro'ns again.
 But ah too Late - Impatient of delay
 Bunn thro' - his Burrough works himself a way
 Tho' not so shy but the Doctor spies him
 And follows with design to Anatomize him.

Is this a Rabbit or a Cat - in troth
 It's hard to say it looks so like 'em both.
 But hold - this duny will soon decide if Matter,
 By this I judge it cannot be the latter,
 And by its weight - I can as safely swear
 Tho' it has Shit - It never breath'd in Air.

The Doctors here and Midwives all consult
 If tis a fatus Rabbit or a Cat
 When up the learned Merry Andrew starts
 This Animal (quoth he) in all its parts
 Does with a Natural Rabbit well agree
 And therefore it must Preternatural be.

Now to the Bagnio flock the Town & Court,
 To improve our Judgment some and some for Sport,
 They're welcome all to Mary - all that will
 May in her Warren for a Rabbit feel.
 But Moll takes care they don't if Trick discover,
 For then thy Merry days will all be over.

It's an unhapp'd to be Lamented,
 That people ne'er know when to be Contented,
 Had breeding Seventeen Rabbits Satisfied
 Poor Mary Toft the Plot had still been hid:
 But fond to make the Number up a Score,
 The prying World the Secret did explore.

Strange turn of Human life - unhappy Moll;
 Is now to Bridewell carry'd to Mill Dolly;
 The Honey Warren's ruin'd and no more,
 Must Ferrets hunt there as they did before,
 Poor Andrew sits upon Repenting stool,
 Cursing his fate in being made a Fool.

* Rogues wait for Beating Belms

Fig. 163. Der Geburtsschwindel der Maria Toft (1726).

Jüdin war, welche ein Schwein geboren hatte. Es gab langatmige gelehrte Abhandlungen über diese Wundererscheinungen. Das Volk war

damals noch naiv und leichtgläubig genug, um solche Begebenheiten glaubhaft zu finden; um so mehr, da die natürliche Vorbedingung, die Vorstellung einer teuflischen oder bestialischen Gemeinschaft, damals nichts Ungewöhnliches an sich hatte. Nichtsdestoweniger würde man mitleidig verächtlich über eine Zeit gelächelt haben, in der gebildete



Fig. 164. The Surrey-Wonder an Anatomical Farce etc.

Flugblatt vom Jahre 1726.

Männer sich ernsthaft darüber herumgestritten haben, ob ein Pferd imstande sei, Quadratwurzeln zu ziehen, und zu zählen, wieviele von den es umstehenden Herren Zylinderhüte trügen.

In zweifacher Weise erwähnenswert ist hier ein Holzschnitt aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, den Lacroix in dem Prachtwerke Ludwig XII. und Anne de Bretagne aus dem Vergier d'honneur von Gelais reproduziert. Denn auch diese Darstellung deutet auf einen Geburtschwindel. Die Wöchnerin hat soeben Siebenlinge geboren, welche

aber von einem Diener beiseitegeschafft werden. Statt dieser werden der erschreckten Mutter sieben junge Hunde gezeigt. Der Ausdruck der Gesichter ist trotz einfachster Linienführung durchaus künstlerisch. Man betrachte nur das intrigante Auge der Anstifterin und das Freudige im Blick des Hündchens. Es waren solche Unterschiebungen und grotesken Unmöglichkeiten zu jener Zeit nichts Absonderliches und ganz im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, wie wir schon zeigten. Manches jedoch von der Komik dieser Situation geht für uns verloren, wenn wir erfahren, daß erst vor wenig Jahren die Straßburger medizinische Fakultät über die Möglichkeit solcher Hundegeburten von Amts wegen aus interpelliert wurde.

Es sei übrigens daran erinnert, daß es mehrfach Darstellungen von vielfachen Geburten gibt, sogar auch das Geschehnis einer Siebenlingsgeburt ist uns durch eine Plastik überliefert. Im Schlosse Lichtenstein befindet sich ein seltsames oberrheinisches Gemälde, welches eine Vierlingsgeburt wiedergibt. Jedoch satirischen Charakter besitzt allein ein seltener Stich, der die Geburt von vier lebendigen und einem toten Kinde schildert. Um die Wöchnerin sitzen vier Weiber, jedes hält ein Kind auf dem Schoß. Soeben wird der glückliche Vater hereingeführt, der gestügt werden muß, damit der freudige Schreck ihn nicht umwerfen soll. So geschehen in Scheveningen 1719.

Die englische Karikatur *A Man-Mid-Wife* führt uns in eine der interessantesten Zeiten der englischen Geburtskunde. Aus dem Jahre 1793 stammend, will das Blatt den Zwitterzustand zwischen Geburtshelfer und Hebamme karikieren. »Ein solches Monstrum existierte zu Buffons Zeit noch nicht.« Die Idee der figürlichen Darstellung durch Zweiteilung war keine originale; ähnliche Blätter existieren schon ein halbes Jahrhundert früher. So sah ich im Reichsmuseum eine Darstellung eines Mannes, der halb Krieger, halb Geistlicher war und so weiter. Es sollen nun mit dieser Satire offenbar William Osbornes *Essays on the practice of midwifery in natural and difficult labours*, London 1792, getroffen werden, für welches Buch, wie der Künstler sagt, dies Blatt als Frontispiz dienen könnte. Die Hunterschen Schüler Osborne und Denman hatten kurz vorher die erste Schule für Geburtshilfe errichtet, und die damalige

Zeit behauptete, daß Osborne namentlich ein fanatischer Anhänger der Perforation gewesen sei. Das Rieseninstrument für diese Operation hängt auf dem Buntdruck neben der Zange und dem Haken. Soll der Riesenmörser noch andeuten, daß die Früchte nachher eingestampft werden? (Figur 166.)

Im Gegensatz zu der im ganzen segensreichen Tätigkeit der englischen Geburtshilfe sah es damals in unserem Vaterlande noch recht düster aus.



Fig. 165. Satirische Darstellung einer Geburt von Siebenlingen.
Aus dem »Vergier d'honneur« von André de la Vigne und S. Gelais (zirka 1510).

Wie Siebold sagt, hatte ein gewisser Deisch in Hugsburg einen derartigen Würigungskreis, daß er allgemein als Weibermeßger galt, und sein Kollege Mittelhäuser in Weißenfels rühmte sich, daß von zehn von ihm Entbundenen nur zwei stürben.

Die organische Basis für das Studium der Gynäkologie war natürlich Sir William Hunters Lebenswerk »Anatomy of the human gravid uterus«. Dies bahnbrechende Werk mußte den anatomischen Anschauungsunterricht ersetzen; der Leichenmangel war nachgerade zur Kalamität geworden. Weniger durch den wirklichen Mangel als durch die »Resurrection men«.

Es bestand in England und Irland eine weitverzweigte Bande, welche den anatomischen Schulen das erforderliche Leichenmaterial verschaffte. In richtigem Handelsverkehr, ähnlich wie heutzutage lebendiges Fleisch in die Bordelle geliefert wird, verband man sich mit Totengräbern und



Fig. 166. A Man-Mid-Wife
or a newly discovered animal, not known in Buffon's time.

Leichenwärtern und bezog Kadaver aus aller Welt. Von Zeit zu Zeit, wenn irgendein Skandal publik wurde, entstand ein Run auf die Anatomie, und der berühmte Gynäkologe Robert Knox mußte aus Edinburg fliehen, weil er in einen solchen Skandal verwickelt war. Mehrere englische Karikaturisten haben ein solches »Resurrectionlaboratorium« uns

hinterlassen, in dem es wie in einer Kannibalenvolksküche ausieht. Wenn nämlich gar kein totes Material für die Vorlesung aufzutreiben war, so wurde halt doch geliefert. Man lockte Leute in Schlupfwinkel,

The Nurfery – or Subjects in training for next Lecturing Session.



Buntdruck 1825.

Fig. 167. The Lecturer.

Karikatur auf den Professor der Gynäkologie Brand in Edinburg.

in denen namentlich zwei solche Bestien in Edinburg eine ganze Reihe von Anatomiemorden vollbrachten. Erst im Jahre 1832 wurde diesem Gewerbe endgültig durch einen Parlamentsakt der Garaus gemacht. Durch eine flott gezeichnete Karikatur soll das Verdienst eines Edinburger Professors Brand in dieser Angelegenheit der Vergessenheit ent-

rissen werden. Er dozierte nämlich *faute de mieux* an Säuen, von denen er gefunden zu haben behauptete, daß sie dem Menschen innerlich ähnlicher seien als irgendein anderes Tier. Die bunte Lithographie stammt aus Edinburg 1825.

Aus derselben Epoche rührt noch ein seltenes Blatt her, welches sich *Medical Mushrooms* nennt, soll heißen Medizinische Pilze, Glückspilze = Emporkömmlinge. Die drei in den englischen Adelfstand erhobenen Jünger Äskulaps sitzen unter ihren neuen Wappen, deren Heraldik eine witzige und boshafte Satire in sich schließt. Den bebrillten Schotten können wir beiseite lassen, da er der illegitimen Seitenlinie der Kunst, der Hundemedizin, angehört. Zur Erklärung seines Wappens sei nur erwähnt, daß er den Sprung respektive Seitensprung in die Medizin gemacht, nachdem er früher Schullehrer gewesen. Der mittlere, dessen Wahlspruch *Rien que Pissé* lautet, ist der ausgezeichnete und bedeutende Chirurg und vergleichende Anatom Sir Everard Home, der Schwager John Hunters, der Baronet und erster Wundarzt des Königs wurde. Der Riesenkatheter und die weißen Töpfe weisen auf seine besonders urologische Tätigkeit hin (*Practical observations of treatment of stricture in the urethra*, 1803). Der dritte, der auch als verantwortlich zeichnet, Jesse Foot (1750 bis 1820), hat ein gynäkologisches Wappen verliehen bekommen; wir sehen da einen stilisierten Uterus; Tuben und Fimbrien sind zweckmäßig, man möchte beinahe sagen sezessionistisch verwertet; gehelmt wird das Wappen von der geöffneten Zange. Der Embryo selbst hat sich in Steißlage eingestellt; die Hebamme präsentiert dem erstaunten Gelehrten desgleichen ein kleines, niedliches Baby in derselben deutlichen Stellung, und so kann denn der Wappenspruch nur lauten: *Arse in presenti*. Das Blatt muß eine sehr scharfe Satire enthalten haben, es wurde jedenfalls nach der alten handschriftlichen Notiz auf meinem Exemplar verboten.

Man hat viel von der Verbreitung der Bäder im alten Deutschland gesprochen. Im Vergleich aber zu der Pracht und dem Luxus der öffentlichen Bäder im alten römischen Weltreich existierten öffentliche Badeanstalten in Deutschland kaum dem Begriff nach. Die Unzahl kleiner, jeder Hygiene spottenden Badestuben, welche selbst in kleineren Dörfern



Jesse *inv t*

MEDICAL MUSHROOMS

George Cruikshank 1813

Fig. 168. Satire auf die Nobilitierung englischer Ärzte.

vorhanden waren, dienten als schweißtreibende prophylaktische Vorrichtungen, in denen auch die kleine Chirurgie betrieben wurde. Über

LES MALADES ET LES MÉDECINS.



ALBUM CHARIVARIQUE.

Lith. de van Lier frères.

LES HYDROPATHES.

DEUXIÈME TRAITEMENT. — IMMERSION, SUBMERSION, ET CONTORSION !

C'est drôle d'idée qu'a le médecin de monsieur de le faire rafraîchir comme ça trois fois par jour dans de l'eau glacée.....y paraît qu'y l'prend décidément pour une cruche!.....

Fig. 169. Die Wasserkur. I.

die schlechte Luft in diesen Badestuben wurde schon frühzeitig ebenso geschimpft wie über die in ihnen zunehmende Unfittlichkeit. Es klingt



Fig. 170. Les hydropathes. Premier traitement, libation, absorption et . . . indigestion.
Les Malades et les Médecins. Album Charivarique. (Pendant zu Figur 127.)

Die Wafferkur. II.

vielleicht heute, wo in jedem Stadthause Badevorrichtungen vorgesehen sind, komisch, daß Oskar Lassar auf der Kölner Naturforscherversammlung 1888 den beschämenden Pegeltiefstand des damaligen Badewesens durch

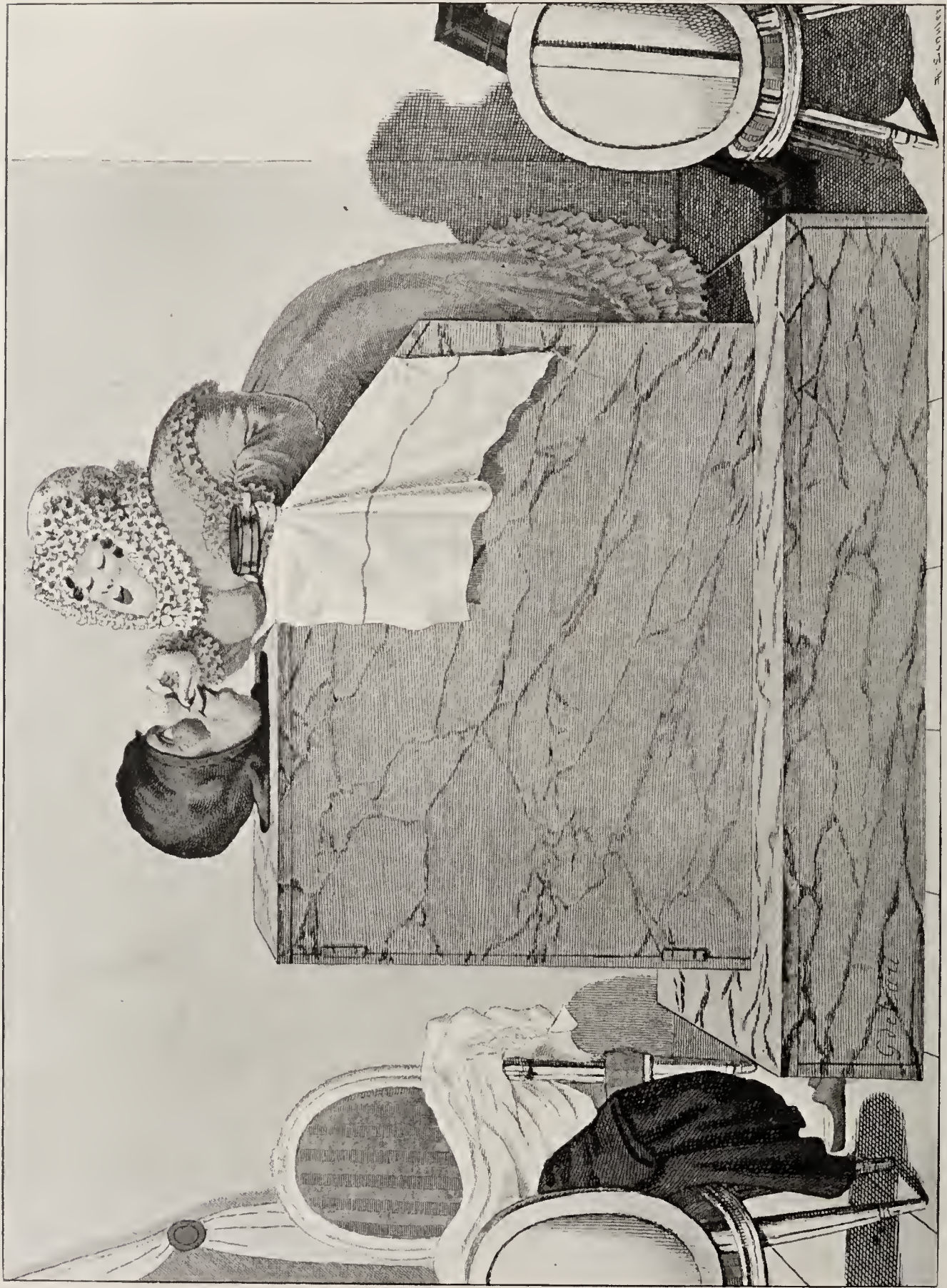


Fig. 171. Le Bain de Vapeur. — Das Schwitzbad.

den Weckruf »Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad« zu heben versuchte und die Brausebäder in den Fabriken und Arbeitsstätten einführte. Die Hydrotherapie hatte in der Antike in Asklepiades ihren größten Ver-

treter gehabt. Auch die Araber legten auf die Bäder als diätetisches und therapeutisches Heilmittel großen Wert. Die neueste Phase der Wafferkur wurde bei uns inaugurirt durch Männer wie Prießnitz, Oertel und Winternitz. Es wurde in dieser Zeit das Trinken und Schwitzen und Baden so modern, daß sich auch die Karikatur dieser neuen Richtung liebevoll annahm. Aus der Unmasse solcher Karikaturen über diese wertvolle Bereicherung unseres Heilsschatzes bringen wir nur beifolgende Proben (siehe Figur 169–171).

BESONDERE ÄRZTLICHE BEHANDLUNGSMETHODEN.

Bevor wir in die Besprechung der medizinischen Ereignisse treten, die das Volksinteresse derartig anspannten, daß auch die Satire sich massenhaft ihrer bemächtigte, wollen wir noch verschiedene Einzelblätter bringen, die als letzte historische Erinnerung an sonst beinahe vergessene Vorgänge bestehen. Zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts machte ein Doktor Perkins viel von sich reden durch den nach ihm so genannten »Perkinismus«. Derselbe konstruierte die sogenannten »metallic tractors«, das sind zwei etwa drei Zoll lange Stäbe aus Eisen und Messing, deren Spitzen er zirka zwanzig Minuten lang über den leidenden Teil strich und dadurch wunderbare Heilungen erzielt haben wollte. Perkins verglich dieses Verfahren mit dem animalischen Magnetismus und wußte sich derartig namentlich in Dänemark und England an die Oberfläche mit seiner Methode zu arbeiten, daß viele Perkinians Institutions errichtet wurden. Um dieselbe Zeit lieferte in Deutschland I. W. Ritter, Weimar 1798, in seinem Werke den Beweis, »daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß in dem Tierreiche begleite«. Der Sinn und das Interesse für die noch legendären Manifestationen eines unbekannten Fluidums haften in der Volksseele, und so ist es verständlich, daß Perkins' Heilbestrebungen in dieser Zeit großes Aufsehen erregten. Mesmer und der tierische Magnetismus hatten außerdem den Boden hierzu genügend vorbereitet. Auf den hier reproduzierten Karikaturen sehen wir Perkins bei der Arbeit. Einmal (siehe farbige Tafel Nr. VIII) behandelt er die rote Schnapsnase, die in ihrer Feuchtigkeit ein willkommenes Objekt für die Entwicklung

eines galvanischen Stromes war. Auf dem zweiten Buntdruck vom Jahre 1802 wird dem Doktor die Behandlung der gemeingefährlich schwaghafte[n] Weiberzunge empfohlen. Aus der bösen Zunge, die schlimmer wie der Mordstahl ist, entfliehen durch die Traktorbehandlung die üble Medifance, der Skandal, Malignity, Hypochrify etc. (siehe Figur 172). Die jungen Nichten im Hintergrund wundern sich, daß die gute Tante solch böse Zunge gehabt habe und meinen, daß Perkins ein Denkmal gebühre. Nun, er hat solches noch nicht einmal in der Geschichte der Medizin gefunden; vielleicht war es der Karikatur vorbehalten, ihn und seine Methode der Sterblichkeit und dem Vergessen zu entreißen als den Pfadfinder für die moderneren galvanischen Schwindelamulette. Die Karikatur: »Metallic tractors« wird übrigens auch in »London und Paris« vom Jahre 1802 reproduziert. Aus der Erklärung erfahren wir, daß Perkins in England auf seine Zugnadeln für vierzehn Jahre lang ein Patent bekam und die größte Reklame dafür in Bewegung setzte. So bezog er die Wohnung des großen John Hunter in Leicestersquare, und rührte in Zeitungen und Flugschriften mächtig die Trommel. Der glückliche Erfinder hatte die Keckheit, fünf Guineen für einen solchen Apparat zu fordern. Hufeland erkennt in dem Journal der praktischen Arzneikunde (Band 6, Seite 445) einen gewissen therapeutischen Wert der Nadeln an, behauptet aber, daß es natürlich nicht solcher teuren neuerfundenen Nadeln bedürfe und die längst bekannte Einwirkung nicht die Ehre des neuen Wortes »Perkinismus« verdiene. Das auf dem Tisch liegende Zeitungsblatt wird folgendermaßen erklärt: »Es war üblich, auf der ersten Spalte oben in den meisten Tagesblättern die Ankündigung des heutigen Theaterstückes zu bringen. Das Stück, das hier an der Tagesordnung ist, heißt: Die Toten werden lebendig. Darauf folgt die große Schau[st]ellung in Leicestersquare. Dort nämlich hatte einst der große Chirurgus Hunter sein anatomisches Theater und seine weltberühmten Sammlungen. Jetzt hat der Marktschreier Perkins dies Logis zur guten Vorbedeutung gemietet. Nun kommt die Liste der neuesten Importationen in den Londoner Hafen. Eben, heißt es hier, ist von Amerika die echte Äskulapiusrute eingelaufen. Die ganze zweite Spalte enthält die Wunderkuren des Perkinismus. Es hilft für Podagra, vertreibt rote Nasen, Blähungen

und Buckel auf dem Rücken. Auf der dritten Spalte ist das Wunder bis zur dritten Potenz, bis zur grand oeuvre und dem echten Lapis philosophorum erhoben.«

Einem zweiten englischen Erfinder ist es ähnlich gegangen, obwohl er es verdiente, heute noch genannt zu werden, da seiner Idee praktischer Wert innewohnte und noch heute ein modernes diagnostisches und therapeutisches Befähigung darstellt; nur daß die Magenpumpe und seine Erfindung von der Geschichte der Medizin anderen auf das Konto gesetzt ist. In Wirklichkeit hat Jukes die erste brauchbare Magenpumpe mit Ventilverschluß konstruiert und mit Erfolg angewendet. In Leubes »Magensonde« wird E. Jukes flüchtig erwähnt. Aus der Geschichte dieses Instrumentes wird dort erzählt, daß angeblich Fabricius von Aquapendente den Magen schon mit einer Art von Magenbürste, Magenrührer behandelt habe und daß in jener Zeit diese Behandlungsweise in den deutschen und italienischen Klöstern herumgespuht habe. In Kundmanns Seltenheiten der Natur, 1773, wird folgende Geschichte von diesem Arcanum erzählt:

»Ein vom czarischen Hofe retournierender, durch Debauchen und Fatiguen an seiner Gesundheit geschädigter Minister wurde von seinem Könige zu einer Kur dem Kloster übergeben. In diesem fand derselbe die Insassen trotz ihres hohen Alters in voller Körperkraft, unter anderen einen Pater, der hundertfünfzehn Jahre alt war. Als die Behandlung der Mönche mit Arzneien ohne Erfolg gewesen war, gingen sie zu Geheimgängen über, nachdem der Minister zuerst hat schwören müssen, die Prozedur geheimzuhalten. Zuerst mußte er eine Dosis Wasser mit Branntwein austrinken und auf dem Rücken liegen. Da ihm nun der Geifer, Galle, Schleim und Wasser zum Halse herauslief, mußte er sich auf den Bauch legen, worauf zwei Fratres mit der Magenbürste zu dem Mund hinein und nach dem Magen hinunterfuhren. Der Kranke mochte sich nun heftig weigern, speien und vomieren, wie er nur wollte, so half kein Bitten noch Flehen, er mußte nolens volens noch mehr kalt Wasser zu sich nehmen und sodann die Bürste von neuem sich applizieren lassen, bis der Magen von Schleim entledigt schien, indem schrecklich zäher, fester Schleim, Galle, geronnen Blut und sehr übel riechende eitrige Materie auf diesmal zum Vorschein kam. Darauf bekam Patient etwas Hühner-



1824.

Fig. 173. The Patent Stomach Reliever for extracting superfluities, excesses and all sorts of Poisons.
Karikatur auf Dr. Jukes' Erfindung der Magenpumpe.

brühe und Elixir, fiel in sanften Schlaf und erwachte ganz munter; zwölf Stunden nach der ersten Operation wurde eine zweite Magenbürstung vorgenommen und am andern Morgen eine dritte. Darauf trat zehnstündiger Schlaf ein und Appetit, so daß er eine Eiersuppe und fast einen ganzen Kapphahn aufaß. Nachdem er nun mehrfach die Magenbürste gekostet hatte, war er in acht Tagen so allard gemacht, daß er abreißen konnte. Er verriet aber sein Arcanum aus christlichem Mitleiden.« Die Karikatur »The Patent Stomach Reliever« vom Jahre 1824 (siehe Figur 173) benutzt nun die Erfindung Jukes, um die große Gefräßigkeit der Engländer zu verspotten. Die englisch-satirischen Volks-erzieher sind mit allen Mitteln des Spottes und des Hohns gegen den bekannten Appetit John Bulls losgezogen, aber wohl kaum jemals mit so viel Humor, wie auf vorliegendem Blatt. Vier Dickwänste liegen vollgepfropft wie gemästete Kapaunen auf Stühlen herum. Bei einem arbeitet gerade der Mechanismus. Dabei hat der Besitzer dieses Magens nur ein Gefühl: »Schade, daß ich diese Maschine nicht schon kannte, als ich in Schottland war« (weil es dort die anerkannt beste Küche gab). Der andere, zum Plätzen voll, meint: »Das ist die glücklichste Erfindung der Welt; man müßte Jukes ein Denkmal setzen. Auf diese Weise kann ein junger Mann zwei- bis dreimal am Tage ein Dinner zu sich nehmen.« Der letzte, der noch zwei enorme Würste mit sich schleppt, stöhnt: »Wenn er nicht schnell macht, pläße ich.« Diese Gefahr liegt bei dem Herrn in der Mitte nicht so sehr vor als der Wunsch nach: »another glorious dinner«. Der Erfinder selbst erscheint neben diesen Dickwänsten skelettartig.

Von dem Makassarölschwindel ist nichts im Volksbewußtsein übrig geblieben, wie die Erinnerung an den Schutz gegen die von ihm her-rührenden Flecken: die Antimakassardecken. Durch die vorliegende Kari-katur erfahren wir, daß dies Öl um die Wende des achtzehnten Jahr-hunderts Wunder in der Erzeugung von Haaren tat. Der soeben erst behandelten Jungfrau stehen die erzeugten Haare schon zu Berge vor Staunen. Die Flasche kostete eine Guinee und wohl nur aus diesem Grunde hat der einreibende Gehilfe selbst bisher von der nützlichen Er-findung keinem Gebrauch machen können, denn noch sieht man an seinem Gesicht kein Härchen. Hoffentlich ruft die Erinnerung an dieses vergessene



Buntdruck zirka 1800.

Fig. 174. Macassar Oil!! An Oily Puff for Soft Heads.

Karikatur auf das Haarerzeugungsmittel Makassaröl.

Haarwuchsmittel keine neue Geschäftsbegeisterung für dasselbe hervor. Übrigens wurde dem Mittel noch zugeschrieben, rote Haare, die bekanntlich in England höchst unbeliebt sind, in braune zu verwandeln.

Das öffentliche Interesse für Erfindungen und Entdeckungen war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein großes. Die Karikatur Gillrays »Scientific Researches«! – »New Discoveries in Pneumatics«! will die Schöpfung der Graf Rumfordschen Royal Institution lächerlich machen. Der Name dieses Mannes war auf allen Lippen wegen seiner vielen Verdienste; die größte Anerkennung fanden die sogenannten Rumfordschen Suppen und überhaupt seine kochwissenschaftlichen Bestrebungen, seine Erfindung der Dampfheizung, seine Roste und Öfen usw. Zu Demonstrationszwecken einer modernen Urania vergleichbar gründete er durch Subskription das Institut, das ganz im Rumfordschen Sinne erbaut, geheizt und verwaltet wurde. Als Vortragender wurde Doktor Garnett berufen, den aber Rumford bald wieder entließ. Das Institut wurde schnell Modefache und bekam einen enormen Zulauf. Gillray unterlegte nun der Verhöhnung des Instituts eine tatsächliche Begebenheit, über die seinerzeit viel in der englischen Gesellschaft gelacht wurde. In einer zeitgenössischen Beschreibung der Karikatur steht anzüglich genug: »ein Vorfall, der seinerzeit viel Staub aufwirbelte und von dem Künstler zum Libretto seiner komischen Musik angenommen war«. Die Geschichte passierte zwar dem ersten Leiter Garnett, aber Gillray konterfeite seinen Nachfolger Doktor Joung. Einer der eifrigsten Förderer des Instituts und gleichzeitig einer der ersten Hofleute, John Coxe Hippesley, ließ sich einmal eine offenbar zu starke Dosis des oxydierten Stickgases durch die Nase einflößen, so daß statt der erwarteten, von den Pneumatikern seinerzeit begeistert gepriesenen Wirkung eine posteriore Explosion stattfand. Gillray »pflückte diese Pimpernelle und legte sie bis zu ihrer Stunde in das Herbarium vivum seiner Karikaturstudien«. Und weshalb läßt der feine Hofmann an sich den Experimentalvortrag ausführen? Nicht nur Wißbegierde war die einzige Ursache, kannte man doch allgemein die Wunder der sogenannten Lebensluft, die mit Priestleys dephlogistifiziertem Salpetergas zur Restauration rasch konsumierter Lebenskräfte Verwendung fand. Die Wirkung ist, wie man sieht, eine durch-



Fig. 175. Karikatur auf die pneumatische Behandlung.
Von J. Gilray (1802).

schlagende, sogar der Hofenboden leistet keinen Widerstand mehr. Der Experimentator merkt natürlich das fehlgeschlagene Experiment zualler-
legt und gibt immer noch mehr Gas. Der danebenstehende Assistent
lächelt, wie nur ein Assistent lächeln kann, souverän, ironisch und mit
einem Schuß Mitleid. Schließlich hat er dazu eine gewisse Berechtigung,
denn es ist Davy, wie er leibt und lebt, der spätere Entdecker des
Lachgases. Die Wirkung, welche die Explosion auf die Zuschauer ausübt,
ist eine ganz verschiedene. Betrachten wir zunächst das Publikum im
ganzen. Der Zweck der Gründung des Instituts war Aufklärung der
Massen; in das Modelokal gehen aber anscheinend nur Nichtstuer, Damen,
Kinder und Tagediebe. Die Zunächststehenden werden in eine Wolke
von Schwefelwasserstoff eingehüllt. Rette sich, wer kann! Die weiter
entfernt Sitzenden beherrschen noch nicht ganz die Größe der Tragi-
komödie. Der Maler hat nun ganz bekannte Stadttypen getroffen. An
der Tür steht zum Beispiel der Gründer des Instituts Rumford; selbst
hier trennt sich der Eitle nicht von seinen Dekorationen; hinter ihm sitzt
Disraeli, der englische Historiker und Vater des Benjamin Earl of Bea-
consfield, daneben Graf Stanhope, ein tüchtiger Mechaniker, der sein
Buch über das Unterseeboot in der Hand hält. Einem früheren Kollegen
des Malers, der aber nichts mehr von seiner Pinseltätigkeit wissen will,
steckt Gillray boshaft eine Palette in die Tasche.

An dieser Stelle wollen wir die Wiedergabe des seltenen satirischen
Einblatts des »Sturm der Infibulistenhöhle durch die Giganten« einschalten
und dadurch den ganz eigenartigen Vorschlag eines Kollegen zur Welt-
verbesserung der Vergessenheit entziehen. Wir sehen da eine Schlacht,
die ein einzelner Mann aus himmlischen Höhen gegen eine ganze Armee
der seltsamsten Kämpfer führt. Es handelt sich um die Erstürmung der
Infibulistenhöhle vom Jahre 1827. Ein General hält einen großen Pack
Makulatur in der Hand, auf welchem die Worte geschrieben stehen:
»Über die Übervölkerung in Mitteleuropa«. Zur Erklärung dieses leiden-
schaftlichen Blattes ist es nötig, zu wissen, daß der Direktor der Hallenser
Chirurgischen Klinik, Professor Karl A. Weinhold, der von aller Welt an-
gegriffene Wolkenbewohner ist. Er machte nämlich im Jahre 1827 einen
Vorschlag zur Verhütung des Pauperismus in der Welt und namentlich

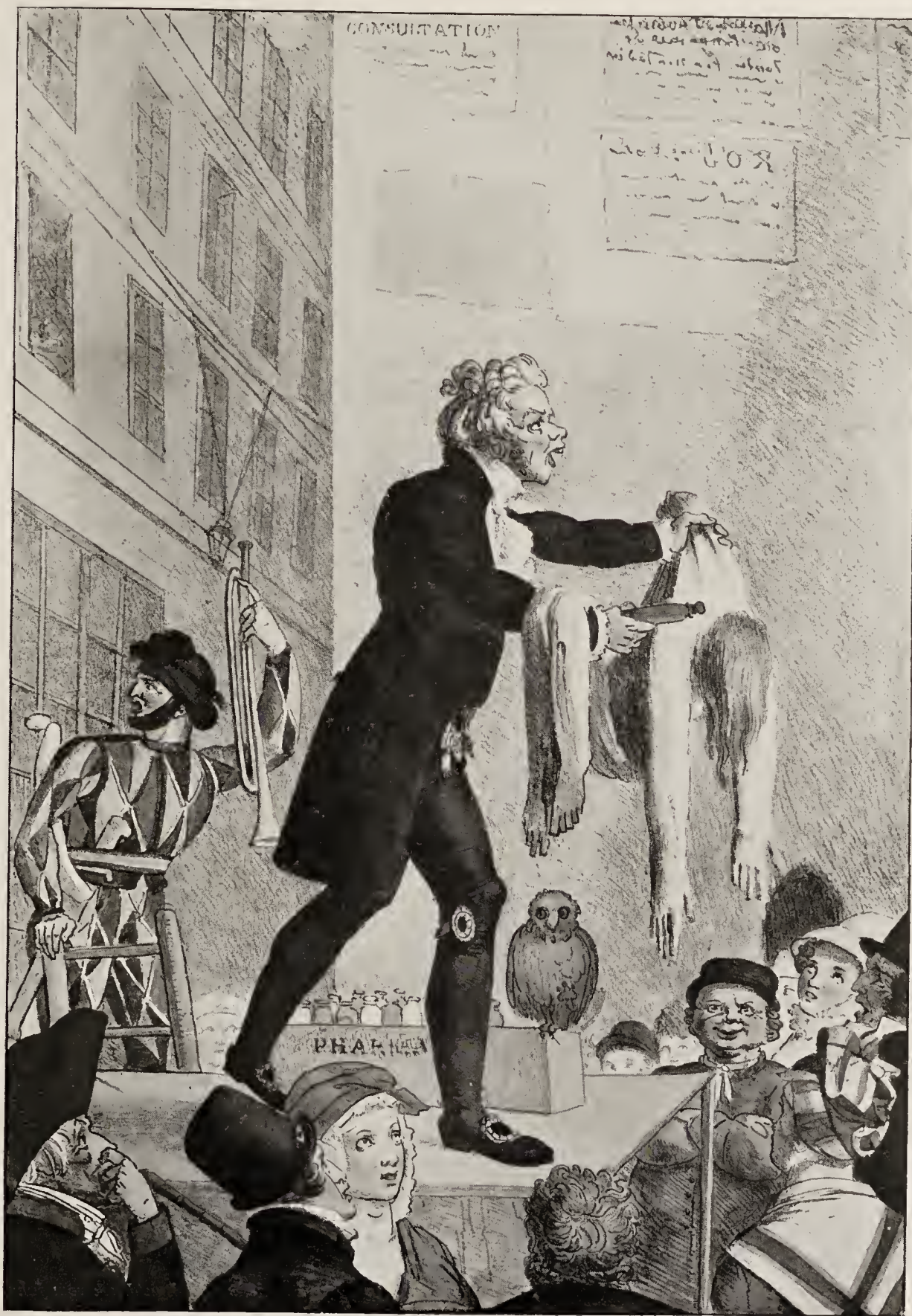


Fig. 176. Der Scharlatan mit der Haut seines letzten radikal geheilten Falles.

in Mitteleuropa, dem man wenigstens die Originalität nicht absprechen kann. Er schlug nämlich ganz ernsthaft vor, alle Männer durch Infibulation so lange an der Zeugung zu verhindern, bis sie den Nachweis



Fig. 177.

Buntdruck vom Jahre 1827.

erbracht hätten, daß sie eine Familie ordentlich ernähren könnten. Jetzt versteht man auch die Erregung aller Beteiligten auf dem Blatte und den Angriff auf den Mann mit allen möglichen Wurfgeschossen. Da haben die Eugenetiker ihren ganz vergessenen Heros (siehe Figur 177).

DER TIERISCHE MAGNETISMUS.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren in der politischen Welt die Gegenfäße des Freiheitsdranges und der Regierungsbevorzugung in der Öffentlichkeit und im Hause derartig aufeinander gestoßen, daß ein friedlicher Ausgleich ausgeschlossen schien. Raketengleich stieg hier und dort der Kurs der Freiheit, und der Bürger hielt allerdings nur für kurze Zeit eine unerhörte Macht in Händen. So ging es auch unserer Wissenschaft in dieser Epoche. Alles brodelte und kochte in dem gemeinschaftlichen Topfe, in dem die Naturwissenschaft gefördert werden sollte. Einzelerfcheinungen, an und für sich genial empfunden und beobachtet, paßten noch nicht in das erkannte Gefüge und dienten nur zu kecken Trugschlüssen, Selbsttäuschungen und ganz gemeinen Betrügereien; die Gelehrtenwelt und das interessierte Publikum stand ratlos vor gewissen Phänomenen der Physiologie, die man nicht unterzubringen wußte, und so ist es nicht wunderbar, daß einerseits sich bestimmte Ideen und Vertreter solcher mit rapider Entwicklung zur allgemeinen Aufmerksamkeit und Anerkennung brachten und daß anderseits der bereits stark vorhandene Sinn für das Mystische sich derartig steigerte, daß nach zweihundertjährigem Kampf der Karren der Heilkunde wieder in den religiösen Morast geschoben wurde.

Der wissenschaftliche Streit um diese wilden Schößlinge und Auswüchse am alten Stamm verließ die Grenze der Akademie, und im gebildeten Volk, das allmählich angefangen hatte, an dem Fortschritte der Erkenntnis zu partizipieren, entstanden feindliche Lager, die sich in Wort und Schrift heftig befehdeten.

Tierischer Magnetismus, Mesmerismus im weiteren Sinne, Homöopathie und Phrenologie, Somnambulismus waren die Lofungsworte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wie es heute sind: moderne Richtung in der Kunst und vielleicht die Krebsfera und Heilfera überhaupt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, eine Kritik dieser Systeme und zum Teil ganz originellen Anschauungen zu geben; wir wollen hier nur den künstlerischen Niederschlag des Tageswizes betrachten, der uns ein ungewöhnlich klares Bild von dem ungeheuren Aufsehen gibt, welches

diese Dinge gemacht haben; unzweifelhaft den tiefsten Einschnitt in die Volksseele hatte Gall gemacht, und seine Lehre von der Phrenologie



*Le doigt Magique ou le magnétisme animal.
Simius Semper Simius.*

Fig. 178.

mußte für lange Zeit den ironischen Zündstoff für die Geschütze böser Karikaturisten abgeben.

Eines der frühesten Blätter dieser Art »Le doigt magique ou le magnétisme animal« zeigt uns einen Doktor, welcher Perücke und Mantel

abgeworfen hat, und wie Zettel im Sommernachtstraum mit einem Efelkopf bekleidet dasteht. Eine junge schöne Dame liegt bereits in



Nos facultés sont en rapport!!

Fig. 179. Les Magnétiseurs.

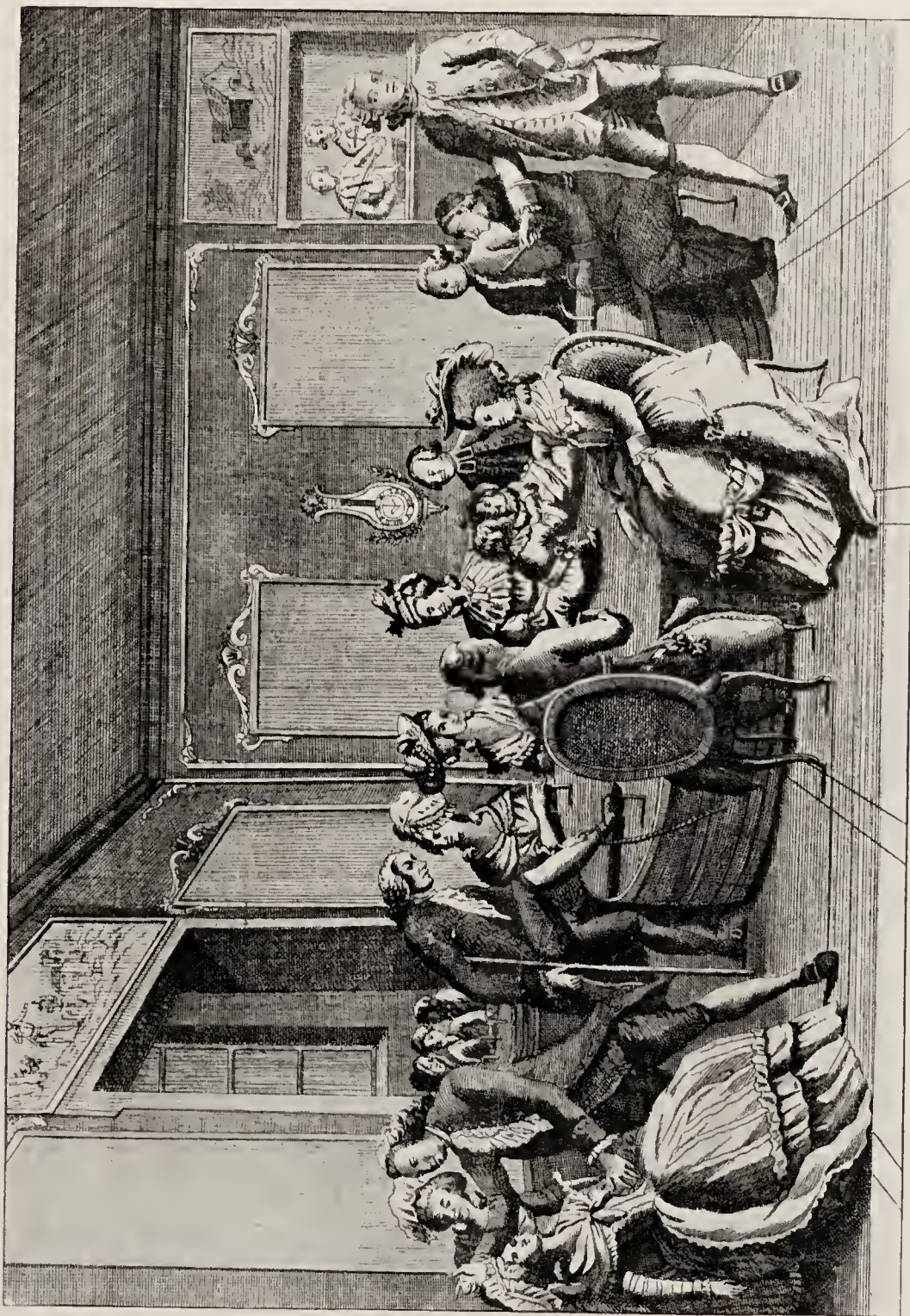
der Positur der willenlosen Hingabe dahingestreckt. In der Luft schweben schon nebelhafte Fabelwesen. Wir sehen hier bereits die Vermischung der Vorstellungen. Auf der einen Seite der hypnotisierende Finger, die streichende Hand, und darunter als passende Parodie auf Hahnemanns

Similia similibus das Motto: *Simius semper fimius*. Ein Gegenstück dazu, offenbar aber einer späteren Zeitepoche angehörend, ist das Blatt mit den umgetauschten Rollen. Hier versucht der Magnetiseur einen Esel zu magnetisieren. Den Hintergrund nimmt eine magnetische Pharmazie ein. Da liegt ein magnetisierter Kalbskopf neben saturierten Schweinsfüßen. Alles Embleme und Wahrzeichen dafür, daß die tierischen und menschlichen Eigenschaften »en rapport« find.

Ein französischer Stich, der heute zunächst wie eine Karikatur sich gibt, in Wirklichkeit aber gewissermaßen ein Reklameblatt für den großen Mesmer ist, nennt sich »Le Baquet de Monsieur Mesmer ou Representation fidelle des Operations du Magnetisme Animal«. In der Mitte des Saales steht ein runder niedriger Tisch, der sogenannte magnetische Baquet, ein mit Wasser und Eisenfeilen gefüllter gläserner oder hölzerner Bottich, den der rechts stehende Mesmer soeben mit dem Stabe magnetisiert. Mit diesem Baquet setzen sich die Kranken in Verbindung teils durch direktes Anfassen der aus dem Innern kommenden Stäbe, teils dadurch, daß sie sich Seile um den Leib schlingen. Die Unterschrift lautet:

»Mr. Mesmer, Docteur en Médecine de la faculté de Vienne en Autriche, est le seul inventeur du Magnetisme animal, cette Methode de guerir une multitude de maux entr'autres l'Hidropisie, la Paralyfie, la Goutte, le Scorbut, la Cecité, la Surdité accidentelle consiste dans l'application d'un fluide où agent que Mr. Mesmer dirige tantôt avec un de ses doigts tantôt avec une bageutte de fer qu'un autre dirige a son gré sur ceux qui recourent a lui. Il sert aussi d'un baquet, auquel sont attachez les Cordes que les malades nouent au tour deux et des fers recourbez qu'il approchent du creux de l'Estomach où du fois ou de la Ratte et en général de la partie de leur Corps dans laquelle ils souffrent, les Malades surtout les Femmes éprouvent des convulsions ou crises, qui amenant leur guérison; les Magnetiseurs (ce sont ceux   qui Mr. Mesmer a r lev  son s cr t et ils sont plus de cent parmi les quels on compte les premiers Seigneurs de la cour) appuient leurs mains sur la partie malade et la frottent pendant quelque temps, cette operation hate l'effet des Cordes et des fers. Il y a un Baquet pour les pauvres, tout

les deux jours des Musiciens jouent dans l'antichambre des aires propres à éxiter la gaité chez les Malades. On voit arriver une foule chez ce celebre Medecin des hommes et des femmes de tout âge et de toute



LE BAQUET DE M^{re} MESMER
ou Représentation fidèle des Opérations du Magnétisme Animal

M^{re} Mesmer, Docteur en Médecine de la Faculté de Vienne en Autriche, est le seul inventeur du Magnétisme animal, cette Méthode de guérir une multitude de maux, entr'aulre et l'Hystérie, la Paralyse, la Goutte, le Scorbut, la Cécité, la Surdité, accidentelle, convenue dans l'application d'un fluide ou agent que M^{re} Mesmer dirige tantôt avec un de ses doigts tantôt avec une baguette de fer qu'un autre dirige à son gré, sur ceux qui recourent à lui. Il se sert aussi d'un Baquet auquel sont attachés des Cordes que les Malades noient au tour deux et des fers recourbez qu'ils approchent du crâne de L'E-tamuch ou du Pote ou de la Ralte, et en général de la partie de leur Corps dans laquelle ils souffrent, les Malades sur tout les Femmes éprouvent des convulsions ou crises qui amènent leur guérison. Les Magnétiseurs (ce sont ceux qui font l'effet des Cordes et des fers. Il y a un Baquet pour les pauvres tout les deux jours des Musiciens jouent dans l'antichambre des aires propres à éxiter la gaité chez les Malades. On voit arriver en foule chez ce celebre Medecin des hommes et des femmes de tout âge et de toute condition. Le Militaire decoré, l'Avocat, le Religieux, l'Homme de Lettres, le Cordon bleu, l'Artisan, le Medecin, le Chirurgien. C'est un spectacle vraiment digne des ames sensible de voir des hommes distingué par leur naissances ou par leur rang dans la société magnetiser avec une tout des indigens. Quant à M^{re} Mesmer la bienfaisance respire dans son air et dans tout ses discours. Il est sérieux parle peu sa tête en tout temp paroit chargée de grandes pensées.

Fig. 180.

condition: Le militaire decoré, l'Avocat, le Religieux, l'Homme de Lettres, le Cordon bleu, l'Artisan, le Medecin, le Chirurgien. C'est un spectacle vraiment digne des ames sensible de voir des hommes distingué par leur naissances ou par leur rang dans la société magnetiser avec une

douce inquietude, des Enfants des Vieillads et surtout des indigens. Quant à Mr. Mesmer la bienfaisance respire dans son air et dans tout ses discours, il est sérieux, parle peu sa tête en tout temps paroît chargée de grandes pensées.»

Dieses Blatt muß um das Jahr 1787 erschienen sein, nachdem es Mesmer durch die Bemühungen eines gewissen Bergasse trotz des Zerwürfnisses mit seinem ersten Pariser Freunde und Anhänger Charles d'Eslon (Leibarzt des Grafen von Artois) geglückt war, eine magnetische Gesellschaft »Harmonie« zu gründen. Hebt das Blatt hervor, daß sich Vertreter jeden Standes herablassen, an demselben Tisch Heilung zu suchen, so fegte gar bald die Revolution solche Ideen hinweg und Mesmer verlor in Paris mit einem Teil seines großen Vermögens die geeignete Unterlage für seine Tätigkeit.

Die weitere Geschichte des tierischen Magnetismus ist bekannt genug. Die Lehre erfuhr noch die berühmte Steigerung durch die Brüder Marquis Puységur, die den magnetischen Somnambulismus und den Zustand der Clairvoyance etablierten. Eine Parodie des Kupfers stellt das Blatt »Le Mesmerisme à tous les Diables« vor. Wir sehen auf demselben das Baquet geöffnet, in das die wütenden Musikanten ihre Instrumente hineinwerfen. Mesmer selbst wird vom Teufel geholt; er schwebt schon in den Lüften und versucht, allerdings vergebens, den Satan zu magnetisieren; aus seinen Taschen fallen Golddukaten. Andere Teufel sind dabei, seine Adepten abzuwürgen und durchzuprügeln. Vorne sitzt der Narr Harlekin, der die Moralpredigt hält. Diese seltene Karikatur ist nebst zirka zehn anderen in der »Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière von Gilles de la Tourette« aus der Sammlung Charcots wiedergegeben (1889, 91. 92). Wir verweisen Interessenten auf diese umfassende Studie, die eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über den Magnetischwindel enthält. Wir hören da, daß man sogar in Paris um 1784 ein Stück spielte, welches »Docteurs modernes« genannt und mit allem Aufgebot von Wiß Mesmer verspottete. Auf einem anderen Blatte sehen wir »Le Baquet Magique und seine Folgen«. Bei allen Personen hat die magnetisch-hypnotische Behandlung hysterische Krisen hervorgerufen, die sich auf das Unzweideutigste äußern in Konvulsionen,

Brechkrämpfen und demjenigen Zustand d'attraction passionelle, der in dem Gutachten der Pariser Fakultät vom Jahre 1784 folgendermaßen näher bezeichnet wird:

»Le traitement magnétique ne peut-être que dangereux pour les mœurs. En se propofant de guérir des maladies, qui demandent un long traitement, on exite des émotions agréables et chères, des émotions que l'on regrette, que l'on cherche à retrouver parce qu'elles ont un charme naturel... Exposées à ce danger les femmes fortes s'en éloignent, les faibles peuvent y perdre leurs mœurs et leur fanté.«

Lügen haben natürlich kurze Beine, und so passierte Mesmer das Pech, daß gerade einige bekannte Persönlichkeiten, die in der Öffentlichkeit soeben erst erklärt hatten, von dem Magnetiseur geheilt zu sein, an ihren Krankheiten starben. Gilles de la Tourette erwähnt die Begleitumstände des Todes eines berühmten Gelehrten Court de Gebélin, der kurz vorher urbi et orbi seine Heilung von der Hydropsie durch Mesmer verkündet hatte. Eine Zeitung verkündete den Todesfall lakonisch wie folgt: »M. Court de G. starb soeben geheilt durch den tierischen Magnetismus«. Ein anderer Witzbold machte folgenden Epitaph:

Ci git ce pauvre Gebélin,
Admirez tous son héroïsme,
Qui savait grec hebreu latin
Il fut martyr du magnétisme.

Zwei Worte der Erklärung zu unseren Karikaturen.

Les effets du Magnetisme ... animal.

L'homme est un chien; dies brutale Wort Beaudélaires ist hier wörtlich genommen. Eine Jagdmeute wird gerade von zwei Piqueuren durch die Straßen geführt, da passieren sie den Hund Mesmer, der braucht nur die Pfote zu heben und bei allen Hunden treten die berühmten Konvulsionen und hysterischen Zustände auf. Auch der Esel des lieben Milchmädchens wird magnetisch gereizt, allerdings mit üblen Folgen für die Ärmste. An derselben Stelle, an der der Theaterzettel für die oben erwähnte Operette »Les Docteurs modernes« angeschlagen ist, hängen auch Angebote von Baquetverkäufen. Es scheint beinahe, als ob sich diese französische Karikatur an eine bereits 1787 erschienene kleine

deutsche Satire des Schweizer Marquard Woher anlehne. Die Komposition ist eine ähnliche. Meister Langohr ist offenbar stark geladen.



Fig. 181. Le Magnétisme.

Farbige Lithographie.

Elmsfeuer entfleuchen Ohren und Schwanz. Dabei wehrt er sich energisch gegen den himmlischen Rapport.



Fig. 182. Les effets du Magnétisme ... animal.
Karikatur auf Mesmer

Tragischer kommt uns der Maler des »Mesmérisme confundu«. Aus dem Baquet steigt unter Donner und Wolken Äskulap. Seiner Schlange entfahren Blitze, vor denen entsetzt Mesmer mit seinen Adepten zurückweichen. Die schwach gewordene Wissenschaft, die eben noch von dem animalischen Doktor magnetisiert war, wird von zwei Akademikern in vollem Ornat schützend in die Arme genommen. Im Hintergrund erhebt sich ein Grabmal mit den Namen der bekannten Persönlichkeiten, die durch Mesmer geheilt starben.

Wie weit es in den Köpfen sonst einwandfreier Gelehrter spukte,



Marg Wocher. inv. et sc. 1787.

Fig. 183.

Deutsche Karikatur auf den tierischen Magnetismus (1787).

lehrt die Geschichte des Weinsberger Arztes Justinus Kerner, der am liebsten wieder frühmittelalterliche Zustände geschaffen hätte. »Die unheimlichen Kräfte des Nachtgebietes der Natur«, »Geschichten Befessener neuerer Zeit«, »Vorkommen des Befessenseins, eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Altertume bekannten Heilung durch magisch-magnetische Einwirkung, Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde« und vor allem »Die Seherin von Prevost« entstammen nicht dem Bedürfnisse einer hysterischen Jungfer nach Kolportageromanen, sondern dem Kopfe eines Dichterarztes aus den Jahren 1836 bis 1846.

Allzuschade ist es, daß diesem Manne nicht statt eines Rezeptes des



LE MESMERISME

CONFONDU .

MESMER.

Fig. 184. Karikatur auf Mesmer.

Oberamtsarztes Doktor Uhland ein Kirchenzettel zugeflogen war, als er, ungeschlüssig, was er eigentlich studieren sollte, vor Tübingens Toren angekommen und eingeschlafen war. So hat ihm sein Hang zur Mystik die Karriere verdorben, bevor er sie angefangen hatte. Es wurde aus dem feelinguten Manne, dem idealen Gatten und dem besorgten Hirten einer dankbaren Gemeinde das Muster eines Pastoralmedicus. Aber wehe einem solchen, wenn er, der Kritiklose, wissenschaftlich produktiv wird. Glauben und Forchten sind zwei Plätze auf einer Wippe. Setzt man sich auf den bequemen Glaubenssessel, so schnellst die harte Bank der Forschung unerreichbar in die Höhe. Hielten schon Kerners Zeitgenossen vielfach die mystische Seite seines Wesens für pathologisch, so ironisierte der sonst so Liebenswerte sich selbst durch die Worte:

Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig,
Nur wenn man von Geistern spricht
Denkt man mein noch und . . . schimpft tüchtig.

Zwei Münchener Professoren, Schubert und Baader, wirkten nach derselben Richtung und das Ganze krönte die Lehre vom Ursprung aller Krankheit aus der Sünde und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit einer rein christlichen Heilkunde. Der Autor dieser Lehre, der allerdings vierhundert Jahre zu spät auf die Welt kam,



Fig. 185.

Vignette von Daumier.

war Windischmann: »Über etwas was der Heilkunst Not thut«, Leipzig 1824. »Die Krankheit hat ihren eigentlichsten und innersten Sitz in der durch Lust und Begierde entzündeten und wild gewordenen Seele, und der Arzt, der das Wesen und die Kräfte des Exorzismus nicht kennt, entbehrt das wichtigste Heilmittel.« Da haben wir die Bescherung. Der Malleus maleficarum recidivus.

Gegenüber dieser bodenlosen Verirrung spekulativ philosophischer Köpfe entsprang die Lehre der Phrenologie zunächst objektiver, wenn auch falscher Beobachtung. Obgleich das Unkraut dieser Vorstellung auf demselben Mist kritikloser Leichtgläubigkeit wucherte und Anhänger des Magnetismus auch Anhänger der Schädellehre waren, wie zum Beispiel Lavater, so handelte es sich doch eigentlich um zwei miteinander ringende Welt-



Buntdruck 1826.

Calves' Heads and Brains or a Phrenological Lecture.

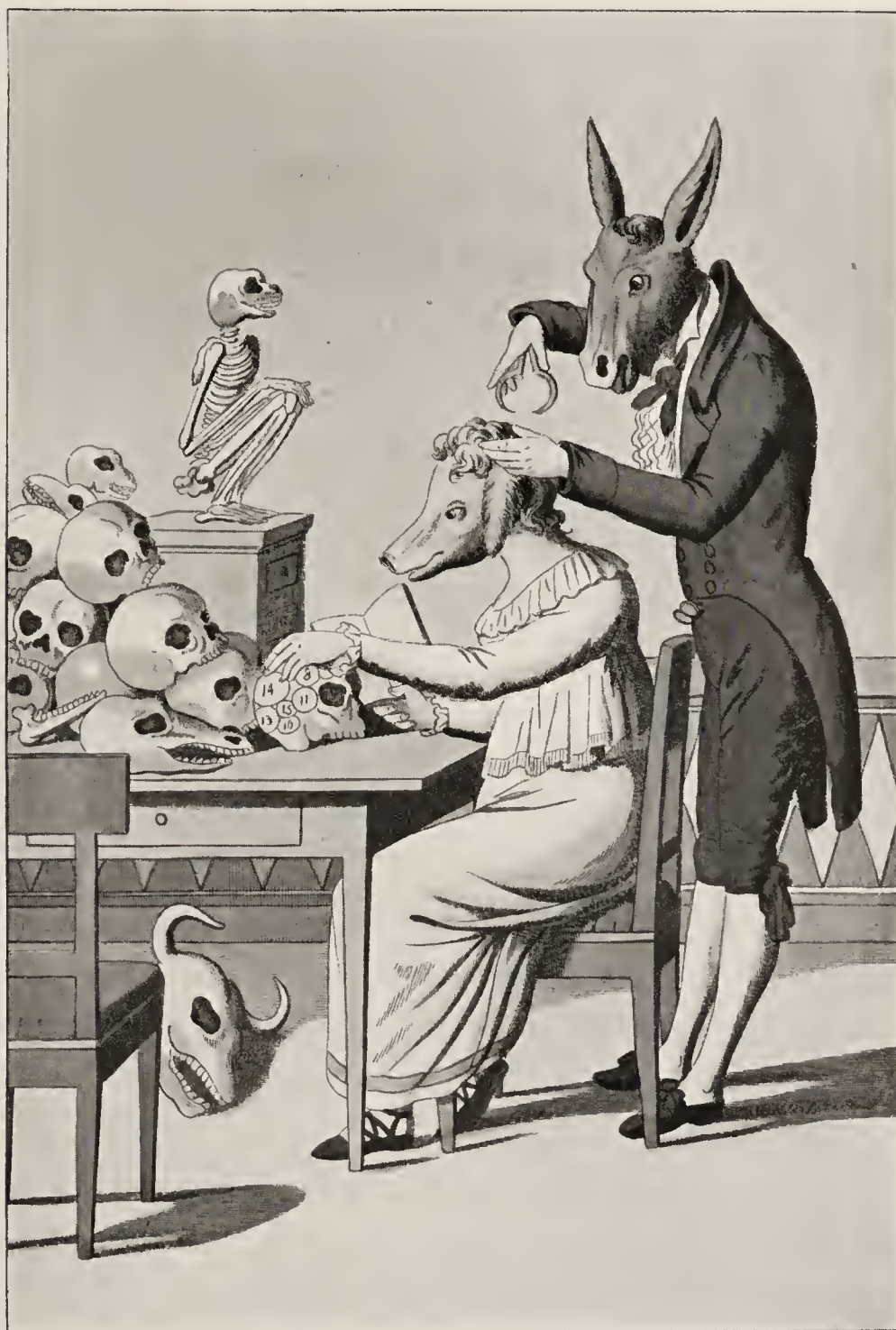
Fig. 186. Londoner Karikatur auf Doktor Gall.

anschauungen: das mystisch religiöse Unfaßbare und die Lehre des Gebundenseins auch der feinsten Seelenerscheinungen an somatisch greifbare Dinge. Der ewige Kampf zwischen Monismus und Dualismus. Es ist das Verdienst Galls, den visionären Religionsanatomen ein Paroli geboten zu haben.

Franz Joseph Gall (1758 bis 1828) war ein bedeutender Gehirnanatom, der zusammen mit Christoph Spurzheim eine Reihe wichtiger Arbeiten über das Gehirn und seine Physiologie herausgab. Diese positiven Leistungen der Männer werden jedoch meist übersehen und vergessen gegenüber der Verirrung Galls, die als Phrenologie oder Kranioskopie bekannt ist und heute wohlmöglich mit der Cheiromantie und Nekromantie in denselben Scharlatanstopf geworfen wird, in dem schon Homöopathie und Magnetismus schmoren. So einfach liegt die Sache bei Gall doch nicht. In Wien durch Regierungsverbot unmöglich geworden, begab er sich auf Reisen und hielt Wanderpredigten über daselbe Thema der »Organon«-lehre. In England, in Frankreich, in Amerika entstanden Gesellschaften und phrenologische Vereine, die sich mit Begeisterung der Lehre annahmen, und noch in unserer Zeit suchte Karl Gustav Carus der Kranioskopie durch sorgfältige anatomische Studien eine neue Unterlage zu geben. War die Annahme von bestimmten Seelenorganen der Gehirnrinde zunächst eine reine Spekulation, so ist heutzutage durch die Eruierung der Zentren an der Gehirnrinde seine Auffassung weniger utopisch wie früher, und wenn ich nicht irre, hat man in allerneuester Zeit wieder versucht, in dem äußeren Knochenbau der Schädelkapsel die Formation der Hirnwindungen zu diagnostizieren. Gall nahm an der Gehirnrinde siebenundzwanzig Organe an, unter anderen: Fortpflanzungsinn, Kindesliebe, Freundschaftsinn, Verteidigungsinn, Mordfinn, Einsammlungsinn (Diebsfinn), Höhenfinn (Hochmut), Ortsinn, Personenfinn, Namenfinn, Kunstfinn, Wiß, Dichterfinn usw.

Diese Hypothesen waren natürlich ungemein geeignet, ihrerseits den Wiß und die Satire herauszufordern, umsomehr als Gall seine Lehre, offenbar um sie möglichst zu verbreiten, immer unwissenschaftlicher und volkstümlicher gestaltete (siehe Figur 186). Zahllos sind daher auch die Karikaturen über und gegen Gall, meistens entstammen dieselben aber

dem Ausland, da der Tiefenbrunner seine Werke französisch herausgab und meist auch im Auslande herumreiste. In Deutschland hatte er durch



Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 187. Schädellehre, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph des menschlichen Wissens.

Karikatur von Michael Volz (?).

(Pendant von Tafel IX.)

Asmund Rudolphi (den Lehrer von Johannes Müller) schon frühzeitig seine Abfertigung gefunden.

»Schädellehre«, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph

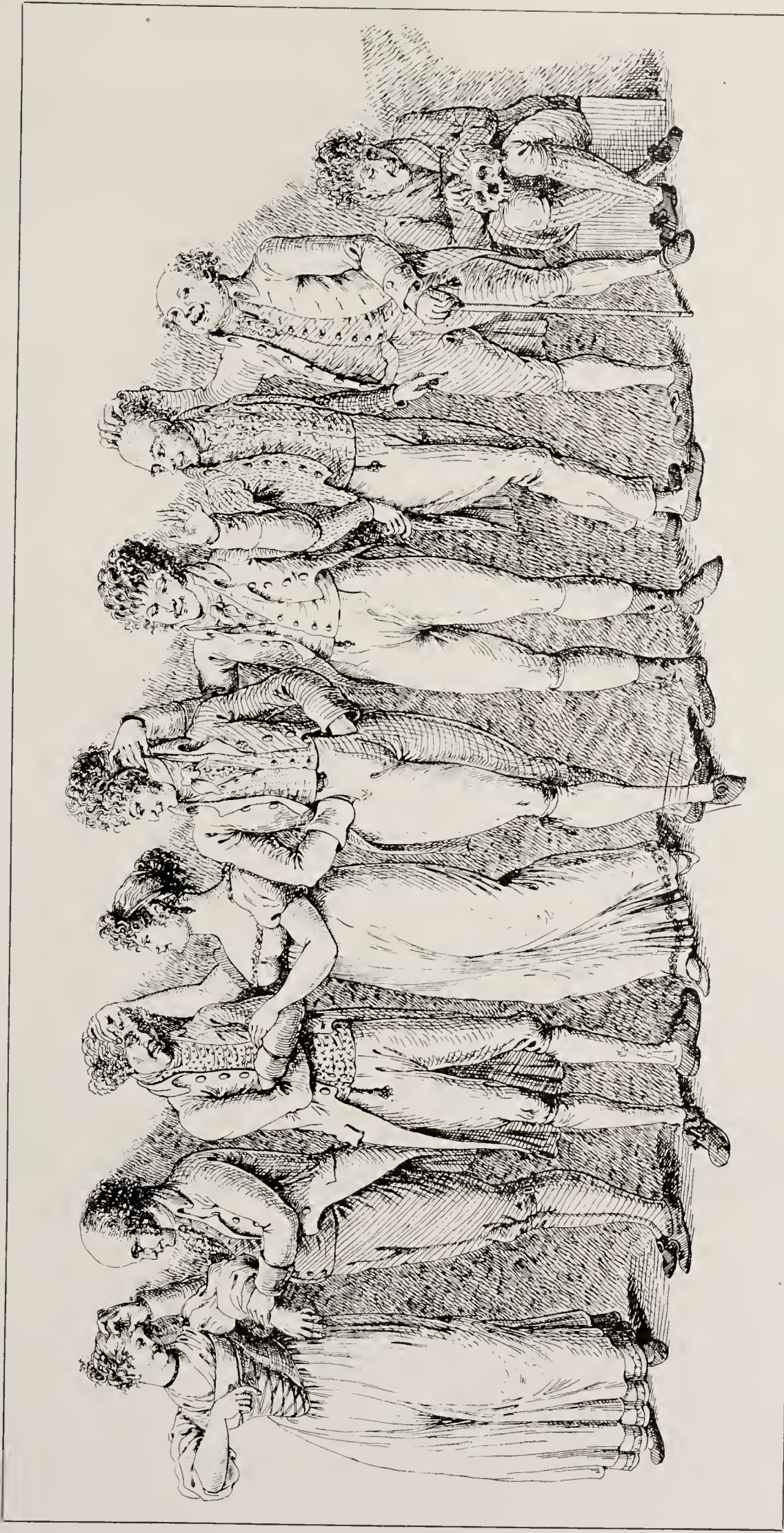
des menschlichen Wissens, heißt ein deutsches Blatt, offenbar ein Pendant zu der Karikatur gegen den Magnetismus. Die Zeichnung bedarf keiner besonderen Erläuterung; möglich, daß die Blätter von Michael Volz herrühren (Figur 187).

Aus dem Jahre 1795 stammt die Karikatur von Daniel Heß, »Kranioskopische Handgriffe« (Figur 188). Obgleich diese Exkursionen sich nur auf das Denkorgan beschränken, so schließt diese gegenseitige Betaftung entschieden etwas Frivoles in sich. Die jungen Herren sind da offenbar auf der Suche nach dem Organon des Liebesfinnes.

Am wichtigsten ist für uns Rowlandsons Karikatur (Figur 189). Gall doziert vor einem Parterre von Gelehrten, die alle natürlich die tollsten Schädelprotuberanzen an den kompromittierendsten Stellen haben. Die Vorlesung geschieht in Galls berühmter Sammlung. Da sehen wir eine Galerie von Schädeln von Affen, Philosophen, Mißgeburten, ferner Staatsmänner, Dichter, Schauspieler, Helden, Mörder und Halunken. Der Affenschädel, an dem der Gelehrte gerade demonstriert, korrespondiert nun genau im Profil mit der Gesichtsbildung eines der Zuhörer. Rowlandson ist vielleicht durch diesen Scherz auf seine eigene Spezialität gekommen: der physiognomischen Ähnlichkeit von Tier und Mensch. Es existiert eine große Reihe von Handzeichnungen, die nur teilweise reproduziert wurden, in denen der Künstler dies Thema erschöpfend und mit vielem Humor behandelte. Da sehen wir grotesker noch wie bei Lionardo da Vinci Kamel-, Storch-, Kuh-, ja selbst Fischgesichter neben ihren menschlichen Vorbildern.

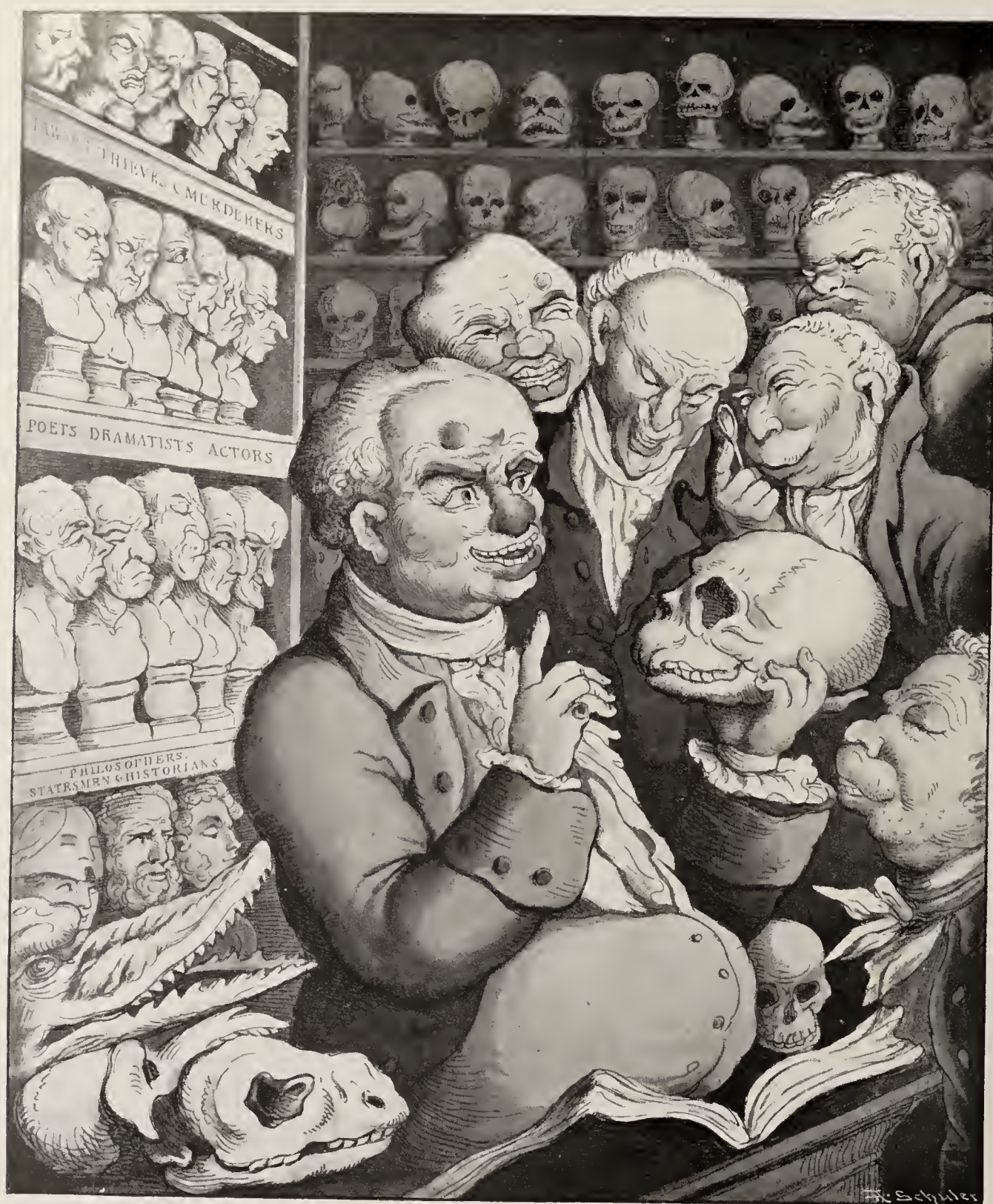
Ein anderes Blatt des Meisters ist gewissermaßen als Frontispiz zu Galls Schrift gedacht und zeigt uns, famos glossiert, das Meßinstrument des Gelehrten »The compression cap«; es ist plötzlich der Helm eines römischen Gladiators daraus geworden (Figur 190).

Alles war so voll von der neuen Lehre, daß man auch in den Abendgesellschaften das Thema nicht allein diskutierte, sondern auch praktisch ausführte, genau so wie in unseren Tagen man nach dem Eis hypnotische und spiritistische Versuche anstellte. Da gab es auch Anleitungen zu solchen Versuchen für Erwachsene und Kinder, »Cours de Phrénologie amufante« (Figur 191).



Radierung.

Fig. 188. Kranioskopische Handgriffe.
Von Daniel Heß (1795).



Englischer Farbendruck.

Fig. 189. Eine Vorlesung des Doktor Gall.

Von J. Rowlandson.

Reklamebogen für große und kleine Kinder zirkulierten, auf denen die Gall'schen Organe deutlich sichtbar waren und zu denen die Gehirnbefitzer karikaturistisch verkleinert so dargestellt waren, daß sich auch in der Physiognomie das Organon widerspiegelte (Figur 193). Sehr ehrenwert, daß das am Scheitelbein befindliche Organ »Prévoyance« sich auf einen

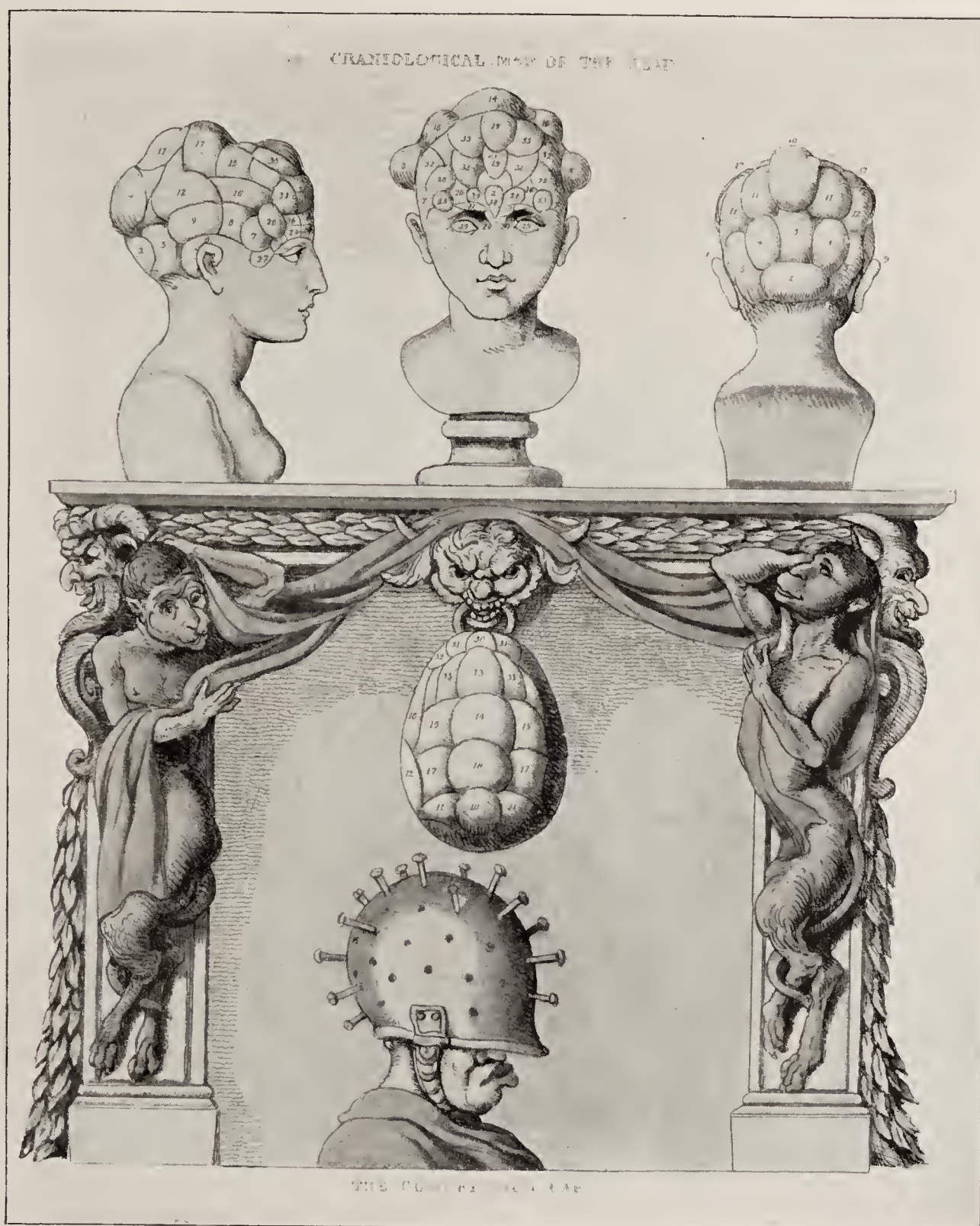


Fig. 190. The compression cap.

Karikatur auf Galls Meßinstrument. Von J. Rowlandson.

Medikus aufgepfropft hat. Doch scheint bei unserem Doktor auch noch das Organ *Amour de la Propriété* oder Habsucht sich recht kräftig entwickelt zu haben, was übrigens der Künstler dadurch zur Geltung zu bringen glaubte, daß der Kollege unter dem Arm Kliftierspritze und Geldbeutel trägt (Figur 192). Der Übergang zur Physiognomistik Lavaters,

von der wir noch ein Wort sagen müssen, ist dadurch gegeben. Auch in die Musik ging Gall über. Vor mir liegt eine hübsch illustrierte Chansonette »Le Phrénologiste, Paroles de Bourget, Musique de Joffe«.

Selbstverständlich ist es, daß sich auch die politische Satire des Gegenstandes bemächtigte. Der Vollständigkeit halber sei hier schon das Blatt »Pitt et le Roi de Suède consultant incognito le Docteur Gall« erwähnt. Der König bekommt die Note »verrückt«, der Staatsmann »Verbrecher



Lithogr. von Jannin, Paris.

Fig. 191. Cours de Phrénologie amusante.

jeder Gattung«. Gall thront in seinem Anatomiesaal, umgeben von berühmten Schädeln. Da sehen wir den Kopf des Alexanderrosses Bucephalos, darunter den des trojanischen Pferdes, es fehlt weder die Eselin Balaans noch Goliaths Kopf (Figur 194).

Auch Louis Philipp mußte im Charivari an Doktor Gall glauben. Dieu de Dieu quelles bosses! Vous avez mon vieux la protubérance de la prodigalité, celle de la générosité, celle de la probité, celle de la véracité. Mon système fera désormais une vérité (Figur 195).

»Phyfiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe«, das Werk des Pfarrers Lavater, eines schweizerischen Arztsohnes, hat bei seinem Erscheinen 1778 ein unglaubliches Aufsehen, aber im wesentlichen nur bei den gelehrten Zeitgenossen gemacht. Goethes Beziehungen zu dem Autor sind bekannt. Wir bringen nur des Zusammenhangs halber die Karikatur »Les Indiscrétions de Lavater«. Als Erklärung steht darunter, daß die anatomischen und physiologischen Untersuchungen Lavaters ergeben haben, daß die Geburtszeichen im Gesicht sich immer nach bestimmten Gesetzen am Körper wiederholen. Wenn also eine Dame an einer der bezeichneten zwanzig Stellen im Gesicht ein Fleckchen hat, so braucht man nur die Tabelle nachzusehen, um zu wissen, an welcher Stelle ihres schönen Leibes sich ein Gleiches wiederholt (Figur 196).

Eine geistreiche Karikatur des Holländers Jak. Smies überträgt die Gallische Lehre auf die Perücken. Die letzten beiden auf der Etagère sind bezeichnet als »medizinische und chirurgische« (Figur 197).

Als Beschluß dieser mystisch-spekulativen Periode in der Medizin bringen wir noch eine Karikatur auf die Akupunktur. Die Lithographie scheint mir aus den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zu stammen, und muß wohl zu dieser Zeit in Frankreich diese altchinesische Heilmethode floriert haben. Üben wir auch heute diesen Eingriff eigentlich nur noch als diagnostischen oder in Verbindung mit dem elektrischen Strome als Elektropunktur, so sei doch wenigstens daran erinnert, daß im siebzehnten Jahrhundert der



Fig. 192. Phrénologie. Der Mediziner.
Système de Gall.

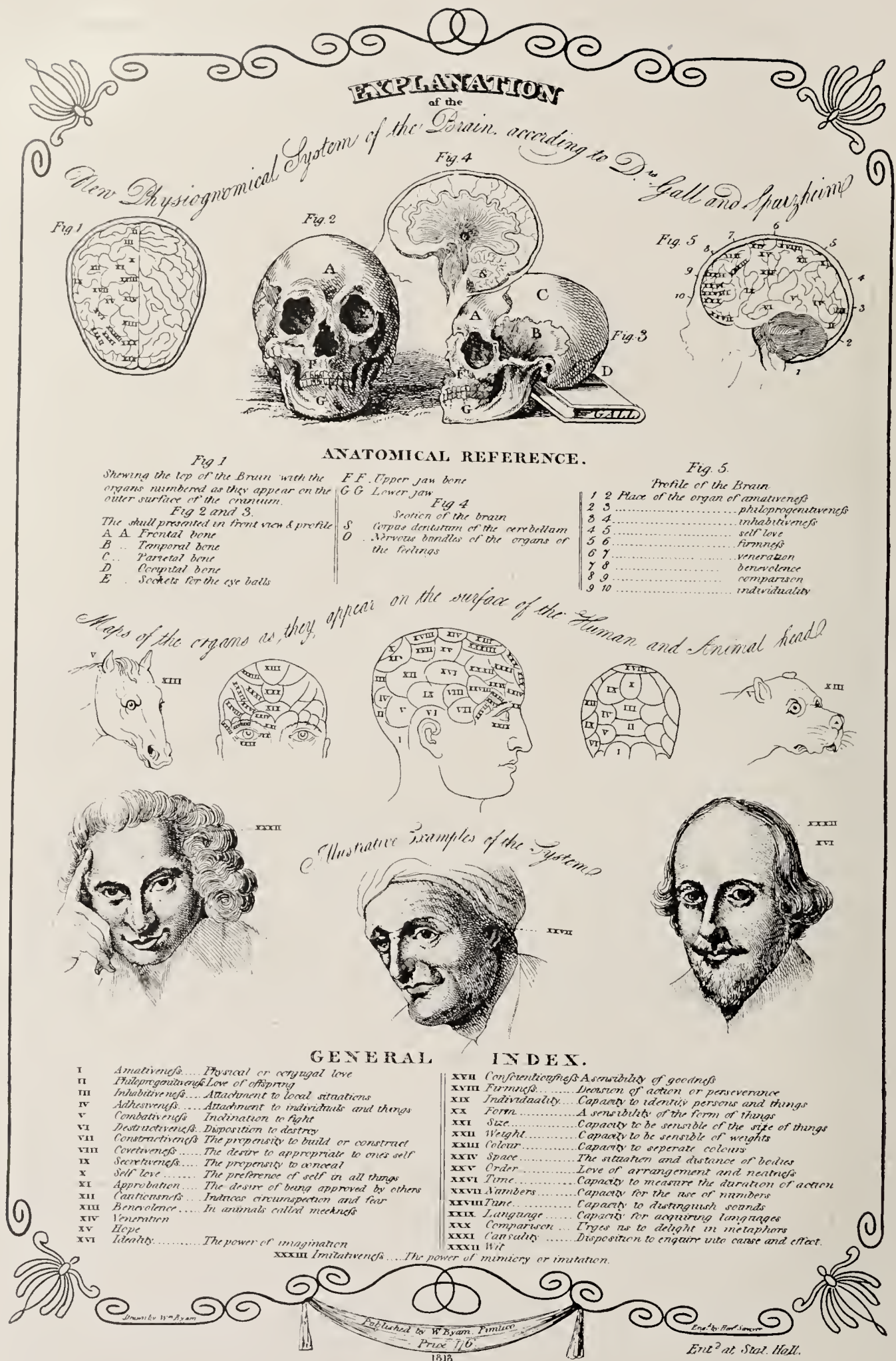


Fig. 193. Das System Galls und Spurzheims.

holländische Arzt Then Rhyne diese alte Heilmethode nach Europa importierte. Ganz besonders die Übel wie Rheumatismus, Gicht, Neuralgien wurden in der Weise behandelt, daß man mit einer vergoldeten



Fig. 194. Pitt und der König von Schweden konsultieren inkognito den Doktor Gall.

Nadel in die Weichteile stieß, sei es freihändig oder mit einem kleinen Hammer. Daß es sich bei unserer Darstellung um eine Satire handelt, geht schon aus der Dekoration des Zimmers hervor. Der Vergleich mit dem heiligen Sebastian ist aber auch zutreffend. Denn auch er wurde

ja durch und durch von Pfeilen durchbohrt und trotzdem noch einmal ganz gesund, bevor er den Märtyrertod starb.

Man könnte geneigt sein, die Karikatur aus Göttingen, »Der Scharlatan und sein Sohn«, als auf ähnliche Dinge sich beziehend zu registrieren.



Fig. 195. Karikatur auf Doktor Gall und Louis Philipp.

Die verschiedenen Schädel und Tierköpfe könnten diese Vermutung bestärken. Es handelt sich aber in Wirklichkeit um eine recht scharfe Verpöttung (offenbar aus akademischen Kreisen herrührend) des Berliner Anatomen Joh. Gottl. Walter, des ordentlichen Professors und Gründers des Anatomischen Museums in Berlin, und seines Sohnes Fr. August, der sich von der Anatomie der Malerei zuwandte und ein Buch über



LES INDISCRÉTIONS DE LAVATER,

Étude inédite par ce Professeur célèbre.

Lithographée d'après le Dessin Original de Lavater, qui nous a été communiqué par M^r Schwitzer, son neveu et son Exécuteur Testamentaire.

EXPLICATION DES SIGNES.

Les recherches Anatomiques & Physiologiques de Lavater ont démontré que les signes de naissance qui se voyent sur le visage sont toujours répétés sur une partie du corps déterminée. Ainsi, en examinant la place qu'occupe un des 20 signes marqués sur cette figure, en consultant ensuite la table ci dessous on saura positivement sur quelle partie du corps ce signe est répété, et l'on pourra affirmer que telle Dame qui a sur la figure un signe de naissance, doit avoir le même signe au bras, au sein, &c.

1 A la Poitrine.	6 A l'Epaule.	11. Sur le Bras.	16. Sous la Cuisse
2 Sur le Sein.	7. Au Flanc.	12. A la Fesse.	17. Entre la Poitrine et le Nombrel
3 Sur le Pied	8 A la Cuisse.	13. Aux Reins	18 A la Jambe.
4 Pres de l'Estomac	9. Au Ventre.	14. Sous l'Epaule vers le Flanc	19 Pres de la ..
5 Pres du Nombrel.	10 Au bas Ventre.	15 Sur la partie inférieure du Sein.	20 Au Dos

Fig. 196.

die Malart der Alten schrieb. Das Renommée des Vaters scheint kein ganz einwandfreies gewesen zu sein. Seine anatomische Präparaten-



Fig. 197. Luft tot onderzoek.

Farbige Karikatur von J. Smies (1765-1825) auf die Phrenologie.

sammlung wurde vom preussischen Staate für die damals horrende Summe von hunderttausend Talern angekauft und bildete die Grund-

lage zu dem jetzigen Anatomischen Museum der Charité. Der Gelbschnabel Sohn spricht zu seinem Vater: »Bey meiner gelehrten Reise, liebes Väterchen, habe ich aller Orten von Ihrer großen Gelehrsamkeit



Lithogr. color. u. farblos.

Fig. 198. Les grands effets merveilleux de l'Acupuncture.

Karikatur auf die Akupunktur.

erzählt.« Vater: »Schwerenoth! hast du nicht auch gesagt, daß alles Andere Drek ist?« (Figur 199).

Die Karikaturen über die Homöopathie sind nicht so zahlreich in dem Anfang des Jahrhunderts, wie die wissenschaftlich-polemischen Schriften. Daß es überhaupt zu einer solchen Verbreitung der Irrlehren Hahnemanns

kommen konnte, ist nur aus dem Umstand zu erklären, daß der metaphysische Nährboden zur Aufnahme solcher von Laien unkontrollierbaren



Fig. 199. Göttinger Karikatur gegen den Berliner Anatomen J. G. Walter.

Vorstellungen ungemein günstig vorbereitet war. Anderseits aber war die Keule des Äskulap im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zum schwachen Fliegenwedel geworden, und allerhand Laien, Pastoren und vor allem die ältere Weiblichkeit zeigten einen unbezähmbaren

Trieb der arzneilichen Nächstenliebe, für welche die mysteriösen Potenzierungen Hahnemanns sich ungemein eigneten.



Sammlung Roetiger, Frankfurt a. M.

Fig. 200. Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie.

Lithographie von Adolf von Menzel (zirka 1832).

Aus dem Anfang der dreißiger Jahre stammt eine selten gewordene Lithographie (koloriert und nicht farbig), die eine Jugendarbeit der späteren Malerexzellenz Adolf von Menzel darstellt, nach einer Zeichnung

von Lyfer. Hahnemann ist vorzüglich getroffen und gut karikiert. Der Tod ruft: Seid einig, einig, einig. Auch die Einzelheiten der Kirchhofszene sind ganz witzig komponiert (Figur 200).

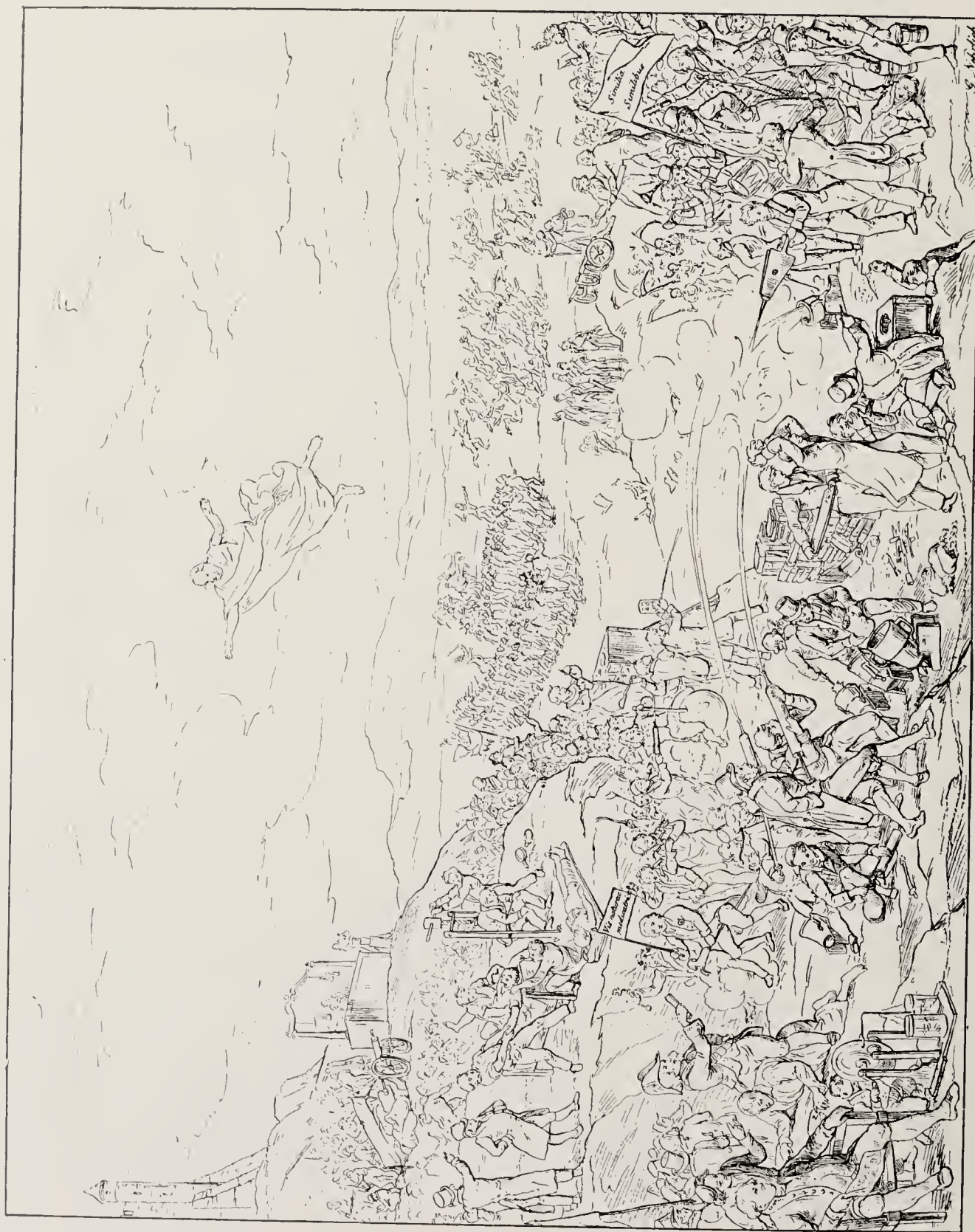


Fig. 201. Der Kampf der Homöopathen und Allopathen.
Von G. Nehrlich.

G. Nehrlich's feines Nadelwerk zeigt uns den Kampf der Allo- und Homöopathen in vollem Gange. Die treue Gefolgschaft des Hahnemann

fucht die alte, wohlverteidigte Stellung der Andersgläubigen zu stürmen. Hekatomben von Exkrementen fliegen hin und her. Die Luft ist durch diese Stinkbomben schon verpestet. Doch der Sieg der Leute um die Fahne »Vis naturae medicatrix« scheint gesichert. Ihr Port Arthur ist unerstürmbar. In den Wolken schwebt eine Gestalt, die wohl Hufeland sein soll, der beide Parteien segnet (Figur 201).

Es sei daran erinnert, daß der Arzt Karl A. Kortüm (1745 bis 1824), der sich ein literarisches Denkmal durch die Jobliade gesetzt hat, noch einmal den schon von dem Redegalopp des ersten Rittes ermüdeten Pegasus sattelte, um in der Smueliade, einem grotesk-komisch sein sollenden Heldengedicht, die Homöopathie totzuschlagen: »Leben, Meinungen und Taten vom seligen Smuel, dem Homöopathen und wie er als Doktor viel litt und verdarb, doch als Hofrat viel Ruhm und Moneten erwarb«, Münster 1860.

Einige der Knüttelverse seien hier angeführt. Daß »Smuel« der Samuel Hahnemann sein soll, bedarf wohl kaum des besonderen Hinweises.

In Pleiß Athen wurde der status quo nun besser
 Und sein Rhum von Tag zu Tage größer,
 Denn viele Studios kamen herbei
 Zu lernen von ihm die Homöopathei . . .
 Und Smuel zog hoch oben vom Katheder
 Wie auch mit der Feder gewaltig vom Leder
 Und sagte frei, daß die gemeine Arztkunst
 Nichts sei als Qualm, Nebel und Dunst.
 Seine Kollegen nannte er elende Receptenschmierer,
 Schalt sie Allöopathen und gemeine Kurierer,
 Flunkernde Quackfalber und dergleichen mehr,
 Alles zum größeren Ruhme der neuen Lehr.
 Und bald formierten die Schüler und Freunde
 Eine solide homöopathische Gemeinde,
 Welche im ganzen Lande dann frei
 Übte die erlernte Homöopathei.
 Insonderheit Juristen, Schulmeister und Pastöre
 Thaten Buße und schworen zur neuen Lehre,
 Alles nach dem hergebrachten Schluß
 Similia similibus etc.

JENNER UND DIE KUHIMPfung.

Betrachtet man Monteverdes schöne Marmorskulptur (Fig. 202) in Genua, so freut man sich über den glücklichen Ausdruck, den der Künstler für das Widerstreben des Knaben und die zarte Gewalt des Vaters gefunden hat. Dies lallende Kind fügt sich nur ungern dem Eingriff und der Einimpfung des Krankheitsstoffes und der liebende Vater muß es zart und doch mit Kraft unter seinen Willen drücken. Ein Teil des unmündigen Volkes verharret noch heute in der Pose des Widerstandes und von einzelnen Gegnern aufgehetzt, empört es sich gegen die väterliche Autorität des Staates. Wie begreiflich ist es da, wenn die Vakzination vor hundert Jahren auf außerordentlichen Widerstand stieß und die Volksseele in ihrer Tiefe aufrüttelte und erregte! Die Wogen der Debatte über diesen Gegenstand überrauschten stellenweise die hohe politische Brandung jener Tage. In diesem Kampf der Meinungen über die Impffrage ergriff natürlich die sich im Zenite ihrer Bedeutung fühlende Karikatur Partei, und wie immer warf sie sich auf die Seite des gefunden Menschenverstandes, der diesmal antijennerianisch war und sich dafür auch gründlich blamierte. Weniger durch die Lektüre irgend welcher Impfbereichte, als durch die Betrachtung gerade dieser Karikaturen kann man sich eine Vorstellung von der damaligen Aktualität jener Frage machen und von der Leidenschaftlichkeit, mit der gekämpft wurde. Die Impfkarikaturen stehen in dieser Beziehung weder hinter den religiösen noch politischen Zerrbildern jener Zeit zurück.

Als Jenner die Kuhpockenimpfung statt der Inokulation empfahl, hatte diese sich gerade durchgesetzt¹⁾. 1764 hatte das Gutachten der Pariser medizinischen Fakultät noch unentschieden gelautet: sechs Stimmen der Kommission für, sechs gegen. Doch La Condamines und d'Alemberts Bemühungen in Frankreich, Suttons und Dimsdales in England, der Fürsprache eines Haller und Peter Camper in Holland ist zu verdanken,

¹⁾ L'Inoculation Poème en quatre chants. Par M. L. R. Amsterdam 1773. Emphatisches Gedicht auf die Heilung der Kaiserin Katharina II. und dieser gewidmet. Princesse, dont l'Europe admire courage, Daigne fourire aux vers dont je t'offre l'hommage etc.; ferner l'Inoculation Ode. Par M. Dorat. Paris 1774.



Fig. 202. Jenner.

Marmorplastik von Monteverde

daß der Boden allseitig genügend zur Aufnahme Jenners Verbesserung vorbereitet war. Noch ein politisches Ereignis gab für die Wertschätzung eines ficheren Blatternschuges die geeignete Unterlage. 1774 war Lud-

wig XV. an den Blattern gestorben, ein Jahr bevor Jenner in den Meiereien von Gloucestershire seine Untersuchungen begann. In England selbst erfaßte man bald den Wert der Vakzination. De Caro war der erste, der in Wien 1799 seine Kinder vakzinierte. Diese erste kontinentale Impfung belohnte Jenner durch Übersendung einer silbernen Dose mit einer eigenen Haarlocke, die sich noch im Prager Museum befinden soll. Während nun schon Heim 1800 in Berlin eine Impfanstalt gründete, stieß die Einführung der Methode gerade in Frankreich auf Schwierigkeiten. Erst nachdem der menschenfreundliche Herzog von Liancourt die Sache in die Hand genommen, gingen täglich Tausende in Jenners Lager über. Die Sache wurde, und das ist ja für Paris charakteristisch, Mode. »Statt getüpfelter Bänder verkaufte die Modenhändlerin vakzinierte. Das Wort selbst wurde auf mancherlei Weise gemißbraucht und die Sache erhielt dadurch einen etwas lächerlichen Anstrich.« Hören wir einen zeitgenössischen Bericht vom Jahre 1801: »Natürlich gab dies ganze Gebaren manchem alt- und steifgläubigen Äskulap, dem diese fatale Neuerung auch aus ökonomischen Gründen schon längst die Galle rege gemacht hatte, die erwünschte Veranlassung, die Lächerlichkeiten der marktschreierischen Vakzinisten der Schutz- und Milchblattern der Sache selbst entgelten zu lassen. Sie hauchten ihren Verdruß in Vaudevilles und Karikaturen aus und der lachlustige Pariser klatschte dem lächerlichen Hahnenkampf umso lieber seinen Beifall zu, als schon das bloße Wort die seltsamsten Nebenbegriffe in ihm erweckte. So wurde die Vakzination für den Pariser Bilderkrämer eine Art von Gemeintrift und alle Läden hingen voll von Spottbildern auf die Vakzination.«

Es wird nun »In London und Paris« (Weimar 1801 bis 1802) eine ganze Anzahl solcher Karikaturen signalisiert, mehrere sogar reproduziert. Es kann natürlich an dieser Stelle nicht Wert darauf gelegt werden, sämtliche Impfkarikaturen zu besprechen. Erstens fehlt wohl manches Blatt in meiner Sammlung und dann sind andere geist- und witzlos und ohne jedes mediko-historische Interesse.

Rochefoucauld-Liancourt hatte in Paris ein Komitee zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung gegründet. »Sieben gegen einen« nennt sich nun eine der frühesten französischen Karikaturen. Hier die Beschreibung des

Blattes aus »London und Paris«: »Nennen wir den einstürmenden Antagonisten Doktor Göß. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß gerade dieser Arzt nebst einigen seiner Freunde sich bis jetzt in Paris als den erklärtesten Feind der Kuhpocken bewiesen hat. Er ließ sich von zärtlichen und reichen Eltern oft zwanzig Louisdor für eine gewöhnliche Inokulation bezahlen. Für ihn hatten also die verhaßten Kuhpocken das häßlichste Beutelfeger- und Spitzbubengesicht, das je unter den Galgen geführt worden ist. Der Karikaturist hat übrigens gute Gründe, ihn als Bürger »Tapp ins Muß« zu bekomplimentieren. In kurzen und runden Worten ruft er dem Synedrium der Kuhasklepiaden seine Beichte zu: »Ihr seid Marktschreier.« Wo eine solche Bombe hinfliegt, gerät natürlich alles in Alarm, alles springt auf, alles spricht zu gleicher Zeit: »Es ist Zeit, daß du dich packst.« Der struppige Widderkopf schwingt sogar seinen kategorischen Imperativ und ruft: »Das sollt Ihr uns teuer bezahlen, Bürger Tapp.« Hinter ihm bricht ein mageres Gesicht in lauter Ausrufungssyllaben aus. Nur der eine Herr neben dem Präsidenten, dessen wohlgenährtes Äußere überhaupt auf eine große Seelenruhe und Gelassenheit schließen läßt, wirft sein: »Er hat vielleicht doch recht« dazwischen. Der Präsident setzt sich den Hut auf . . . Auf dem Boden liegen mehrere Dokumente der Kuhpockenpropaganda und ein Blatt der ‚Gazette de France‘, der Hauptgönnerin der Bewegung.« Daß diese Karikatur nicht die erste ist, erleben wir aus der Tatsache, daß sich der Eindringling bereits mit einer Satire gegen die Hygieia aus dem Kuhstall bewaffnet hat (L’origine de la Vaccine). Eine zweite Karikatur hängt als Wandschmuck im Sitzungssaal (Figur 203).

Die nächsten Karikaturen schießen schon gröbere Ladung. Das Blatt »La Vaccine en voyage« beschäftigt sich mit der Dindonnade (Figur 204). Ein Pariser Wigling hatte am 15. Floreal IX in dem »Journal des sciences et arts« einen Brief veröffentlicht, der in »London und Paris« in extenso abgedruckt ist. Der Inhalt desselben ist eine Parodie auf die Vakzination. Er ruft den französischen Nationalstolz an und behauptet, was englische Kühe könnten, das könnten französische Truthühner schon lange. Die sekretorische Tätigkeit der Steißdrüsen dieser wohlchmeckenden Tiere als Lymphe entdeckte Joujou, der Autor des Briefes, als er in der Küche

einer Freundin den fetten Leichnam dieses Geschöpfes liegen sah. Daraufhin überschwemmte die »Dindonnade« Paris, und zwar gleich in verschiedenster Form. Ein Ausrufer zeigt uns ein zweites Blatt »La rivale de la Vaccine«. Ein solcher Rivale schien auch mit der Entdeckung des Genueser Chirurgen Marchelli aufzustehen (Figur 205), der die Schaflymphe ihrer milderer Wirkung wegen der Vakzine vorzog. Doch ist der Vergleich des Italieners mit Galilei, Harvey und Descartes wohl ironisch gemeint. Gleichsam als Warnung vor der Vakzine führt der

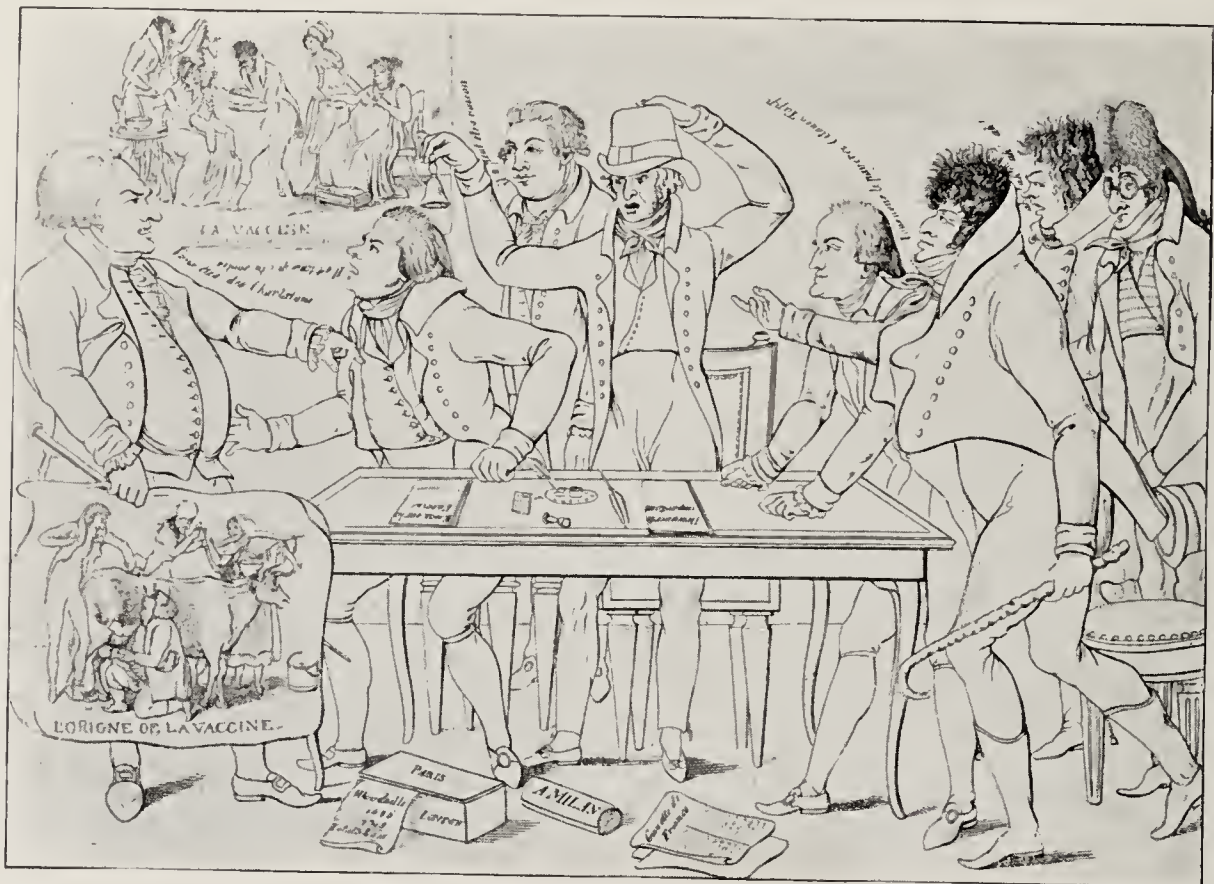


Fig. 203. Sept contre un, ou la comité de la Vaccine.

Ausrufer auf der französischen Karikatur noch in der Hand ein Blatt »Admirable effet de la Vaccine«. Dem vakzinierten Ehemann wachsen allerliebste Hörner aus der Stirn. Diese Verkubungsidee nahm Gillray später auf als Leitmotiv zu seiner famosen Karikatur. Der wie ein Hufarengeneral gekleidete Scharlatan ist ein aufdringlicher Marktschreier, der nach zeitgenössischer Aussage so genau porträtiert ist, daß ihn jeder mann erkannte. Er macht alles; unter Trompetengeschmetter annonciert er: »Nous vaccinons, nous dindonnons, nous rajeunissons, nous embel-
lissans« usw. usw.

»Gare la Vaccine« hat demagogischere Bedeutung. Hier appelliert man nicht mehr an das Lachbedürfnis, sondern man will den Degout



Fig. 205. Karikatur auf Doktor Marchelli, den Erfinder der Schaflymphe.

hervorrufen. Das Scheusal »La petite Vérole« ligt in seiner ganzen Schlangennacktheit auf dem Triumphatorwagen. Kuh und Esel ziehen



Buntdruck 1800.

Fig. 206. Gare la Vaccine. Triomphe de la petite Vérole.

den Wagen und als Vorreiter fungieren Arzt und Chirurg. Mit heillosem Schrecken flüchtet die Kinderschar. Das kolorierte Blatt vergißt man nicht, wenn man es einmal gesehen, und es ist leicht verständlich, wenn das niedere Volk und die absolute Majorität der Ignoranten sich durch solche Eindrücke blenden ließ (Figur 206).

»Les Malheurs de la Vaccine« nennt sich ein Tendenzblatt, welches sich offenbar gegen einen bestimmten Kollegen, vielleicht wider den Doktor Götz-Tapp richtet. Durch die Vakzination ist der Mann ruiniert, da seine goldene Erwerbsquelle: die Inokulation von der Vakzine melkenden Kuh getrübt ist. Er muß nun seine Bude zumachen. »Maison d'Inoculation propre à faire une Manufacture à vendre.« Gleich daneben ist die Apotheke auch zu verkaufen (Figur 207).

Eine deutsche Karikatur aus Ehrmanns Kuhpockenschwindel vom Jahr 1801 reiht sich an. Die Unterschrift lautet: »Die ersten Spuren der Pocken finden sich bereits in der Zirbeldrüse der Kuh, sonst ist das Hirn dem Ochsenhirn gleich. Geht durch Zufall die Geburt glücklich von statten, so erhalte ich superfeines Gift von dem noch ungeborenen Kalbe.«

Die französischen Jennerkarikaturen flogen über den Kanal und ließen den Ruhm des größten Karikaturisten der Zeit, J. Gillray, nicht schlafen. Natürlich durfte er nicht nach französischem Geschmack kochen, und da er wohl kaum ein prinzipieller Impfgegner war, so faßte er die Kuh bei den Hörnern und ironisierte weniger die Methode als die blamierte Menschheit, die in ihrem Menschheitsgefühl bedrohte Rassenreinheit. Die Veröffentlichung des Blattes fällt gerade in die Zeit, in der das Parlament Jenner auf sein Bittgesuch die ersten zehntausend Pfund Sterling als Nationalgeschenk bewilligt hatte. Kaum als kalter Wasserstrahl sollte diese Karikatur gelten. Dazu brannte das Öl der Begeisterung in jenem Moment zu lichterloh, und derselbe Sturm, der eine unpopuläre Karikatur wie eine Kerze verlöscht, kann aus einer populären Flamme entfachen. Das Blatt zeichnet die Idee von der Brutalisierung, von der Verküpfung der Menschheit durch die Kuhlymphe, vor der Hofrat Markus Herz in Berlin (übrigens der Gatte der berühmten Henriette) schon gewarnt hatte. Man stelle sich diese Befürchtung so vor, wie heute noch törichte Frauen an den Übergang von Charaktereigenheiten und Eigenschaften durch die



Farbendruck

Fig. 207. Les Malheurs de la Vaccine. – Traurige Folgen der Impfung.

Milch der Amme glauben. Dieses Problem der Annäherung an die Tierheit, die Verküpfung, war das Rebus, das Gillray meisterhaft löste. Er verstieg sich zu diesem Zweck nicht in die klassischen Gefilde zu den Töchtern des Proteus, die sich ja in Kühe verwandelt wähten, noch lehnte er sich an die homerischen Metamorphosen und die der schönen Jo an, sondern er führt uns einfach in ein Impfdispensarium einer Londoner kleinen Gasse, wo jedermann geimpft werden konnte (siehe farbige Tafel Nr. I).

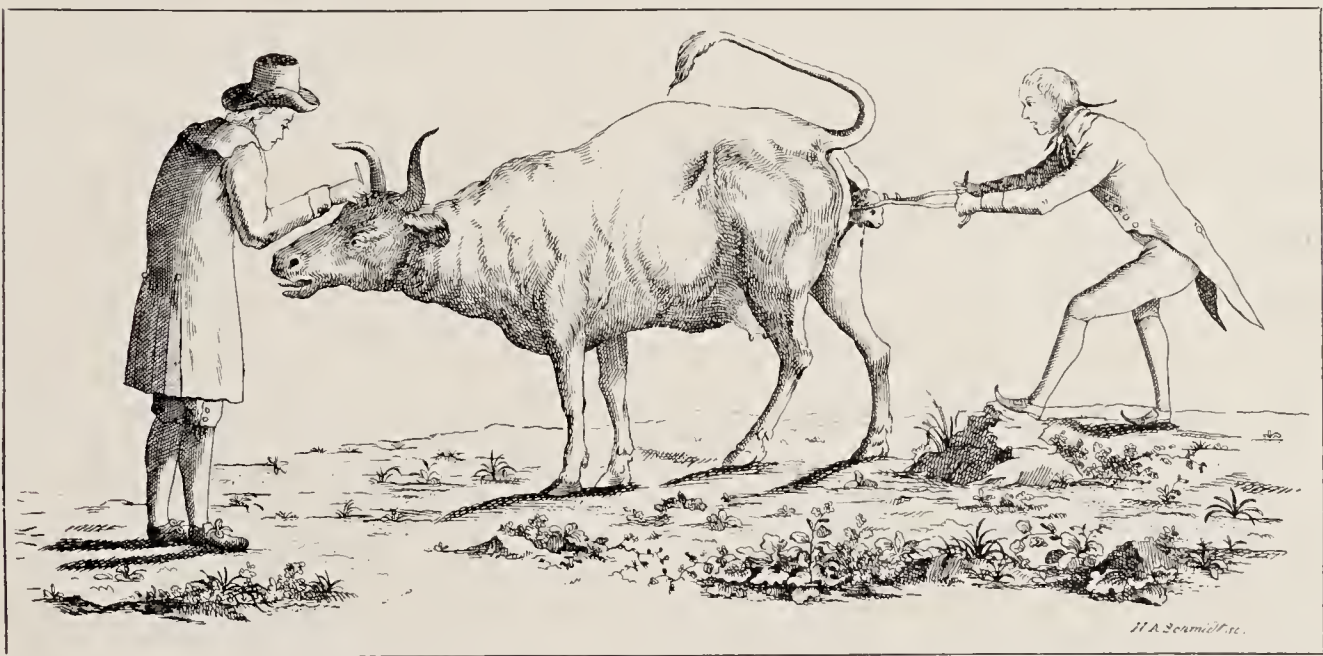
Es befindet sich diese Impfpoliklinik in einer Vorstadt, denn lauter Verbrechertypen zeigt uns der Satiriker: Schlächter, Straßenkehrer, Austerweiber usw. Der einzige Schmuck dieses Tempels der Kuhverehrung konnte natürlich nur eine Darstellung der um das goldene Kalb tanzenden Juden sein. Die Menge drängt sich zur Lymphkrippe. An ihr steht der gute Hirte der Menschheit Jenner in Porträttreue, soeben Britannia impfend. Bei allen Impfungen bricht nun aus den Impfgeschwüren und aus den verschiedensten Stellen der menschlichen Schwäche die Kuhmaterie heraus. *Parturiunt montes nascitur ridiculus bovis*. Am deutlichsten zeigt das der Mann, der als Fleischer charakterisiert ist. Doch es ist kein gewöhnlicher Metzgerbursche, es ist John Bull in eigener Person. »Seine Bullenschaft war uns allen schon bekannt, aber bisher lief er ohne die sichtbare Zierde des Stieres herum.« Die Affimilierung zum Quadrupeden geht bei den verschiedenen Personen verschieden vor sich, je nach Ort und Talent. Als Nachhilfe werden die Säfte noch in den richtigen Schwung gebracht durch die »öffnende Mixtur«, die der Assistent gleich mit dem Suppenlöffel kredenzt: eine Allusion auf den Mißbrauch der damals in Pockenepidemien fässerweise verzapften Purganz.

Nach zeitgenössischem Urteil und Vergleich mit den vielen Jennerbildern ist das Porträt Jenners vollendet und gehört diese Karikatur mit demselben Recht in ein Jennerarchiv und Museum wie die vielen Schau- und Denkmünzen, die auf diesen Kulturhelden geprägt wurden.

Es ist klar, daß eine Maßnahme wie die Impfung ihr letztes Ziel, die Verstaatlichung, nicht ohne die bittersten Kämpfe erreichen konnte. Selbst in England wechselten die Strömungen und mehrfach wurde die Impfbill abgelehnt: »The Cowpox Tragedy Scene the last« zeigt uns den

Abschluß, wenn auch nicht unwiderruflichen, eines solchen Parlamentskampfes. Die National Vaccine Institution wird zu Grabe getragen, mit ihr das goldene Kalb. Die Sonne der Vernunft, Wahrheit und Religion bescheint verklärt die Szene und darüber ist recht drastisch geschildert, wie Chronos mit der Sense der Pockenkuh den Hals abschneidet. Das Ganze ist eingefast mit deutlichen Bildern, die alle Impfkatastrophen darstellen (Figur 209).

Bei uns dauerte der Kampf, und zwar ein Kampf bis aufs Messer, offiziell bis 1874, in welchem Jahre der obligatorische Impfbzwang ein-



Sammlung Roediger, Frankfurt a. M.

Fig. 208.

Aus Ehrmann: Kuhpockenschwindel (1801).

geführt wurde. Aber hinter der Gardine wird immer noch zum Sturm geblasen. Alle Fäden der Antivakzinationsbewegung hielt damals der Stuttgarter Doktor Nittinger in Händen, und in den fünfziger und sechziger Jahren führte er den Kampf voller Wut und Begeisterung. Man muß es diesem Brausekopf zugute halten, er zeigte dabei eine gewisse Originalität, und seinen Angriffen gegenüber nahm man sich doppelt in acht. So wurden der Methode die noch anhaftenden Schlacken genommen und die Parole ausgegeben: die Vakzinierung erfolgt frisch von der Kuh. Die Handgranaten des Nittinger waren gespickt mit allerhand Gelehrsamkeit und wirkten komisch durch Gedankenflucht und Wortschwall. Anbei einige Proben:

Zum Beispiel: Der Titel eines Buches: »Die Impfregie mit Blut und Eisen, der Raub am Mutterrecht, der Flügelschnitt der Nation und als Strafe dafür: die innere Abhäutung diphthera statt deren äußeren dera.« Eine andere Kapitelüberschrift: »Mutter Natur und die Keblerin Vakzine. Stolz, heilig und hehr hebt sich die Mutter Natur empor, die Sprache erlischt ihr auf der Zunge, ihre Augen grollen, ihre Wangen flammen vor Scham, daß die im Herzen schwarze Vakzine par force ihre Tochter sein soll. Nur die keusche Natur und Gott in der Natur dürfen vom Arzt als heilig, heilig, heilig angebetet werden. Der geringe Mensch, welcher, obwohl mit akademischem Diplom versehen, dennoch fröhlich im Kainswagen fährt, die legitime Mutter Natur und ihre Kinder quält, in den Harem, zur Vaccina publica geht und dort um ein Linfengericht seine Pflichten als beeidigter Arzt mit den medianistischen Keksweibern Vace, Revace, Retrovakzination leichtfinnig verkauft, ist zwar schlecht, doch noch lange nicht so schlecht als eine Mutter, die ihr eigenes Kind zum Vergiften herbeischleppt, die es fast nicht erwarten kann, bis es beschnitten, befudelt und laut Impfschein in die Gemeinschaft der Prostituierten eingeschrieben ist. Während im Liebesdienst der Natur das echte Weib die Glückseligkeit pflanzt, führt das unechte Weib Vaccina mit ihrem Gift, mit ihrer herrschfüchtigen Willkür immer tiefer hinab zur Qual Blut und Eisen.«

In diesem Tenor geht es durch das ganze Buch und durch alle anderen, die Nittinger schrieb. Man faßt sich ob der kühnen Bilder an den Kopf und es wird einem ganz schwindelig bei den Saltomortali dieses Kraftmenschen. Nachdem der Autor alle von ihm herausgegebenen Schriften mit ihren herausfordernden Titeln angegeben, finden wir auf der letzten Seite als Krone des Ganzen folgende Notiz:

Dr. Luthers Bibelüberlegung enthält 1522 Seiten,

Dr. Nittingers Composition der Bibel der Natur 2812 Seiten.

Ein besonderes Interesse müssen wir diesem Württemberger Arzte deshalb entgegenbringen, weil er mitten in seine Werke Karikaturen einfügte. So sehen wir in der Impfregie den Doktor Jenner als wütende Kuh dargestellt, die mit ihren Hörnern Kinder aufspießt; auf dem Leib der Kuh steht geschrieben: zweihundertfünfzigtausend Pfund per annum;

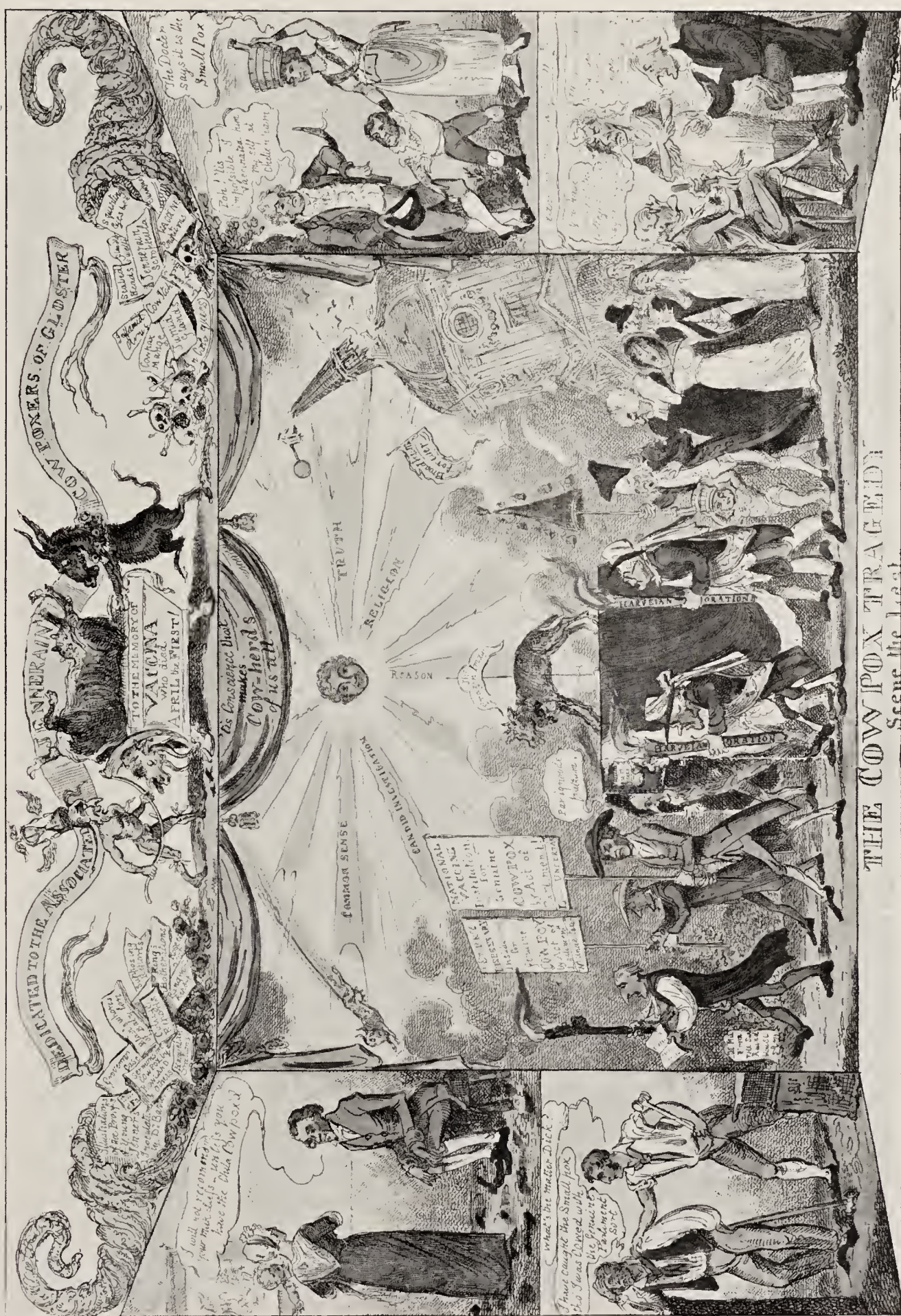


Fig. 209.

Karikatur auf die Kubimpfung von G. Cruikshank.



Fig. 211. Doktor Nittingers Impfkarikatur.

Nittingers Kampf gegen die Impfung in England nennt sich der Hexenhammer des württembergischen Parlaments. Doch alles das ist zusammengefaßt in dem Tendenzblatt »Germanias Not und Klage über die Vergiftung ihrer Kinder« aus der Impfregie. Die Unterschrift zu diesem Bilde: »Unter der deutschen Eiche sitzt trauernd Germania, zu ihren Füßen liegt ihre Tochter, die edle Libertas, getötet von den drei Impfstichen, wodurch die Staatsgewalt jedem Deutschen die freie Verfügung über seinen Leib genommen. Die Staatsmedizin träumt wohlgefällig auf dem Faulbett der Impfpraxis. Die Wissenschaft muß sich beschämt abwenden vor dem Vorwurf der Lüge, den ihr die akademische Jugend zuwirft. Die Kirche zählt die Geborenen und Gestorbenen und verbirgt das Defizit in ihren Büchern. Auf der pockenkranken Kuh sitzt der Landsknecht des Impfgesetzes, der moderne Don Quixote, die Rasierschüssel auf dem Haupte, die Lanzette in der Hand, um dem Moloch der Vakzination ein neues Opfer zu bringen, deren einige in ihrem Siechtum vor ihm liegen, während eine Mutter ihr letztes Kind begrabt, das die Impfgichter gemordet. Deutschlands Garten – ein Leichenfeld.«

Eine weitere Karikatur: »Die Universität und die Impfindustrie« lehnt sich an die bereits beschriebene französische Karikatur an. Im Mittelpunkt der Triumphwagen der Variola. Alles übrige ergibt die Inschrift auf dem Bilde selbst.

Man sieht zur Genüge aus dieser Blütenlese: Keine Spur von Wit, keine humorvolle Verspottung, sondern ein grenzenloses Wutgeheul und Gezeter, in die Welt posaunt mit einer geistreich fein sollenden Schlachtmelodie. Doch dieser Ruf findet noch heute sein Echo. Die Impfgegner tun sich zusammen mit den Feinden der Vivisektion und laden zu Protestversammlungen. Par nobile fratrum.

DIE PARASITEN DER HEILKUNDE.

Eigentlich ist es unrecht, von medizinischen Schmarotzern zu reden. Was war der trennende Punkt, wo fing der ärztliche Franktireur an und wo hörte der zünftige Arzt auf? Das Diplom und die Venia befaßen gar manche oft aus den Händen eines dankbaren Landesfürsten, ohne daß der Doktorhut das Galgengesicht krönte. Auf der anderen Seite haufierte mit seiner diplomierten Kunst manch einer von den Zünftigen. Noch mehr verschwimmt der Begriff bei den Schnittärzten. Noch in der Reformationszeit und später lag die praktische Ausübung der Chirurgie vielfach in den Händen von Handwerkern ohne jede akademische Bildung; ja Koryphäen dieser Kunst und wissenschaftlich Arbeitende gingen aus der Baderstube, die die chirurgische Werkstatt jener Zeit sans phrase darstellte, hervor. Der berühmte Autor des Augendienstes, Georg Bartisch, erzählt von seinem Bildungsgang: »Und weil ich unvermögenshalber auf hohe Schulen und zu der Fakultät nicht habe befördert werden können, so habe ich mich zu der Chirurgie halten müssen. Zu der habe ich alle Luft und Neigung stets gehabt und getragen. Und ich habe diese Kunst von wohlgelehrten, viel erfahrenen und lange geübten Chirurgen, Okulisten und Schnittärzten mit treu angewandtem Fleiß ordentlich, ehrlich und gebühlich, recht richtig und wohl gelernt, erforscht und erfahren.« Was solch Baderchirurg in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt wissen mußte und was die Kunst solcher Barbierstube in sich schloß, erfahren wir mit den knappen Worten Hans Sachsens aus Jost Ammans »Beschreibung aller Stände«, Frankfurt 1568 (Figur 212).

Der Barbierer.

Ich bin beruffen allenthalbn /
Kan machen viel heilfamer Salbn /
Frisch Wunden zu heyln mit Gnaden / (Gottes)
Dergleich Beinbrüch vnd alt Schaden /
Frantzosen heyln / den Staren stechn /
Den Brandt leschen vnd Zän ausbrechn /
Dergleich Balbiern / Zwagen vnd Schern /
Auch Aderlassen thu ich gern.

Von diesem niederen Heilpersonal besäßen wir eine ganze Folge von Darstellungen, die fast alle einen humoristisch-satirischen Charakter tragen. Entweder machte der Künstler sich über das fahrende Volk selbst lustig oder über ihre dummen Opfer. Das tatsächlich Geleistete wird jederzeit

Der Balbierer.



Ich bin beruffen allenthalbn/
 Kan machen viel heilsamer Salbn/
 Frisch Wunden zu heyln mit Gnaden/
 Dergleich Beinbruch vnd alt Schaden/
 Frankosen heyln/den Staren stechn/
 Den Brandt leschen vnd Zän außbrechn/
 Dergleich Balbiern / Zwagen vnd Schern/
 Auch Aderlassen thu ich gern.

D iij Der

Fig. 212. Jost Ammans Beschreibung aller Stände.
 (Originalgröße.) Text von Hans Sachs, Frankfurt 1568.

niederländischen Meister des großen Pinsels sonst mit Vorliebe allerlei Bettelvolk, so zeigt uns J. v. Velde noble Bürgersleute im Sonntagsstaat. Jedenfalls nährt sich der Wandergalen nicht schlecht, und seine Devise »Populus vult decipi« scheint kein mageres Geschäftsprinzip zu sein.

vergessen und die Nebenumstände: das Betrügerische, das Marktschreierische, in den Vordergrund gestellt. Auf der kleinen Radierung Lukas' von Leyden vom Jahre 1523 sehen wir einen solchen reisenden Wund- und Schnittarzt bei der Arbeit: vorne werden dem schwertgegurten Bauern die Zähne gezogen und hinten erleichtert die züchtige Gattin dem Burschen den Geldsack. Auf dem ein Jahr jüngeren Pendant sitzt der Chirurg wie ein Vornehmer auf dem Stuhl, ihm zu Füßen der Klient. Die humoristische Auffassung auch dieses Bildchens geht schon daraus hervor, daß an dem Messer die Narrenschellen hängen (Figur 213/214).

Ein seltenes und schönes Blatt vom Jahre zirka 1620 zeigt uns mit feinem Humor den reisenden Pflasterkasten, wie er auf dem Markte seine Kunst feilhält. Malten die

Grotesker und ganz in der Manier einer starken Bauernkomik wirkt das Cornelis Dufart'sche Pendant Kopfter und Heelmeeſter.

Auch die Raſierſzene deſſelben Meiſters, von Jan Gole (1660–1737)

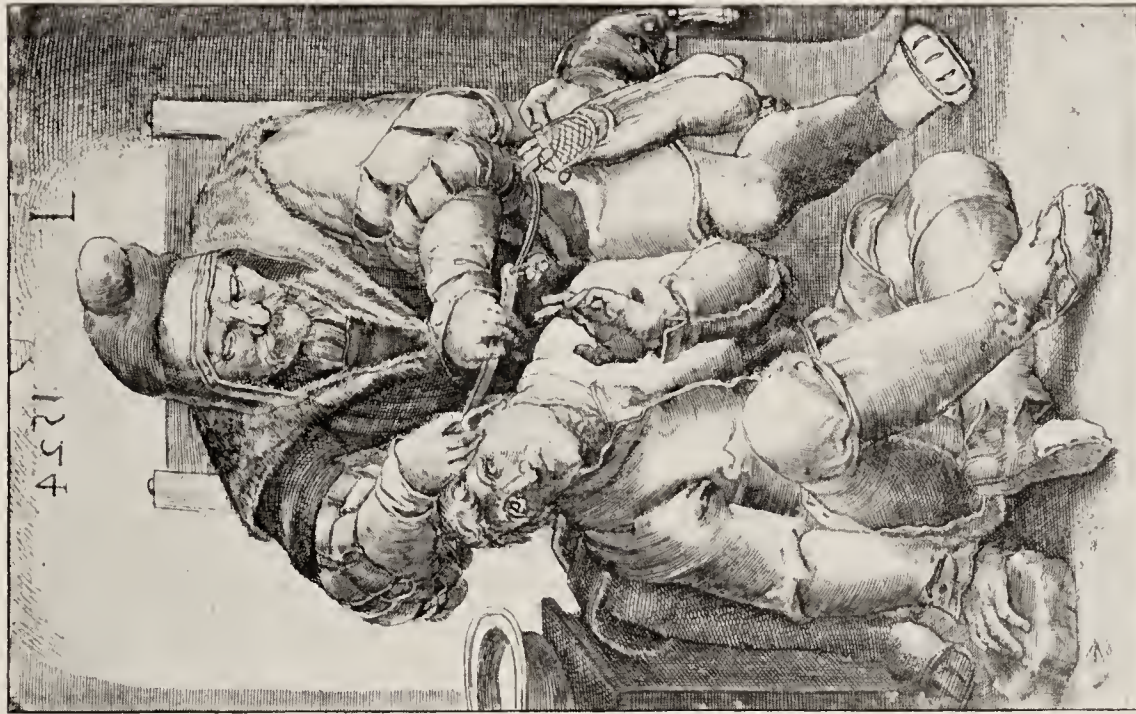


Fig. 214.

Zahnbrecher und Bader-Chirurg.

Lukas von Leyden (1523 24).

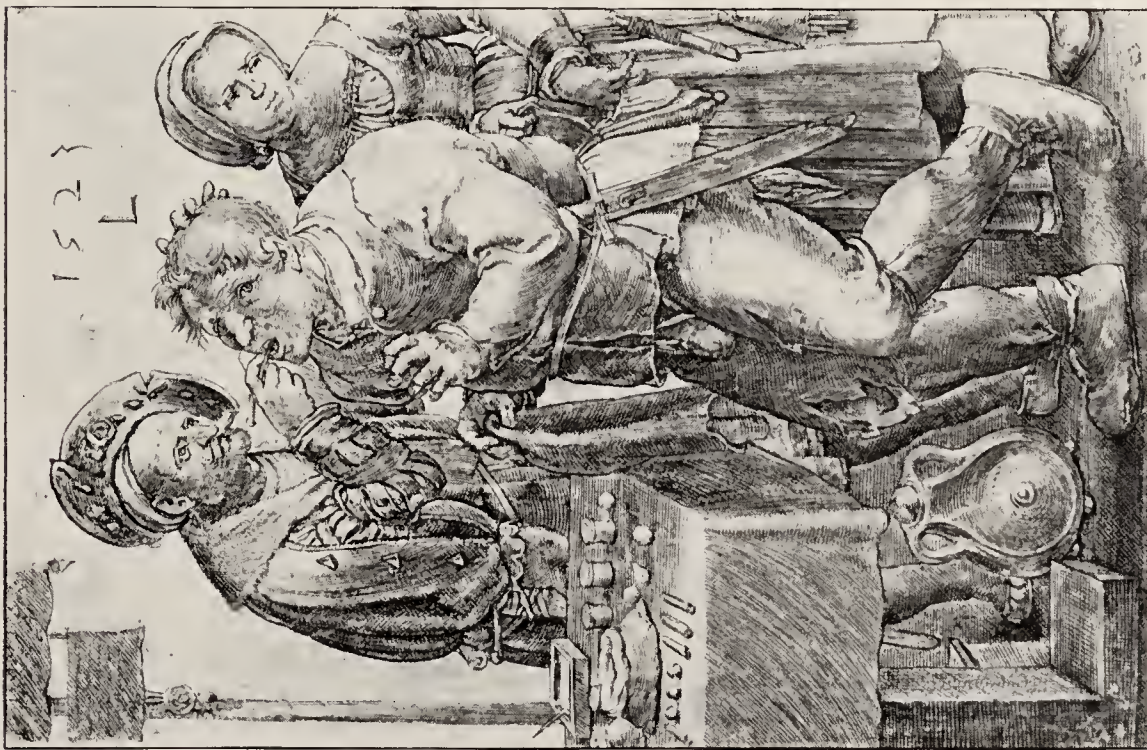


Fig. 213.

in Schwarzkunst nachgearbeitet, iſt originell in der Auffaſſung, während Dietericys (1767) Zahnbrecher nur eine Reminiſzenz aus der guten alten holländiſchen Zeit iſt.

Ein weitaus bewegteres Bild einer ſolchen Jahrmarktzene führt uns

der schöne Kupferstich des Wiener Anton Maulperch (1785) vor. Dieser fahrende Kollege arbeitet mit dem vollen Apparate. Der Hanswurfst oder ein Trompeter tut es nicht mehr. Die Reklametrommel mußte anderweitig in Bewegung gesetzt werden. Aus Theodor Hampes »Fahrende Leute« bekommen wir Kenntniss von einer Memminger Chronik vom Jahre 1724; aus ihr ersehen wir die Verschwägerung der Künste in der Vollendung. »Am 2. Juli kam ein berühmter Arzt an namens Joh. Chr. Hüber mit fünf Kutschen, darunter zwei sehr prächtig, hatte bei sich fünfzig Personen, darunter Frauen und Kinder, eine Zwergin, zwei Heiducken, zwei Trompeter und verschiedene gute Musikanten, so sich auf den Waldhörnern sehr wohl hören ließen; auch achtzehn Pferde und zwei Kamele. Er hatte sein Theatrum auf dem Ragengraben, verkaufte seine Ware, spielte vor und nach Komödien auch zweimal auf dem Salzstadel, hatte höfische Leute und proper in Kleidern; er hatte vierzehn Tage Erlaubnis und spielte alle Tage, und zwar recht methodice.« Doch das zog auch nicht lange; man übertrumpfte sich mit wahnfinnigen Reklagemitteln. Allerlei Gauklerkünste lernten diese fahrenden Ärzte, sogar Seiltanzen, und das Germanische Museum besitzt einen Kupferstich, auf dem dargestellt ist, wie der fahrende Arzt und Bruchschneider Karl Bernardin auf einem schräggespannten Seil, in brennendes Werg gehüllt, hinunterfuhr und dabei verunglückte (reproduziert in Hampes »Fahrende Leute«).

Eine niederträchtige Spezies eines solchen medicus vagans stellt »Der Jungfern Doktor« vor. Der widerliche Kunde braucht nur einen kleinen Kasten, daher sein Name Schachtelträger, und als Reklame zeigt er ein Uringlas mit einem Fötus.

Der Jungfern Wasserfucht kan ich gar bald curiren,
 Wann schon dieselbigen hoch aufgeschwollen seyn,
 Und wann in dem Urin was menschliches zu spüren,
 So geb ich ihnen gleich von meinen Pillen ein;
 Dann werden sie wie vor ein schlancken Leib bekommen,
 Wann nach neun Monath hat die Krankheit abgenommen.

Es wäre ein bitteres Unrecht, wenn wir an dieser Stelle nicht eines Mannes gedächten, der bei uns als Prototyp eines reisenden Scharlatans

zu einer stehenden Figur geworden ist. Wer kennt nicht den Doktor Eisenbart und sein Lied? Nach den Untersuchungen P. Mitschkes verdankt dieser 1661 im Niederbayrischen geborene Chirurg, der sein Leben und seinen Ruf machte wie viele andere seiner Zeit, seine ungewöhnliche



Fig. 215. *Populus vult decipi.*

Von J. v. Velde (etwa 1620).

Popularität einem Göttinger Studentenliede, welches lustige Bierreisende offenbar nach einem Bummel in Hannöverisch-Münden zirka 1800 dichteten. In Münden nämlich liegt der große Mann begraben, und wie er lebte, so starb er auch. Sein Leichenstein umfaßte die letzte Reklame, die er machen konnte, und die war wirksam jahrhundertlang.

Namentlich die Sache mit »aetatis 66 Jahre« ist famos. Im übrigen



HEILMEESTER

*De duyvel, Meester Hans, is dat myn arm verbinden!
Riep Leuwes, op die schreeu trok Griet een sichere bek*

*Je praat zo wat, zei Hans, ik moet het kwaad eerste rinden
Zal ik t geneezen wel hoe haare, ben je gek?*

Fig. 216. Der Heilmeister ¹⁾.

Von Cornelius Dufart.

hat es auch seine Gründe, daß der preußische Titel so nachhinkt. Friedrich Wilhelm I. ließ von ihm einen Oberstleutnant von Graevenitz behandeln, verweigerte ihm aber nach glücklich gelungener Kur den nachgesuchten Titel eines Landarztes. Die Zeitung vom 27. Februar 1717 Berlin meldet:

¹⁾ Pendant in »Die Medizin in der klassischen Malerei«, Seite 186.



Fig. 217. Der Zahnbrecher auf dem Jahrmarkt.

Von C. W. E. Dietrich (1767).

An die Collegia ist kundgemacht / so einer in oder außer denselben ein höher Praedikat verlangete / solches nach einer leidlichen Taxar erhalten sollte / als dasjenige vom Geheimen Raht vor 500 rthlr / vom Hofraht vor 200. Der berühmte Zahnarzt etc. Eysenbart hat hiervon profitiren wollen und ist Hoffraht worden. Mit großem Gefolge von Akrobaten, Seiltänzern und Musikanten zog Eisenbart von Markt zu Markt und verteilte Zettel, von denen einer im »Weltspiegel« auszugsweise mitgeteilt war.

»Es ist zum Trost deren Patienten allhier angelanget der hochberühmte

Medicus Joh. Andreas Eysenbarth, kommt aus Stargardt, allwo er abermahl große Wunderkuren an allerhand Kranken glücklich verrichtet, in



Fig. 218. Der fahrende Chirurg.
Von Anton Maulperch (1785).

specie hat er viel Stockblinde und noch kürzlich den fünften September eine Frau von Landsberg, welche fünfzehn Jahre stockblind gewesen, wiederum sehend gemacht, andere innerlichen und äußeren Krank-

heiten, die er in Abundance curiret, zu geschweigen. Und weilen deffen Nahme und gute renom  weltk ndig ist, als er von vielen hohen Häuptern als Ihro Kayserliche Majestät, in specie Ihre königliche Majestät von Pohlen



Der Jungfern Doctor.

Der Jungfern Wasser sucht kan ich gar bald curiren.
Was schon diefelzen, hoch angeschwollen seyn,
Wird wann in dem Urin, was menschliches zu seyn.
So geb ich ihnen gleich von meinen Pillen ein;
Dan werden sie wie vor ein schl ncker Leib bekom ,
Was nach neun Monath hat die Krankheit abgethan.

Le Medicin des Filles.

Quand une pucelle dans la fleur de son age
Pard, come il arrive souvent, son pucelage,
Et quand elle est grosse, ie pas avec plaisir
Par une pilule sa grosseur bien gu r;
Et après neuf mois, comme chacun verra,
Elle oges cela, bientôt enfantera.

Fig. 219.

und churf rstliche Durchlaucht zu Braunschweig Lüneburg mit trefflichen privilegiis begn digt und als wirklicher Landarzt auf und angenommen. Ferner er von Seiner churf rstlichen Gnaden zu Mayn  auch allen durchlauchtigen sächsischen Fürsten, Fürstlichen Durchlauchten von Hessen Kassel mit verschiedenen Medicinschen Facultäten und vielen berühmten Städten

herrlich Attesta produciren kann, woraus zu ersehen, daß er im ganzen römischen Reiche vortreffliche Proben seiner Künste und Wissenschaften an den Tag gelegt, auch nur ein Eisenbart ist, solange ihm Gott sein Leben gönnen wird; er hat schon einunddreißig Jahre practicirt und von Gott sonderliche Gnade, vielen verlassenen Patienten zu dienen.

Damit aber der Leser seine Wissenschaft und Kunst wissen möge, als werden nur etliche Krankheiten, die er nächst Gott vielfältig curiret hat, hier mitangeführet: Als die mit langwierigen Hauptschmerzen, Schwindel



Fig. 220. Grabstein des
Doktor Eisenbart.
Aus dem Weltspiegel.

ALLHIER RUHET IN GOTT
DER WEILAND HOCHEDLE HOCHERFAHRNE
WELTBERÜHMTE
HERR . HERR
JOH. ANDREAS EISENBART
KÖNIGL. GROSBRTANNISCHER UND
CHURFÜRSTL. BRAUNSCHW. LÜNEB.
BRIVILEGIRTE LANDARTZT
WIE AUCH KÖNIGL. BREUSSISCHER RAHT
UND HOFOCULISTE VON MAGDEBORG
GEBOHRN ANNO 1661
GESTORBEN 1725 D. II. NOVEMB.
AETATIS 66 JAHR.

und Schlagflüssen behaffet, auch wirklich am Schlage gerühret, Item die des Gehörs beraubet, blöde Augen, schwaches Gedächtnis haben, hilft er durch Gott und seine Medicin gar glücklich, Stock und Stahr oder die mit allerhand Flüssen incommodiret gewesen, hat er unzählig zum Gesicht verholffen, darunter verschieden, die Starblind vom Mutterleibe geboren. Die Melancholisch traurig seyn mit schwermütig bösen Gedanken gequälet oder gar unfinnig und närrisch gewesen, sind durch dessen hochberühmte Wissenschaft vieler Orten gefund geworden. Ingleichen Schwindel und Lungenfüchtigen, die ganz ausgezähret von allen Kräften kommen. Item Wasserfüchtige, so oft incurable gehalten, hat er wunderbahrlich vielfach curiret, ingleichen allerhand gefährliche, langwierige Fieber. Was

Manual Operationen betrifft, so muß sich deren kein Arzt in Teutschland rühmen, sonderlich in Stein schneiden, deren er etliche hundert geschnitten, Steine von zehn bis vierzehn Loth schwer aus menschlichen Blasen bei Alten und Jungen« etc. etc. etc.

Aber auch mit Kleinigkeiten gibt der Mann sich ab: »Runtzeln, Röthigkeit, Sommerprossen, Leberflecke entfernt er, setzt emäillirte Augen ein (wo eines manqvirt natürlich nur) und Zähne in den Mund wie gewachsen ohne Incommodität.«

Als ehrlicher Makler setzt er auf seine Musterkarte auch die Preisnotierung.

»Er offerirt sich allen und Jeden nach Vermögen aufrichtig zu dienen, auch denen gar armen Blinden und Gebrechlichen umb Gottes willen zu helfen, wenn sie sich gleich anfangs melden. Er reocommodirt auch anbey seinen vortrefflichen Haupt, Augen und Gedächtniß Spiritus, welcher nicht besser auf der Welt zu finden ist, das Loth für einen halben Reichsthaler. Ingleichen seine approbirte Stein Tinctur, so vor allen Steinschmerzen, Glieder Reißen das Loth vor acht Groschen.«

Unterzeichnet: »Joh. Andreas Eysenbarth auf Fichtag wohnhaft zu Magdeburg im güldenen Apfel. Vor igo zu Stetin logirt auf dem Raths Wein Keller am Kohlenmarkt.« Ein ähnlich abgefaßtes Inserat macht Eisenbart in der Vossischen Zeitung (Berlin 1724 Nr. 93) und ruft die glänzenden Kuren in Erinnerung, die er in der Residenz Berlin vor 7, 14, 18 und 28 Jahren gemacht hatte.

Vor einem muß man sich nun hüten. Man darf etwa nicht glauben, daß alles dies gemeiner Schwindel. Im Gegenteil, man kann ruhig annehmen, daß solch chirurgischer Handlanger technisch ziemlich das leistete, was er versprach. Allerdings waren die Eingriffe, bei denen er sich erst göttliche Assistenz sicherte, lebensgefährlich. Darum finden wir auch im Posaunenschall aller ähnlichen Anpreisungen stets eine besonders scheinheilige fromme Note. Ein anderer Irrtum wäre, wenn man glaubte, daß sich der ganze Gewerbestand in solch reisende Scharlatangesellschaft aufgelöst habe. Es gab auch seßhafte Leute von guter bürgerlicher Gesellschaftsstellung, die ihr Haus führten, wie andere auch, und den Verfall des Standes bedauerten. Eine wichtige Zeit- und Sittenschilderung

finden wir in Georg Bartfchs Kunstbuch, welches kürzlich von Mankiewicz zirka dreihundertdreißig Jahre nach seiner ersten handschriftlichen Fassung



Fig. 221. Der Barbier.

Schwarzkunstblatt von Jan Gole (1660–1737).

Nach Cornelius Dufart.

durch den Schnittarzt und Okulisten zum ersten Male gedruckt und herausgegeben ist.

»In dem dritten Theil wirdt angetzeigt vonn dem großen mißbrauch und schendlichenn betrugk, so itziger zeith inn dieser Kunst sehr im schwangk geht. Dadurch diese viel nügliche Kunst inn große vor-

achtung kömpt.« Der tüchtige Meister erzählt da, wie es früher anders gewesen. Man habe die Chirurgen früher für Künstler gehalten und ihre Taten für ritterliche, sie selbst für rittermäßig und mit hohen Titeln begabt und gewappnet. Diese hohe Kunst gehöre jetzt den Balbierern und Wundärzten, und wiederum soll keiner Schnittarzt sein, der nicht Wundarzt, »denn es muß beides beisammen sein als wir essen und trinken auf einem Tisch«. Heutzutage aber gäbe sich ein jeder als Wundarzt aus, »Schuster und Schneider, Schmiede, Kürschner, Leineweber etc., Pfaffen, verdorbene Krämer, Landsknechte, Bettler, Henker, Schinder, Säuschneider, Büttel, Schelmen und Diebe und was sonst zur Staubpenn gehauen, vortrieben vnnnd vorweist ist worden. Unter den zwei bis dreihundert Schnittärzten findet man itzige Zeit keine zehn, die ihre Kunst redlich gelernt haben. Man solle die seßhaften Chirurgen in den vornehmsten Städten legitimieren und bestellen, damit sie sich samt Weib und Kind erhalten, ihre Steuer, Zins und Gerechtigkeit bezahlen können und solle die fremden Landläufer Tiriaks-Kremer, Schachteltrager, Haufrer und Dorffdoctoren aus dem Lande schaffen und wegk thun.«

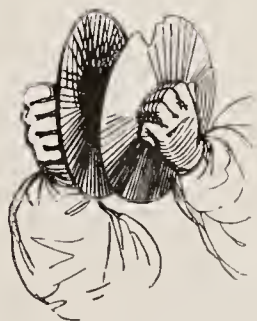


Fig. 222.

Vignette von Daumier.

DIE POLITISCH-MEDIZINISCHE KARIKATUR UND SATIRE.

Zu allen Zeiten war das medizinische Gleichnis populär, weil es auch für den niederen Mann verständlich und naheliegend war. So ist es begreiflich, daß die bösen Meister der Rede und des Pinsels oft zum Volke im Ornate des medizinischen Doktormantels predigten. Das Hinüberspielen politisch-religiöser Dinge und ihre Beziehung auf krankhaft körperliche Zustände war so beliebt, wie der Vergleich des Staatskörpers mit dem lebendig pulzierenden der Kreatur.

Die Verfassung beider war oft verbesserungsfähig und mancher Staatskörper ging an der fehlerhaften Konstitution zugrunde, wenn ihm nicht ein radikaler Ministerarzt zu Hilfe kam.

Schon in dem Reformationszeitalter aßen alle Parteien von dieser medizinischen Schüssel. Ein Beispiel für viele: Ein Pasquill des Dichtersmalers Manuel Deutsch (1528): »Ein klegliche Botschaft an den Babst, die Selmeß betreffend, welche krank ligt und wil sterben.«

Papst und Kardinal überlegen, wie der Messe zu helfen sei, um sie wieder auf die Beine zu bringen, sie war nämlich »für und für kretzig und reudig und foller Blattern außgeschlagen«.

Babst: Ich wil sie dem weitleuftigen arzt doctor Franzen Nirnfest bevehlen und im doctor Worst zugeben den apoteker: die sollen ir bald helfen.

Doktor Franz Nirnfest (besahe ir den Harn, begreif ir die bulsader und sprach): Warlich die meß ist ser schwach, si ist etwan unter den weißgerbern gewest, die haben ir die rippen zustoßen und ist ir auch ein groß tötlich geschwür am Canon gewachsen.

Doktor Worst (Apotheker): Es ist ein alter Schade. Sie hat das Gebrechen mit auf die Welt gebracht und ist anfangs ihrer Geburt inwendig nie recht gesund gewesen, wie schön sie auch von außen gegleißt hat. Es sind viel berühmte Ärzte an ihr zu Schanden geworden, deshalb müssen wir guten Rat geben und Fleiß anwenden. Könnten wir sie bessern, so wäre unsere Sau feist und unser Säckel voll. Darum, Herr Doktor, eilet schnell mit Eurer Kunst. Auch ich habe hier allerlei Konfekt,



Fig. 223. Franzöfische Karikatur in der Manier der alten holländischen Doktorbilder auf die französischen Niederlagen des zweiten Koalitionskrieges.

römische Gewürz und geweihte Kräuter, die ihr wohl kennet, mitgebracht, weltweiser Klugheit zu temperieren nach aristotelischer Weise und sophistischer Art. Sputet Euch, ich will mich auch nicht sparen. Mir ist neulich Schmeer von Rom geschickt worden, damit will ich sie salben und es muß gehen, und wäre sie so rauh wie ein Igel.

Doktor Nirnfeß: Nun wohl, wir wollen beraten. Erstlich scheint mir, die Messe sei in einem bösen Zeichen, dem Skorpion nämlich, empfangen, im Krebs und im schweinenden Monat geboren, es regiert sie auch der böse wankelmütige Planet Mars, und zwar hat sie über achtzehn Väter gehabt, die an ihr gemacht haben. Das zeigt ihr Harn, Gestalt und Wesen an. Darum werden wir Not haben und große Sorgfältigkeit anwenden müssen, denn sie ist aus mancherlei Naturen, Spezies und Qualitäten zusammengelegt, ist warm, dann kalt, feucht und trocken, und womit man einerseits hilft, schadet man anderwärts.

Doktor Worß: Ja, Herr Doktor, Ihr redet recht von der Wurzel dieser Sache. Es haben viele ihre Kunst unnützlich daran vergeudet. Ich befürchte, wir gewinnen nicht viel Ehre bei dieser Arbeit, und der Lohn sind beschiffene Hände.

Doktor Nirnfeß: Nun sind wir im Bade; Gott gebe, wir schwitzen oder nicht. Darum erfordert die Not einen guten Rat. Denn dieser Messe Tod ist unser und aller Pfaffen Pestilenz, ja ein verzehrend Feuer, welches den Brunnen trocken legt, aus dem da fließt unser feistes und überflüssiges Leben.

Die Holzschnitte, welche diese Flugblätter schmückten, bezogen sich meist auf den Inhalt. Dies besprochene Blatt zeigt nach Oskar Schade (Satiren und Pasquille der Reformationszeit, 1856) nur den Papst und Kardinal, ein anderes Blatt, »Die Totenfresser«, zeigt zum Beispiel den Papst, wie er einen Leichnam zerschneidet, so eine Art von Karikatur auf die Leichenzergliederung (siehe Seite 45).

Eine geistreiche und witzige Karikatur auf die altholländischen Dokturbilder finden wir in dem englischen Blatt vom Jahre 1799, welches eine scharfe Verspottung des Direktoriums, des Triumvirats und der französischen Niederlagen des sogenannten zweiten Koalitionskrieges enthält: Lareveillère-Lepeaux sitzt im Doktorstuhl, der zugleich ein Sorgenstuhl



La Crise salutaire.

Buonaparte. Docteur voyez dans quel état je me trouve j'ai pris des bains de sang, j'ai fait des levées en masse et rien ne m'a réussi quel régime suivre ? toujours le régime actuel n'est-ce pas ?

Le Docteur. Non non il faut revenir à l'ancien régime. B. De grace donnez moi quelque prise de conscience vous m'en sauverez. Le D. Vous vous sauverez sans cela, vous en avez trop pris ... Evacuez c'est votre dernière ressource. B. Ah Docteur ! je n'ai fait qu'évacuer depuis Moscow jusqu'à Paris. Le D. tant mieux il faut tout rendre .

Fig. 224. Karikatur auf Napoleon I.

ist, und diagnostiziert aus der Flasche. Im Glase selbst stürmischste Reaktion: Bomben und Feuerstein. Die sich zur Behandlung drängenden Generale sind in übelster Verfassung. Der eine leidet an Diabetes, der andere,

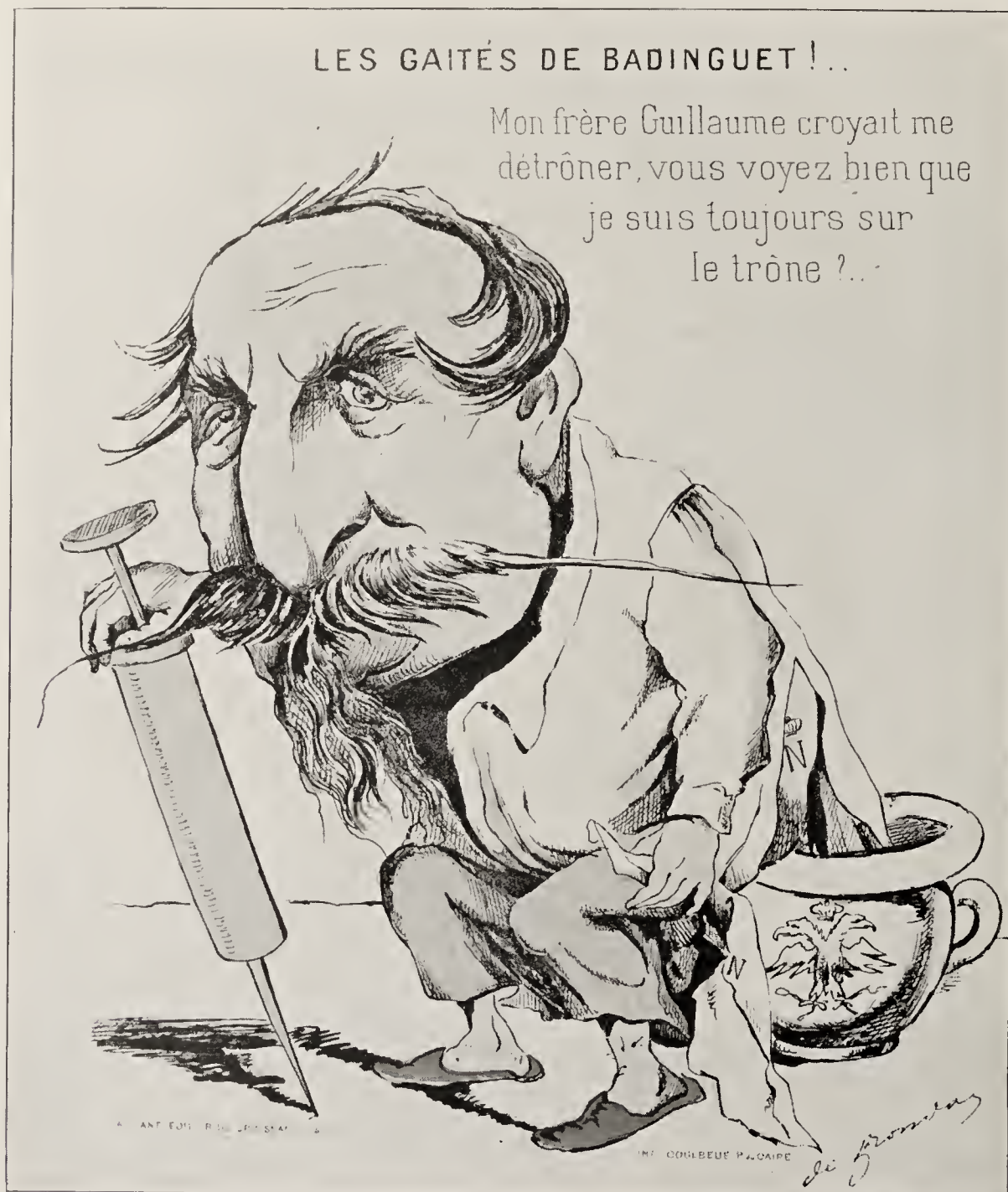


Fig. 225. Französische Karikatur auf Napoleon III.

vielleicht Joubert, klagt mit bezeichnender Geste: L'ennemi inquiétait mes derrières. Hinter dieser Szene sieht man Jourdan, wie er aus der Übergabe gar nicht herauskommt, und einen anderen General auf der Retirade. Der Doktor studierte eben mit bezug auf die italienischen Vorgänge das Mal de Naples. Vor ihm leuchtet im Glase der Geist Robes-

pierres, durch eine blutige Guillotine verkörpert. Über allen schwebt nach Art der ausgestopften Fliegenfänger in den holländischen Doktorstuben ein Riesenkrokodil als lebenswürdiges Souvenir an den ägyptischen Feldzug. Im Hintergrunde sieht man mumienhaft eingewickelt und kaltgestellt den großen Bonaparte und den kleineren General Kleber (Figur 223).

Wir find da gerade bei dem Manne angekommen, dessen gigantische Persönlichkeit mit dem unleugbaren komödiantenhaften Einschlag so recht



Fig. 226. Im Lazarett. Bismarck als Chirurg.

Aus dem Kladderadatsch, 1864, Nr. 45.

zu einer karikaturistischen Betätigung herausforderte. Die ganze Natur dieses imperatorischen Genies, dieses weltgewaltigen Kraftmenschen mit stählernen Nerven läßt schon aprioristisch den Charakter dieser Spottbilder vermuten. Sie werden ihn nicht mit Samtpfoten gekraßt haben. Namentlich die englischen und deutschen Karikaturen sind von massiver Wut befeelt. »Ich bin bestimmt, die Weide der Pamphletisten zu werden,« hat Napoleon auf Helena einmal gesagt, »aber sie werden auf Granit beißen.« Die Karikaturen, die sich im Sonnenschein seiner Weltmacht verstecken mußten, flogen wie ein Mückenschwarm in der schwülen Atmo-

sphäre seines Lebensabends. Der Text der beifolgenden Karikatur (Figur 224) lautet:

Buonaparte: Docteur voyez dans quel état je me trouve j'ai pris des bains de fang, j'ai fait des levées en masse et rien ne m'a réussi ... quel régime suivre? ... toujours le régime actuel n'est-ce pas!

Le Docteur: Non ... non, il faut revenir à l'ancien régime.

Buonaparte: De grace donnez moi quelque prise de conscrits; vous me sauverez.

Le Docteur: Vous vous sauverez sans cela, vous en avez trop pris. Evacuez c'est votre dernière ressource!

Buonaparte: Ah Docteur! je n'ai fait qu'évacuer depuis Moscow jusqu'à Paris!

Le Docteur: Tant mieux il faut tout rendre.

Eine ziemlich ordinäre Karikatur, die aber nur eine Variante des seinerzeit so vielfach komponierten Themas darstellt, betrifft den dritten Napoleon. Die Spritze, die der entthronte Kaiser hält, war ihm ein notwendiges Requisit bei seinem Blasenleiden, dem er erlag.

Sahen wir die beiden Napoleons als Patienten, so wollen wir den großen deutschen Mann Bismarck als Arzt vorführen. Eine Zeichnung des Kladderadatsch vom 31. Juli 1864 führt uns den Diplomaten als Operateur vor. Der Patient ist diesmal der Herzog von Schleswig-Holstein, und da dieser sein Bein nicht opfern wollte, erging es ihm wie anderen mehr, er opferte das Ganze.

Gleich auf derselben Seite des berühmtesten deutschen politischen Witblattes sehen wir noch einmal von dem medizinischen Gleichnis Gebrauch gemacht. König Leopold von Belgien und Napoleon treffen sich als Kranke in Vichy an der Quelle.

Aus der Reihe ähnlicher Karikaturen wollen wir noch »L'Indisposition de Gilles (komische Person) ou la consultation des Docteurs« erwähnen. Der Hanswurst-Staat liegt auf dem Sterbebette. Um das Krankenlager herum befinden sich die Vertreter der verschiedenen Stände in der Haltung von Konsulenten. Der famos karikierte junge Napoleon wird schon helfen; das Staatsstreichlavement liegt auf alle Fälle schon in Bereitschaft.

Das ganze Arsenal der mediko-historischen Karikatur erschöpfte schon



Naissance du juste milieu.
Après un enfantement pénible de la Liberté.

Le parrain de l'effort montre au peuple cet embryon monstrueux. Casim P veut donner un coup de poice à l'accouchée souffrante. Guizot tient le fouet. Dupin le docteur se frotte les mains de plaisir. L'archevêque tient ses adoucissantes. Mais près le baron Alb porte les lettres de faire part. Sébastien et sa mortuairerie. Schœlcher toujours à genoux le petit Ch... et le grand poullet Gaulois au quel il fait la nique.

Fig. 227.

einer der ersten politischen Karikaturenzeichner, Romein de Hooghe. Das Blatt »Arlequin Deodat et Pamirge Hypochondriaques«, ganz in feiner Manier von Gisling gestochen, führt uns in eine ganze Klinik von Potentaten, denen der »duytsche Doctor« helfen soll. Da das große Blatt



Arlequin Deodat, & Pamirge Hypochondriaques.

*Weg riep den Doctor, sulck graspuys
Moet na het Dol en gecken buyt:*

Gisling f. d. een Genere.

*Ich heb noch vry wat te geneesen
Eer allie op sijn stel sal wesen.*

De Duytsche Doctor, en de vreemde Patienten.

Fig. 228.

aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt, so kann es sich nur um eine Phase des spanischen Erbfolgekrieges gehandelt haben, und wir wollen es gern den Geschichtskundigen überlassen, die einzelnen Figuren richtig zu deuten, was übrigens selbst mit Benützung des langen Textes ziemlich schwierig ist.

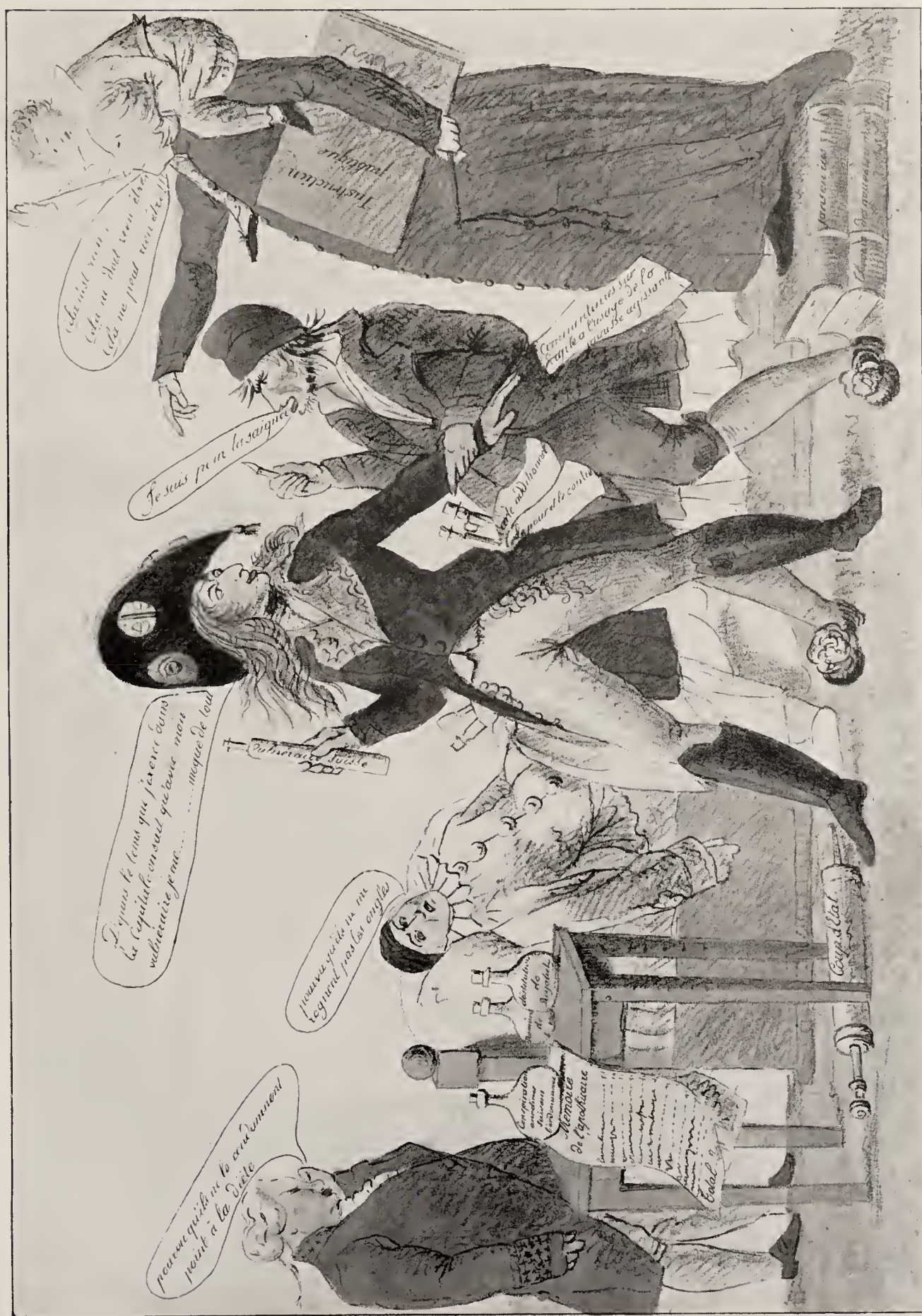


Fig. 229.

Diese wenigen Stichproben sollen als Auschnitte aus einer satirischen mediko-historischen Weltgeschichte genügen. Nur noch die schöne Lithographie vom Jahre 1831 des J. Grandville »Naissance du juste milieu« soll erwähnt werden, weil wir unter anderen auf dem Blatte auch die Karikatur des berühmten Chirurgen Dupuytren finden.



Fig. 230. Allegorie auf die Therapie.

J. W. Weil inv. et fec. 1768.

DIE MODERNE MEDIZINISCHE KARIKATUR.



Fig. 231.

Die Ernte, welche die mediko-historische Forschung von diesem Brachfelde heimtrug, schien mir durch ihre Eigenart der Beachtung wert. Wenn auch im einzelnen unvollkommen und lückenhaft, so bietet sich doch das Gesamtgebiet als begrenzt und abgeschlossen. Die Trennungsmarke der modernen Zeit ergibt sich nicht nur durch die neue Jahrhundertzahl, sondern durch die vollkommen veränderten Verhältnisse,

die der Karikatur und dem ärztlichen Stande eine andere Prägung geben. Die moderne Zeit beginnt eigentlich für die Karikatur mit dem Tage der Kasernierung des Wises in periodische Wochenblätter humo-



Fig. 232. Wie es in der Wohnung eines beliebten Frauenarztes nach Weihnachten aussieht.

Aus den Fliegenden Blättern (1893).

ristisch-satirischer Färbung. Das vagierende Blatt, der Eindruck mit dem Werte der Individualität, erlag der Massenproduktion, wie ja auch in gewissem Sinne die Photographie und die Autotypie den Holzschnitt

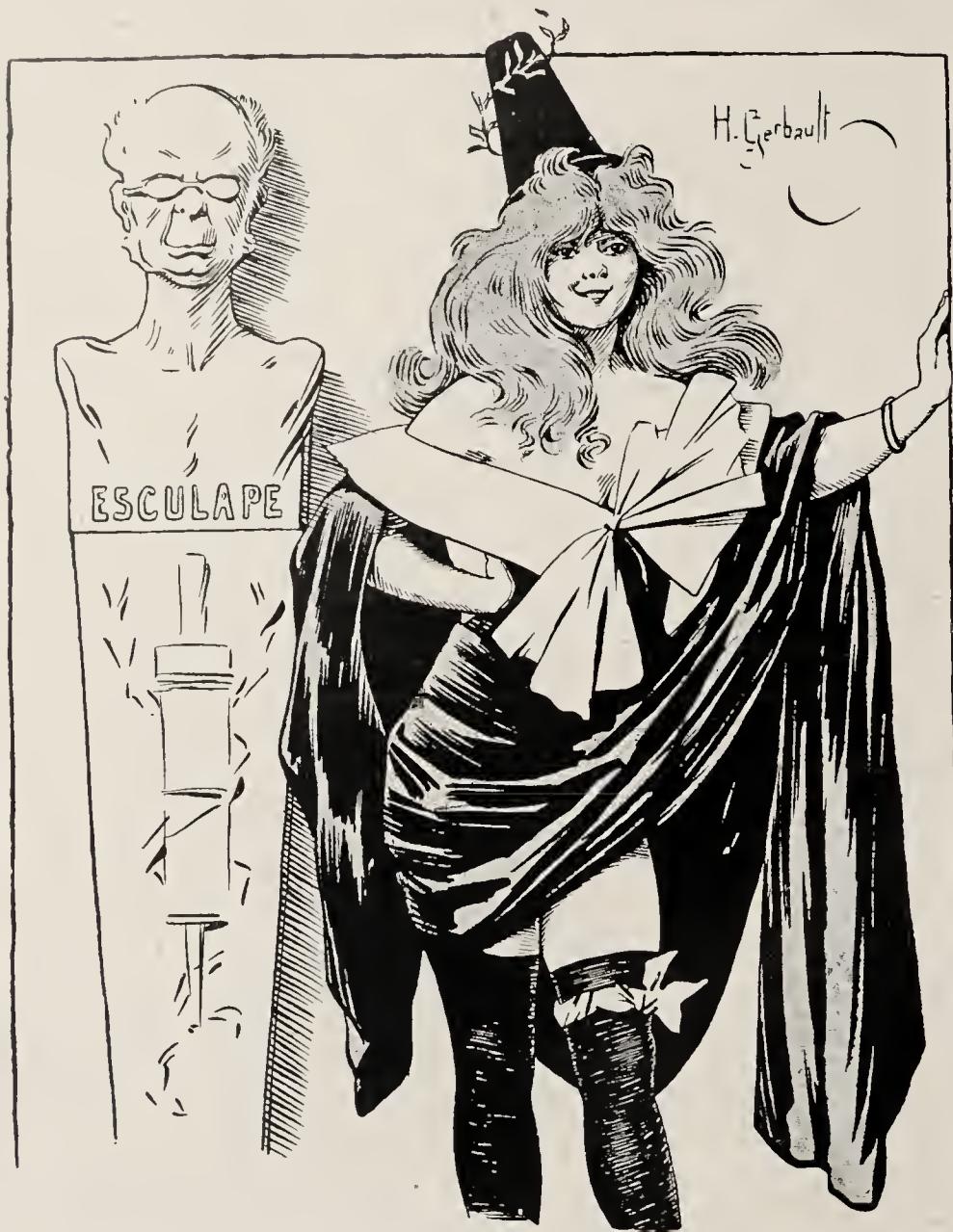


Fig. 233. Les femmes médecins.

Une Médecine qu'on prendrait avec plaisir. Aus »Frou-Frou«.

und die Radierung erdrückten. Das Zeitalter des maschinellen Betriebes forderte zunächst auch dieses Opfer des Kunsthandwerkes.

Den Beginn der modernen Zeit für den Heilstand finden wir für unsere Zwecke nicht in der einen oder anderen Entwicklungsphase der Wissenschaft, sondern in der Neuordnung des Standes. Auch bei ihm verlor sich der Wert des einzelnen in der Gesamtheit einer Standesorganisation, und neue, nie dagewesene Begriffe gaben dem Stand das neue Kleid.



Das ist der ganze Unterschied: Bei der Homöopathie stirbt man an der Krankheit,
bei der Allopathie stirbt man an der Kur.

Fig. 234. Heilkunst.

Von Th. Th. Heine. Aus dem Simplicissimus.

In der Entwicklung dieser Gegensätze von heute und vorgestern gibt es natürlich Übergangslinien. Gelehrte ausländische und deutsche Körperschaften boten schon frühzeitig Vororte für Standesangelegenheiten allgemeinerer Art, und vereinzelte Witblätter konnten fünfzig-, ja hundertjährige Jubiläen feiern.

Bei den gleichen Zielen der Satire und der Konstanz wahrer Künstler-schaft ist das Wesen der Karikatur natürlich innerlich immer daselbe



Fig. 235. Allegorie auf eine Schwitzkur durch Fliedertee.

Von Adolf v. Menzel. Holzschnitt.

geblieben, nur in der veränderten Angriffsfläche liegt für uns die Abwechslung. Die widerhakenden Pfeile des Koboldes sitzen nicht mehr dicht gehäuft in der alten Achillesferse; der locus minoris resistentiae des Heilkörpers hat seinen Sitz gewechselt. Das alte Lied, das Petrarca komponierte, und das seitdem so melodienreich bearbeitet war, ist beinahe ausgeklungen; der Arzt an sich als Witobjekt hat seinen Reiz verloren, das Thema paßt nicht mehr recht in unsere Zeit und dient nur noch hie und da als dürftiger Lückenbüsser wie der Sonntagsjäger und der krummbeinige Dackel. Das originelle Können des Künstlers allein



Fig. 236. Ich glaube, der Mensch ist eingeschlafen.

Von F. v. Reznicek. Aus dem Simplicissimus.

läßt noch über den alten Wit lächeln, aber dies Lächeln ist anders geworden, innerlicher, überlegener, philosophischer.

Man kann nicht sagen, daß die moderne Karikatur im allgemeinen gegen früher feinere Umgangsformen angenommen habe. Im Gegenteil. Gerade eine gewisse Brutalität des Spottes und Hohns ist besonders wirkungsvoll in einer Zeit, in der oft unsaubere Hände die weißesten Glacés tragen. War früher das satirische Einzelblatt doch mehr die Tat eines Künstlers, so stellt heute die Karikatur einen Teil der zur Großmacht gewordenen Presse vor; und nicht den unwesentlichsten.



Fig. 237.

Aus den Lustigen Blättern.

Da ist es nun wieder interessant zu beobachten, daß im ganzen genommen das internationale Taktgefühl den um seine Existenz ringenden Stand schon oder sich gar auf seine Seite schlägt, treu dem alten Prinzip der Satire, ein Bundesgenosse der Schwachen zu sein. Denn das Leitmotiv der modernen Standesliteratur ist ein Leidmotiv; überall Mollakkorde über die Notlage in gesell-

schaftlicher und ökonomischer Beziehung. Im schrillsten Gegensatz dazu ein Hochstand der ärztlichen Kunst, ein unvergleichlich schnelles Anwachsen und Erstarken der medizinischen Wissenschaft, deren hygienischen Forderungen die Regierungen der Welt sich unterwerfen. Die Entdeckungen des letzten Menschenalters haben der Welt ein anderes Ansehen gegeben und ein medizinisches öffentliches Gewissen wacht über den kulturellen Fortschritt der Menschheit.

Das Wort des Mazedonierkönigs Philippos, daß mit alleiniger Ausnahme der Ärzte niemand dümmer sei wie die Lehrer (*exceptis medicis nil est grammaticis stultius*) hatte nie wirklichere Bedeutung wie heute. Denn beide Berufsarten übertrieben unter der Betonung ihrer humanen Pflichten die Verleugnung ihrer persönlichen Interessen, so daß sie sich heute am Rande des gesellschaftlichen und ökonomischen Ruins befinden. Doch wehe dem Staat, in dem sich eine akute Krise



Farbiger Steindruck.

Fig. 238. Karikatur von Guillaume.
Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers F. Champenois, Paris.

gerade dieser beiden Berufe in eine chronische, unheilbare Bedrängnis auflöst.

Die Hoffnung auf staatliche Hilfe, so berechtigt sie war, da ein großer Teil der Not der modernen Gesetzgebung auf die Rechnung zu setzen ist, erwies sich als trügerisch. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn der alte Ruf »Medice cura te ipsum« eine neue Klangfarbe bekam. Das Heraustreten aus der vornehmen Reserve wurde zur zwingenden Notwendigkeit, wollte man nicht für sich das Schicksal eines verschämten Armen, und so begann das laute Treiben der Ärztekolalition. Den felt-



Fig. 239.

Aus den Luftigen Blättern.

famen und für Fernerstehende unbegreiflichen Höhepunkt fand diese Bewegung in dem Streik der Ärzte. In breiter Öffentlichkeit vollzogen sich nun die Kämpfe zwischen den Krankenkassen und den Ärzten. Die Tageszeitungen waren gefüllt mit Berichten über turbulente Versammlungen, ein Ärztetag folgte dem anderen. Öffentlicher Kampf gegen die Franktireure der Heilkunst, die Pfuscher und ihre Abarten, öffentliche Warnungen vor Niederlassungen in gewissen Kommunen, Ehrengerichtsfürungen, ärztliches Unterstützungswesen, der Kampf um die freie Arztwahl, öffentliche Agitation für bestimmte Verbände, Standespresse usw. Das sind Lofungsworte und Schlagworte einer modernen Zeit.

Wenn eines Tages hoffentlich diese Krise überwunden ist und die

Öffentlichkeit sich weniger um das Standesleben ihrer ärztlichen Berater zu kümmern braucht, wird man sich vielleicht darüber wundern, daß die öffentliche Satire und Kritik aus diesen ungewöhnlichen Ereignissen kein



Meine ärztliche Hilfe haben Sie nicht länger nötig; darf ich Sie vielleicht von jetzt ab rasieren?

Fig. 240. Zur Lage der deutschen Ärzte.

Von Wilh. Schulz. Aus dem *Simplicifimus* (1903).

Kapital geschlagen hat. »Ärztestreik«, »Die Jagd nach dem Patienten als Ausdruck des Medizinerüberflusses und der verringerten ärztlichen Nachfrage«. »Der Tod, nachdenklich nicht vor Geheimmittelplakaten stehend, wie dies wirkungsvoll W. Simmler im Schalk illustrierte, sondern vor

fünf Spezialistenschildern an einem Hause!« Welch billiges Material für witzige Preßpiraten!

Daß nicht eine Flut von derartigen Bildern die Witblätter füllt, davor



Als Gegengewicht zu den vielen internationalen Ärztekongressen haben ein paar rührige Kranke ihre Kollegen in Schildburg zu einem I. Internationalen Patientenkongreß zusammenberufen. Erster Punkt der Tagesordnung: Abschaffung der ärztlichen Honorare. Zusatzantrag: Abschaffung der Ärzte überhaupt.

Fig. 241. I. Internationaler Patientenkongreß.

Aus den Lustigen Blättern.

bewahrte uns wohl in erster Linie das imponierende Können der heutigen medizinischen Wissenschaft. Wir stopfen heute nicht mehr den Spöttern



Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 242. Wie die Naturforſcher naturforſchen (zirka 1840).

den Mund mit Erde, sondern mit dem Nachweis, daß wir nicht an dem Rückgang der Gesellschaftsklasse Arzt schuldig sind, und mit der Überzeugung, daß dieser Existenzkampf notwendig ist.

Ja, Bundesgenossen sind uns oft die, die uns jahrhundertlang auf die Spitze ihrer satirischen Nadel nahmen. Das öffentliche Gewissen wird so auch von dieser Seite aufgerüttelt, und ein Blatt des *Simplicissimus*



Heilserum direkt vom Pferd! Frisch angestochen!

Fig. 243. Eine Zukunftsapotheke.

Aus den Luftigen Blättern (1894).

tut da oft mehr, als spaltenlange Klagen in Vereinsblättern über zunehmendes ärztliches Proletariat (Figur 240).

Die neue Zeit brachte als neues Ereignis die Kongresse zutage, welche schon frühzeitig bei uns in Form der wandernden Naturforscherverfassungen neben der wissenschaftlichen Förderung die Vorarbeit für den Koalitionsgedanken taten. Wurden schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts solche Versammlungen witzig apostrophiert, so liegt es heute allzu nahe, daß die jüngste Hochflut von Kongressen und Kongreßchen



Prof. Karnickulus: Nur keine falsche Sentimentalität. Das Prinzip der freien Forschung verlangt es, daß ich diesen Menschen viviseziere zum Heile der gesamten Tierwelt.

Fig. 244. Die Vivisektion der Menschen.
Aus den Lustigen Blättern.



(Vivat academia — Vivant
Professores.)

Fig. 245.

Aus den Luftigen Blättern.
(209, 211, 217—219. Bei Gelegenheit des
internationalen Kongresses in Berlin.)

nationaler und internationaler Färbung mit allen ihren Unterarten einen etwas komischen Eindruck in ihrer Massenhaftigkeit macht. Da ist es denn ein ganz hübscher Gedanke, daß man sich auch einmal zu einem ridikülen Patientenkongreß in den Spalten der Luftigen Blätter zusammentat, als Gegengewicht zu der ärztlichen Kongreßwut.

Der mehr allgemeinere Charakter der Karikatur älterer Zeit verlor sich allmählich zugunsten einer mehr referierenden historischen Richtung, so daß man in der Tat an der Hand dieses satirischen Aktenmaterials die Tagesgeschichte der Medizin schreiben könnte. Einen ganzen Strauß medizinischer Blütenlesen aus früheren Jahrgängen gab die Redaktion der Fliegenden Blätter heraus; das medizinische Thema erschien auch anderwärts aktuell genug zu einem lustigen Sammelreferat; ich erinnere an das Heft der *L'Affiette au beurre* »Les médecins«, welches, vor Jahren erschienen, auf den Boulevards noch heute ausgerufen wird und gern Abnehmer findet. Abel Faivre hat da manch guten Einfall gehabt, der witzig und originell genug ist, um arge Frivolitäten zu übersehen.

Am treffendsten ist noch die Operationszene, die sich gegen die moderne Operationswut wendet, karikiert. Der Chirurg hat bei dem Bauchschnitt den Trauring im Bauch verloren und taucht nun nach diesem in der Tiefe des Abdomens unter.

An Brutalität übertrifft derselbe Satiriker noch den Deutschen Wilhelm Schulz in



Fig. 246.

Aus den Luftigen Blättern.

feiner Schilderung der materiellen Lage des Arztes mit der Unterschrift: »Docteur ou puis je cracher? Si c'est de l'argent . . . dans ma main«.

Die Beliebtheit dieses Genres und die Nachfrage ergibt sich aus der Tatsache, daß die jüngste Nummer der *Affiette* die Mitteilung macht, daß diese Zeichnungen (les dessins si cruels et si extraordinairement cocasses) als Ansichtspostkarten eine Neuauflage erleben sollen, und mit Sicherheit darf man annehmen, daß diese bunten Invektiven in vielen Tausenden von Exemplaren frankiert durch die Welt gehen werden.

Die moderne Reproduktionskunst hat eine solche Fülle auch künstlerisch bedeutender Karikaturen unseres Interessenkreises gezeitigt, daß ein stattlicher Band herauskäme, wollten wir auch nur das Bedeutendste und medizinisch Wichtigste zusammenstellen. Diesen kompilatorischen Sinn betätigen neuerdings einige Ärzte, welche alle auf Medizin bezüglichen Bonmots der Tagespresse ausschneiden und dicke Bände damit füllen, eine wenig glückliche Fortsetzung der ärztlichen Unterhaltungsblätter der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. — Aus der langen Perlenkette medizinischer Karikaturen, die sich zwar nicht alle durch Glanz und Formenschönheit auszeichnen, wollen wir nur einige wenige herausnehmen. Ohne Zweifel ist da die französische Unterfuchung von Guillaume (Figur 238) namentlich mit ihren zarten Farben und dem feinen innerlichen Humor der deutschen Arbeit von Reznicek (Figur 236), welche eigentlich erst durch die Unterschrift komisch wirkt, überlegen. Das bekannte massive Titelblatt der *L'Affiette au beurre* mit demselben Sujet wirkt gegen diese beiden geistreichen *Aperçus* aber wie eine Zote.

Charakteristisch für den Fortschritt der Aufklärung und die Ziele der modernen Volkserziehung ist die erfreuliche Tatsache, daß man aufgehört hat, gewisse Krankheiten als geheime zu bezeichnen und dadurch deren Weiterkriechen im Dunkel der Unwissenheit zu begünstigen. Der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind



Fig. 247.

Aus den Luftigen Blättern.

da wirkfame Helfershelfer entstanden in Literatur und Kunst. Schade, jammerschade, daß Brieux' Stück »Les Avariés« nicht die Zugkraft der »Roten Robe« bewiesen. Das Stück ist nicht dramatisch genug behandelt,



Fig. 248. Titelblatt: Der hereditär-syphilitische Amor.

das Lehrhafte steht zu sehr im Vordergrund, und als schlimmster Zuschauer sitzt die Langeweile mit im Parkett. Vielleicht wählt auch ein deutscher Dramatiker in kühner Begeisterung das Schreckgespenst der Syphilis als Vorwurf und trägt mit demselben Erfolge, wie es Ibsen

mit der Vererbungs-idee tat, die nützliche Kenntnis dieser Dinge in die gebildeten Volkskreise.

Wie die Antialkoholbewegung durch bildliche Warnungstafeln, auf denen die Folgen des übertriebenen Alkoholgenusses markant zum Ausdruck kommen, zu wirken sucht, so könnte sich die genannte Gefell-



Fig. 249. Le Plaisir.

Cambacérès, Erzkanzler Napoleons I. und der syphilitische Cupido.

Farbige Karikatur von Gaudissart (1815).

schaft die demagogische Kraft des Plakats zunutze machen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Karikatur es wagen konnte, sich des heiklen Themas der Syphilis zu bemächtigen. Mit kühnem Griff hat Frankreich nach dem Pionierdienst des Dichters Brieux auch für die graphische Kunst dies schwierige Terrain erobert!

Nach einigen schüchternen Versuchen von anderen Stellen aus bemächtigte sich wiederum die L'Affiette au beurre des aktuellen Stoffes und erschien auf dem Plan mit einem ganzen Hefte: »Les Avariés«.

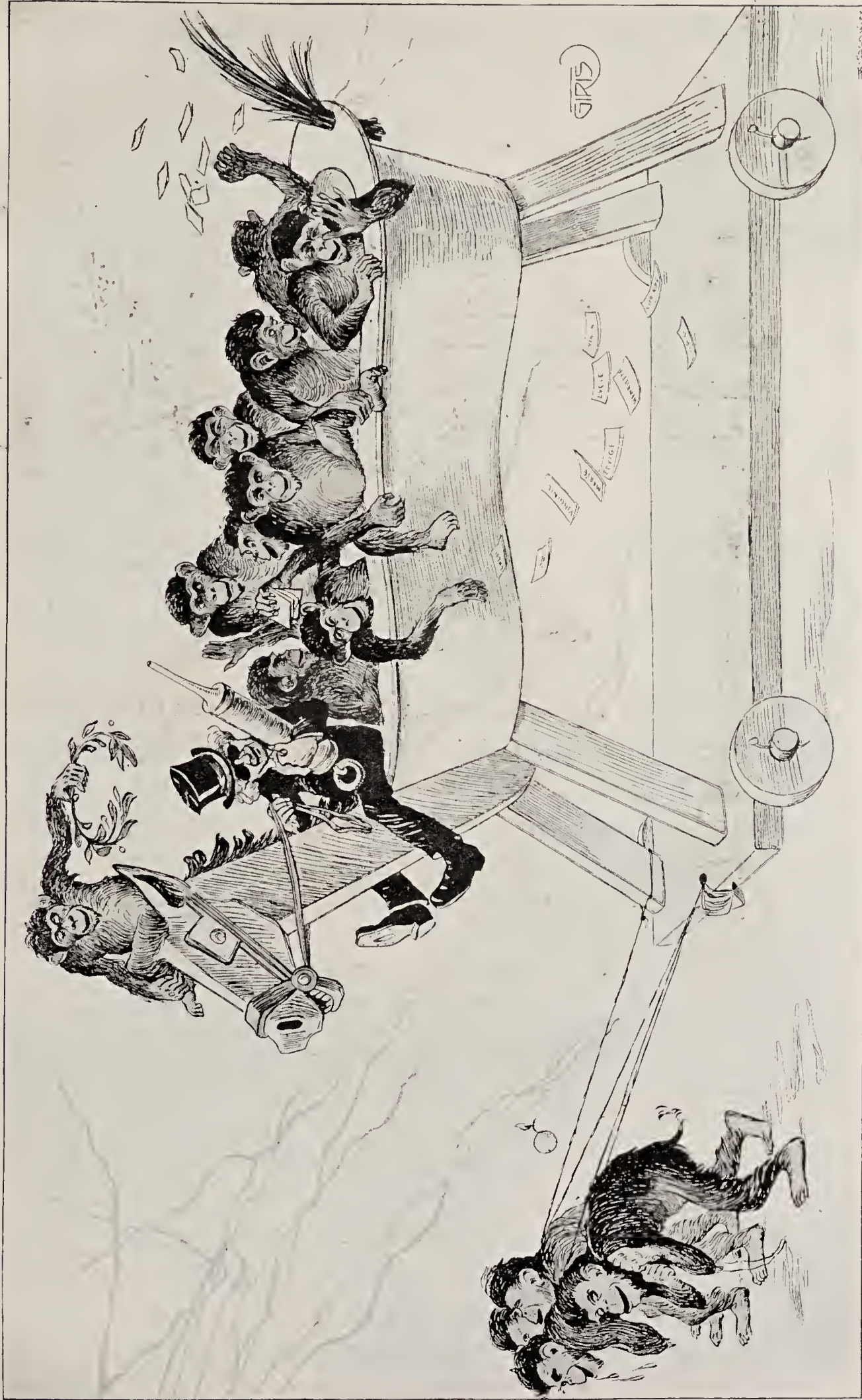
Hinter der satirischen Maske grinst ungeschminkt das graue Gespenst. Das Titelblatt mit dem hereditär-syphilitischen Amor mit zerrupften Flügeln, dessen widerhakende Pfeile vom geflickten Bogen jeder betrof-



Fig. 250. L'Affiette au beurre: Les Avariés.

Un moyen pratique de renseigner les dames («Il faut apprendre aux femmes ce que c'est que la syphilis», Brieux).

fenen Menschenblume allmähliches Verdorren bringen – selbst den weißesten Lilien –, ist eine imponierende Leistung. Wir fanden nur ein Gegenstück, welches vielleicht ebenbürtig der modernen Schöpfung an die Seite zu setzen ist: der Kupido aus der Empirezeit, der dem Kanzler des großen Napoleon so übel mitspielt. Die zerzausten Flügel



Les Singes: Grâce à Metchnikoff nous aussi nous sommes syphilitiques.

Fig. 251. Le char des Avariés de l'Institut Pasteur.

Aus L'Affiette au beurre.

des Cochon-Amor, die gelben Merkurialtüten mit den Bienen darauf, die Injektionspritze und, laßt not least, die durchlochten Pantalons geben die Pointe witzig und zutreffend (Figur 249).

Aus der Sammelfolge bringen wir noch die Abbildung Nr. 250. Fordern auch diese Rotunden mit ihren skandalösen Affichen – gleichsam moderne Tempel des Kurpfuschertums – in ihrem jetzigen Äußern die erbitterte Gegnerschaft des Volkshygienikers heraus, so scheint mir die vorlängst von mir gegebene Anregung, diese Stellen in den Dienst sowohl der Massenaufklärung als auch des medizinischen Rettungswesens zu stellen, erneuter Beachtung wert.

Das früher totgeschwiegene böse Kind der Pathologie, die Lues, dessen Namen sich nur Eingeweihte im Flüstertone zuraunten, beschäftigt mit einem Male die breite Öffentlichkeit. Die Überzeugung hat sich durchgerungen, daß geheimer Beichtstuhlrat hier die Tragödie der Menschheit nicht aufzuhalten vermag, und daß das Heil nur in öffentlicher Predigt zu suchen ist.

Der Kampf gegen das Syphilisgift und das Interesse an der Forschung ist so allgemein geworden, daß jede Phase öffentlich diskutiert und in einer Zeit der Blüte satirischer Kunst natürlich auch karikiert wird. Aus der Unzahl solcher Tageserzeugnisse nehmen wir aus der Sammelmappe den Wagen Metchnikoffs (Figur 251) mit seinen infizierten Affen heraus, weil er uns in eine neue Phase der Forschung hineinfährt.

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART.

Prof. Dr. Eugen Holländer.

Die Medizin in der klassischen Malerei.

Mit 272 in den Text gedruckten Abbildungen.

Zweite Auflage.

1913. Hoch-Quart. kart. M. 28.—; geb. M. 40.—; fein geb. M. 46.—

Ein Werk, das jeden kunstliebenden Arzt entzücken wird, ist: »Die Medizin in der klassischen Malerei« von Dr. Eugen Holländer in Berlin. ... »Ein frohes Werk außerberuflicher Tätigkeit« nennt der Verfasser selbst sein Buch, und die Freude, die ihm die Arbeit bereitet haben mag, teilt sich sofort dem Leser mit. Künstlerischer und historischer Sinn, unterstützt durch alle Hilfsmittel der modernen Technik, haben hier ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes geschaffen.

Münchner medizin. Wochenschrift.

Plastik und Medizin.

Mit 1 Tafel und 433 Abbildungen
im Text. 1912. Hoch-Quart.

kart. M. 28.—; geb. M. 40.—;
fein geb. M. 46.—

Ich möchte hoffen, daß in vielen Lesern die Lust erweckt wird, die ausgezeichneten Abbildungen zu sehen und das Buch selbst zu studieren, welches außerordentlich anziehend geschrieben ist und mit seinen zahlreichen Hinweisen auf die Jetztzeit vielfach anregend wirkt. Der ganze Ärztestand ist dem Verfasser für sein überaus interessantes und inhaltreiches Werk zu großem Dank verpflichtet.

Die Therapie der Gegenwart.



Zeichnerischer Krankheitsbericht Albrecht Dürers an seinen Arzt. Verkleinerte Abbildung aus »Die Medizin in der klassischen Malerei«.

Im Frühjahr 1921 erscheint:

Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt aus deutschen Flugblättern des XV.—XVIII. Jahrhunderts.

Mit etwa 200 Abbildungen. Hoch-Quart. kart. etwa M. 120.—; fein geb. etwa M. 150.—

Werke von Professor Dr. C. H. Straß, Haag.

Die Schönheit des weiblichen Körpers. Den Müttern, Ärzten und Künstlern gewidmet. Neunundzwanzigste Auflage. Mit 315 Abbild. u. 7 Taf. Lex. 8°. 1920. geh. M. 40.—; geb. M. 54.—; fein geb. M. 60.—

Die Rassenschönheit des Weibes. Zehnte und elfte vermehrte Auflage. Mit 379 Textabbildungen und 3 Tafeln. Lex. 8°. 1920. geh. M. 100.—; fein geb. M. 115.—

Die Frauenkleidung und ihre natürliche Entwicklung. Vierte Auflage. Mit 269 Textabbildungen und einer farbigen Tafel. Lex. 8°. 1920. geh. M. 21.—; geb. M. 28.—

Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Dritte Auflage. Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. Lex. 8°. 1919. geh. M. 12.—; geb. M. 22.—

Naturgeschichte des Menschen. Grundriß der somatischen Anthropologie. Zweite Auflage. Mit 342 teils farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Lex. 8°. 1920. geh. M. 23.—; geb. M. 30.—

Demnächst erscheinen neue Auflagen von:

Der Körper des Kindes und seine Pflege. Für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler. Fünfte und sechste Auflage. Mit zahlreichen Textabbild. u. 4 Tafeln. Lex. 8°. 1921. geh. etwa M. 80.—; geb. etwa M. 100.—

Die Körperpflege der Frau. Physiologische und ästhetische Diätetik für das weibliche Geschlecht. Allgemeine Körperpflege. Kindheit. Reife. Heirat. Ehe. Schwangerschaft. Geburt. Wochenbett. Blütenjahre. Wechseljahre. Alter. Siebente und achte Auflage. Mit 2 Tafeln und 119 Textabbildungen. Lex. 8°. 1921. geh. etwa M. 70.—; geb. etwa M. 90.—

Klose, Privatdoz. Dr. Erich, Die Seele des Kindes. Eine Einführung in die geistige Entwicklung des Kindes für Eltern und Erzieher. gr. 8°. 1920. steif geh. M. 6.—

Meyer-Rüegg, Prof. Dr. H., Die Frau als Mutter. Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett sowie Pflege und Ernährung der Neugeborenen in gemeinverständlicher Darstellung. Siebente bis zwölfte Auflage. Mit 53 Abbildungen. 8°. 1920. geh. M. 12.—; in Pappband geb. M. 16.—

Müller, Prof. Dr. med. Erich, Briefe an eine Mutter. Ratschläge für die Ernährung von Mutter und Kind, sowie die Pflege und Erziehung des Kindes. gr. 8°. 1919. geh. M. 12.—; in Pappband geb. M. 16.—

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART.

Vom Jenseits der Seele.

Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung.

Von Prof. Dr. Max Dessoir.

Vierte und fünfte Auflage.

Lex. 8^o. 1920. geh. M. 36.— ; geb. M. 48.—

Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie.

Ihre psychologische, psychophysiologische und medizinische Bedeutung
mit Einschluß der Psychoanalyse sowie der Telepathiefrage.

Ein Lehrbuch für Studierende sowie für weitere Kreise.

Von Prof. Dr. August Forel.

Achte und neunte Auflage.

Lex. 8^o. 1919. geh. M. 16.— ; in Pappband geb. M. 19.—

Die Hypnose und Hypno=Narkose.

Für Medizin=Studierende, praktische und Fachärzte.

Mit einem Anhang: Die Stellung der medizinischen Psychologie
(Psychotherapie) in der Medizin.

Von Prof. Dr. A. A. Friedländer.

Lex. 8^o. 1920. geh. M. 18.— ; in Pappband geb. M. 24.—

Aberglaube und Zauberei

von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart.

Von Dr. Alfred Lehmann.

Deutsche autorisierte Übersetzung von Dr. Petersen.

Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 2 Tafeln und 67 Textabbild. Lex. 8^o. 1908. geh. M. 14.— ; in Leinw. geb. M. 19.—

Der Traum.

Einführung in die Traumpsychoologie von Herbert Silberer.

8^o. 1919. geh. M. 4.— ; in Pappband geb. M. 6.—

Der Gesichtsausdruck des Menschen.

Von Prof. Dr. med. H. Krukenberg.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 259 Textabbildungen meist nach Originalzeichnungen und photographischen
Aufnahmen des Verfassers. Lex. 8^o. 1920. geh. M. 28.— ; geb. M. 35.—

Anfang Januar 1921 erscheint:

Das Weltengeheimnis.

Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur= und Geistes=
wissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion.

Von Prof. Dr. Karl Jellinek.

Mit über 200 Abbildungen. Lex. 8^o. 1920. Preis geh. etwa M. 50.— ; geb. etwa M. 60.—

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART.

Im November 1920 wurde vollständig:

Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft.

Von Prof. Dr. Emil Utiy.

Zwei Bände.

I. Band. Mit 12 Bildtafeln. Lex. 8°. 1914. XII u. 308 Seiten. geh. M. 18. — ; geb. M. 34. —

II. Band. Mit 12 Bildtafeln. Lex. 8°. 1920. XII u. 438 Seiten. geh. M. 60. — ; geb. M. 76. —

Gotik in der Renaissance.

Eine kunsthistorische Studie.

Von Geheimrat Prof. Dr. A. Schmarsow.

Mit 16 Abbildungen. Lex. 8°. 1921. Etwa 100 Seiten. Steif geh. etwa M. 12. —

Ästhetik u. Allgemeine Kunstwissenschaft.

In den Grundzügen dargestellt von

Prof. Dr. Max Dessoir.

Mit 16 Abbildungen und 19 Tafeln. Lex. 8°. 1906. geh. M. 28. — ; fein geb. M. 48. —

Duval's Grundriß der Anatomie für Künstler.

Deutsche Bearbeitung von Prof. Dr. Ernst Gaupp.

Fünfte Auflage.

Mit 4 Tafel- u. 108 Textabbild. gr. 8°. 1919. geh. M. 16. — ; in Halbleinw. geb. M. 19.20.

Plastische Anatomie des Menschen

für Künstler und Kunstschüler von

Prof. L. Heupel-Siegen.

Mit 199 teils farbigen Zeichnungen auf 85 Tafeln von Paul Mather, Düsseldorf,
und 8 Aktstudien. Lex. 8°. 1913. geh. M. 36. — ; fein geb. M. 50. —

Soeben erschien:

Das Kino in Gegenwart und Zukunft.

Von Dr. Konrad Lange,

ord. Professor der Kunstgeschichte und Kunstlehre an der Universität Tübingen.

Lex. 8°. 1920. XI und 337 Seiten. Geh. M. 60. —

Das Buch verbreitet über eine im höchsten Grade aktuelle Frage ein vielfach neues und überraschendes Licht und ist besonders für Volkserzieher, Lehrer, Politiker, Juristen, staatliche und städtische Beamte, Volkswirtschaftler, Geistliche usw. unentbehrlich.

Auf sämtliche Preise kommt der übliche Sortimentsteuerzuschlag; auf alle
vor 1919 erschienenen Werke außerdem ein Verlagsteuerzuschlag von 100⁰/₁₀.

